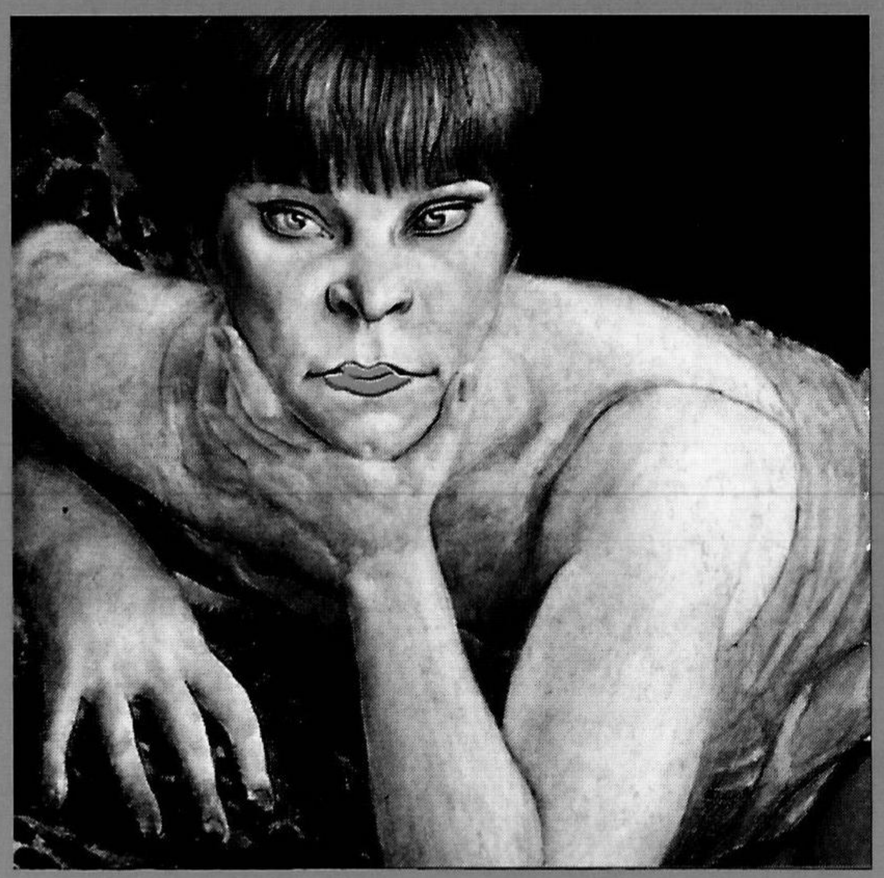
Weg und Ziel

ARCHIVEXEMPLAR
KEIN VERLEIH
INFOLADEN LEIPZIG

Marxistische Zeitschrift

Infoladen
Koburger Str. 3 · 04277 Leipzig
Telefon (0341) 3 02 65 04
www.nadir.org/infoladen_leipzig



„Kalte Frauen"?
Klasse und Geschlecht

Nr. 1 • 1994 52. Jahrgang Einzelpreis 40 Schilling

GESCHLECHT – KLASSE – ETHNIZITÄT

Gabriella Hauch (Hg.), Europa-Verlag, Wien/Zürich 1993, 257 Seiten, 248 Schilling.

„Weder Fisch noch Vogel" – das im Titel des Umschlagbildes von Ursula Körbitz evozierte Spannungsverhältnis von Widersprüchlichkeit und Gleichzeitigkeit charakterisiert auch das Thema der 28. Linzer Tagung der Historiker/innen der Arbeiter/innenbewegung: „Geschlecht – Klasse – Ethnizität". Zur Auseinandersetzung mit diesen Kategorien, die miteinander verknüpft sind und einander prägen, versammelt Gabriella Hauch die Beiträge von Autorinnen aus fünf Kontinenten, die sich mit Haus-, Familien und Erwerbsarbeit, den Geschlechterverhältnissen in Politik und Öffentlichkeit, Fremden und Vertrautem in verschiedenen Kulturen beschäftigen oder die Möglichkeit „feministischer" Forschungsmethoden diskutieren. Die Beiträge der Tagung von September 1992 stammen von: Ursula Beer, Brigitta Studer, Hem Lota Svarup, Dorothy Thompson, Tamara K. Hareven, Joan Smith, Amina Shafik, Sherna Berger Gluck, Regina Becker-Schmidt, Irene Bandhauer-Schöffmann, Lucy Taksa, Irina Scherbakova, Meinhard Stark, Henriette Stevens, Laura Tabili, Dana Frank, Uddalak Roy, Annette Kuhn, Kathrin Braun, Christine Colette und Josette Trat.

FRAUSEIN *ALLEIN* IST KEIN PROGRAMM.

Ingrid Strobl, Mit einem Vorwort von Paul Parin und Goldy Parin-Matthèy, Kore-Verlag, Freiburg im Breisgau 1989, 192 Seiten, 156 Schilling.

„Die biologische Prädisposition der Frau, noch immer besetzt und mißbraucht von patriarchalischem Herrschaftsinteresse, wurde nun, noch ehe sie von ihrer Instrumentalisierung und Ideologisierung befreit war, zum positiven Schicksal gewendet, in ihrer verzerrten Form als ‚natürlich' angenommen. ...
Dieser Irrweg weiblicher Selbst-‚Findung' sei hier so ausführlich dargelegt, weil ihn viele, auch künstlerisch arbeitende, Frauen in mehr oder weniger abgeschwächter Form , mehr oder weniger lange einschlugen/schlagen. Er entstand – auch – als Reaktion auf die unbefriedigenden Defizit-Theorien, die Weiblichkeit nur als Mangel, als Anhäufung von Defiziten begreifen woll(t)en. Jedoch: Biologismen jeglicher Art (auch wenn sie innerhalb der Frauenbewegung entstehen) und Feminismus schließen sich notwendig aus."

RASSE, VOLK, NATION IN ÖKOLOGIE UND NEW AGE: VOM ALTEN ZUM NEUEN FASCHISMUS

Mag. Brigitte Fuchs, Claudia Wulz

17. Feb.: Krise und apokalyptische Visionen:
Zur historischen Genese von Faschismus, Nationalsozialismus und New Age
3. März: „Natur" und magisches Denken: das Verschwinden von Subjekt und Gesellschaft
17. März: Die Gesellschaft als „Öko-System"
7. April: Ökologie und Rassismus: Thesen zur „Überbevölkerung"
21. April: Frauen und Natur: der Ökofeminismus
5. Mai: „Von der Dritten Welt lernen"– Zum ideologischen Ressourcen-Transfer
19. Mai: Die neue Sozialdisziplinierung

Volkshochschule Brigittenau, Raffaelgasse 11 – 13
Do 19.30 bis 21.00, AK-Stiftungskurs, 50 Schilling

Weg und Ziel

Marxistische Zeitschrift

Herausgeber:
Kommunistische Partei Österreichs

Redaktionskomitee:
Dr. Winfried Garscha
Dr. Günther Klodner
Mag. Julius Mende
Dr. Wolfgang Priglinger
Helmut Rizy
Dr. Maria Wölflingseder

Achtung neue Adresse:

Abonnement, Vertrieb und Redaktionsadresse:
Andrea Dampier, KPÖ,
Trattnerhof 2/14
1010 Wien,
Tel.: 0222/533 60 23

Erscheinungsweise:
fünf mal jährlich

Abonnement-Preise:
5 Hefte 200,- S; 35,- DM

Lay-out:
Michael Baiculescu

Druck:
Druckerei
Gerstmayer Ges.m.b.H.,
Schönbrunner Straße 215

Die nächsten Nummern

erscheinen im Mai und im Juli.

Themen schwerpunkte:

EG, EU – Region und Demokratie

Ökologie von rechts, Ökologie von links

Inhalt

Nr. 1, März 1994, 52. Jahrgang

TENDENZ RECHTS

Kai-Uwe BRAUN: „Biologie als Schicksal" - Biologismus als Schicksal? 2

THEMA: „KALTE FRAUEN"? - KLASSE UND GESCHLECHT

Irmi VOGLMAYR: Klasse und Geschlecht 7

Doris SCHEER: Frauenarbeit als doppeltes Zwangsverhältnis 14

Birge KRONDORFER: Und noch einmal – Geschlecht versus Klasse? 16

Marianne FRIESE: Frauenbildung und Geschlechterdifferenz im Prozeß europäischer Modernisierung 19

Helen SAFA: Die neuen Arbeiterinnen – Mit Billiglohn zu mehr Frauenmacht? . . . 28

In ihren eigenen Worten... Aus dem Buch „Sandinos Daughters Revisited" 33

Judith KIEFERSTÄDTL: Camille Paglia und das postfeministische Entweder-Oder 35

Friedhelm KRÖLL: Scarlet O'Hara – Ein Versuch 43

MEXIKO

José Alvarez ICAZA: Chiapas – historische Herausforderung 51

RUSSLAND

Werner PIRKER: Bis alles in Scherben fällt? 53

BÜCHER

Luisa Muraro, Die symbolische Ordnung der Mutter

Hans Kalt, Ist die Wirtschaft noch zu steuern?
Hans Kalt, Neubeginnen mit Marx

Giovanni Sartori, Demokratietheorie
Michael Th. Greven, Macht in der Demokratie

Ulrich Beck, Die Erfindung des Politischen

Fr.-M. Balzer (Hg.), Ärgernis und Zeichen

Erhard Eppler, Kavalleriepferde beim Hornsignal

»Erziehung heute«, Themenschwerpunkt Ausländergesetze

Gary L. Ulmen, Politischer Mehrwert 56

LeserInnenbriefe 63

Titelbild: Otto Dix, Liegende auf Leopardenfell, 1927

„Biologie als Schicksal" – Biologismus als Schicksal?

Ansätze für eine konstruktive Biologismus-Kritik

Kai-Uwe BRAUN

Biologische Gesellschaftsanalysen erfreuen sich neuerdings wieder größter Publizität. Der Blick in die Trafik beweist es. Nicht nur Zeitgeist-Zeitschriften wie der »Wiener«, sondern sich als seriös und aufklärerisch verstehende Nachrichtenmagazine werden zum Sprachrohr biologisch-deterministischer Deutungen, insbesondere der Verhaltensforschung und Soziobiologie.

So widmete sich im Sommer letzten Jahres der »Stern« den soziobiologischen Grundlagen der Liebe und kam zu dem Ergebnis: „Ob Menschen-Mann oder Tier-Männchen – kaum kreuzt ein schönes Weib den Weg, will er ihr zeigen, daß er ein ganzer Kerl ist." (29. 7. 1993) Der »Spiegel« erschien zur selben Zeit mit dem Aufmacher „Gen für Homosexualität entdeckt" (26. 7. 1993). In der »Zeit« widmete sich ebenfalls im Juli 1993 über drei Wochen Dieter E. Zimmer der biologischen „Anthropologie des Fremdenhasses". Die Bücher eines Irenäus Eibl-Eibesfeldt, Franz M. Wuketits, Konrad Lorenz, Richard Dawkins oder eines O. E. Wilson mit Titeln wie „Biologie als Schicksal" und „Naturgeschichte der Moral" erreichen zum Teil Bestseller-Auflagen.

Biologische Gesellschafts- und Verhaltensanalysen sind wieder „in", salonfähig, intellektuell „anständig", eben auch in Kreisen und Publikationen mit progressivem Selbstverständnis. Bemühte man sich seit den sechziger Jahren allerorten gesellschaftliche Phänomene auch als solche zu betrachten und folglich sozialwissenschaftlich zu analysieren, sind heutzutage biologische Erklärungsmuster wieder auf dem Vormarsch. Sozialwissenschaftliche Modelle können keine adäquaten Antworten auf die von Ulrich Beck beschriebene Risikogesellschaft geben. Denn die wachsende gesellschaftliche Irritation durch Frauenbewegung, Fall des Eisernen Vorhangs, verstärkte Konfrontation mit Fremden und Fremdem, Abbau wohlfahrtsstaatlicher Leistungen sowie soziale Vereinzelung und Vereinsamung schreit nach einfachen Lösungen. Sozialwissenschaftliche Analysen (wie die von Beck) sind Apokalypseszenarien, sind zumindest kompliziert und bieten keine schnellen Handlungsoptionen. Doch: Orientierungen müssen her – und mit denen sind einige Verhaltensbiologen, Genetiker und Soziobiologen und mit ihnen die Medien zur Zeit sehr schnell zur Hand.

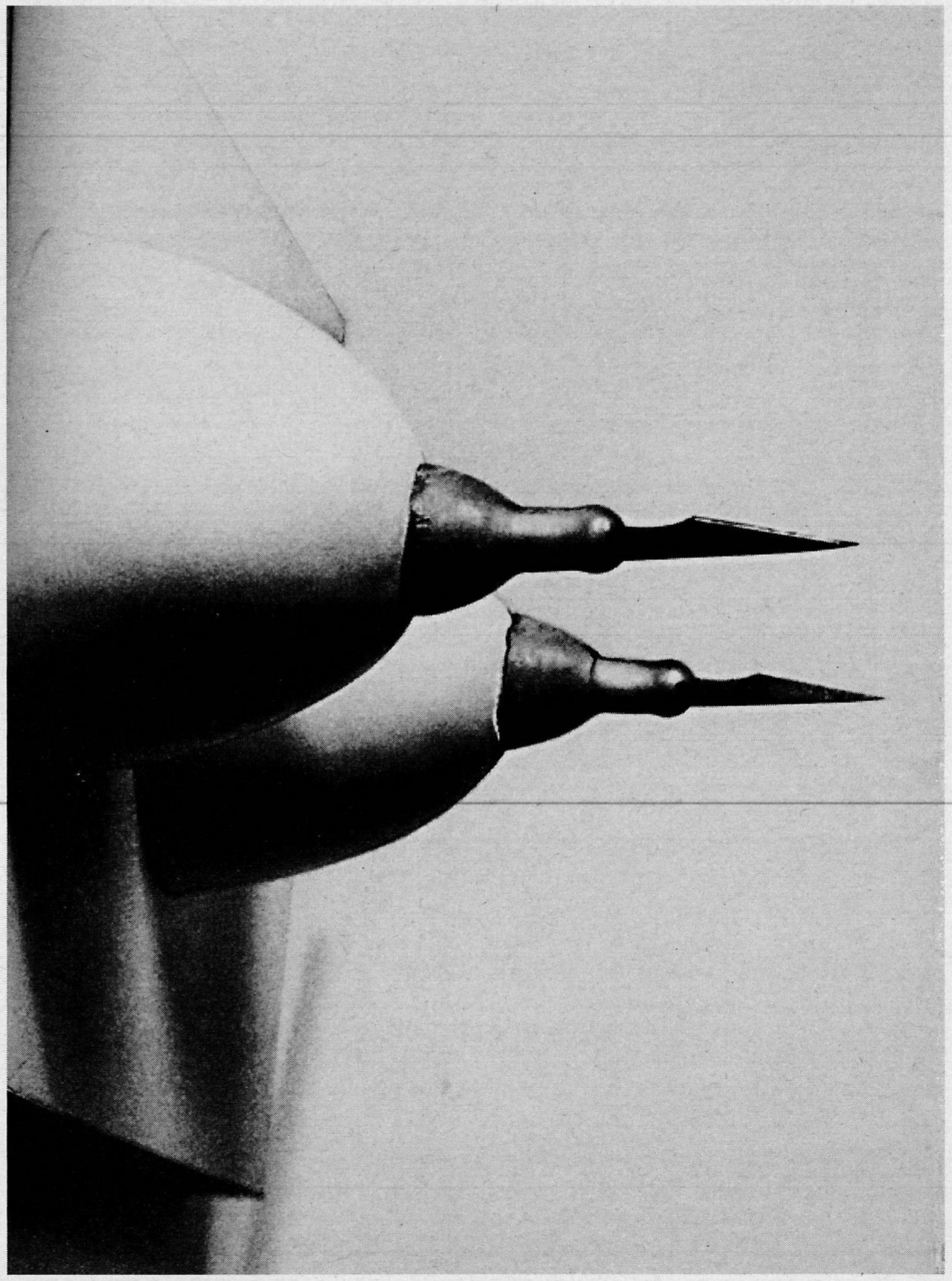
Der moralische Zeigefinger

Die Hilflosigkeit der Sozialwissenschaften gegenüber aktuellen Problemfeldern der europäischen Gesellschaften paart sich mit Unfähigkeit zu einer konstruktiven Biologismus-Kritik. Die Kritik an biologisch-deterministischen Modellen bleibt nur allzuoft in Plattheiten aufgrund mangelnder Analyse-Fähigkeit stecken. Der moralische Zeigefinger, der immer wieder Protagonisten der biologistischen Renaissance eine Nähe zum nationalsozialistischen Rassismus nachzuweisen versucht, geht in die Leere. Die Kritisierten haben angesichts solcher Gleichsetzungen leichtes Spiel, wie es einmal Bernd Lötsch in der Zeitschrift »Natur« (2/1989) demonstrierte; in einer Verteidigungsschrift für Konrad Lorenz, der zuvor in derselben Zeitschrift – freilich nicht zu Unrecht – als Sympathisant der Nazi-Ideologie bezeichnet worden war, berief sich Lötsch auf den amerikanischen Kommunisten, Genetiker und Nobelpreisträger H. J. Muller, der obendrein noch mit dem Nobelpreis ausgezeichnet worden war. Eben – Biologismus macht vor ideologischen Grenzen nicht halt. Seit Charles Darwin zur Mitte des vergangenen Jahrhunderts mit seiner Evolutionstheorie erstmals ein Weltbild geschaffen hatte, das ohne jegliche überirdische Instanz auskam, legitimieren Vertreter unterschiedlicher politischer Couleurs ihr gesellschaftspolitisches Engagement mit einer „Natur", die nach angeblich ewig gültigen Gesetzmäßigkeiten funktioniert. Im Kreis der Sozialdarwinisten, die in unterschiedlicher Art und Weise die von Darwin zunächst ausschließlich auf Flora und Fauna beschränkte Maxime vom Kampf der Arten ums Dasein auf die menschliche Gesellschaft übertrugen, fand sich die Crème de la Crème der Natur-, Geistes- und Sozialwissenschaft, der Politik sowie der Literatur ein. Und da finden sich neben den Vertretern einer rassistischen und nationalsozialistischen Politik eben auch progressive Protagonisten der europäischen Literatur wie Gerhart Hauptmann und Émile Zola, die in ihren Werken vor einem vererbungsbiologischen Untergang warnten. Wirtschaftsliberalisten wie der Leipziger Zoologe Ernst Haeckel, dessen „Welträtsel" zu Beginn unseres Jahrhundert über 300.000 mal über den Ladentisch ging, begründeten ihre sozialpolitischen Vorstellungen ebenso mit Gesetzlichkeiten der „Natur" wie die Sozialdemokraten des „Roten Wien". Selbst Karl Marx und Friedrich Engels hatten Darwins Modell ob des „Todesstoßes" für das religiöse Weltbild bejubelt. Lange bevor der nationalsozialistische Staat mit der Unterstützung eines Großteils der deutschsprachigen Medizin, Anthropologie und Vererbungswissenschaft seine rassistische Ausgrenzungs- und Vernichtungspolitik unter anderem gegen Juden, Roma und Sinti, Kranke, politisch Andersdenkende und Homosexuelle betrieb, hatten die gesellschaftlichen Eliten die Notwendigkeit der Umsetzung der „Naturgesetze" in Bereiche des menschlichen Lebens postuliert. Dieser biologisti-

sche main-stream hatte selbst vor den Köpfen jener nicht halt gemacht, gegen die sich das naturalisierte Weltbild zunächst gerichtet hatte; so finden wir zum Beispiel auch im politischen Katholizismus in der österreichischen Zwischenkriegszeit Bestrebungen, die sozialdarwinistisch-eugenische Ansätze mit der katholischen Morallehre zu verknüpfen gedachten. „Das Reich der Thatsachen hat gesiegt", schrieb Friedrich von Hellwald bereits 1879 angesichts des post-darwinistischen Siegeszuges der Naturwissenschaften in seinem „Glaubensbekenntnis (!) eines Naturforschers", „sie (die Naturwissenschaft/der Verf.) hat schon jetzt alle besseren Köpfe in Besitz genommen und hat nur Träumer und Schurken gegen sich. Sie ist in alle Gebiete eingedrungen, sie gestaltet alle anderen Wissenschaften um, sie beherrscht unser ganzes Familien- und Staatsleben. (...) Sie herrscht überall."[1]

Der „progressive" Biologismus

Jene Form der Kritik also, die Biologisten immer wieder die Förderung nationalsozialistischer Ideologie vorwirft, ist zumindest teilweise falsch; sie ist darüberhinaus völlig unfruchtbar, weil sie den Kern nicht trifft: Es muß zunächst darum gehen, jegliche Form der Projektion von „Natur" auf die Gesellschaft zu hinterfragen. Die Kritik muß sich auch gegen jene Bemühungen richten, deren Biologismus ein emanzipatorisches Interesse verfolgt. So konnte man beispielsweise in einer Titelgeschichte des »Profil« (26. 4. 1993) lesen, daß Forschungen von Verhaltensforschern ergeben hätten, daß „(die) lebenslang monogame Ehe (...) ein Konzept wider die Natur (ist)". Biologistische Tendenzen lassen sich auch im „grünen" und feministischen Spektrum verorten. Biologismus kann aber, auch wenn er sich progressiv gibt, nie progressiv sein. Das ist ein Widerspruch in sich; denn Biologismus ist immer insofern antiaufklärerisch, weil er zu wenig oder gar nicht die Frage nach politischen, sozialen, ökonomischen und anderen kulturellen Ursachen stellt und eine kulturelle Dynamik – die menschliche Reflexions-, Lern- und Handlungsfähigkeit in einem sich wandelnden gesellschaftlichen Bedingungsrahmen – ignoriert. Dabei ist es unnötig, zu bestreiten, daß die Menschen von biologischen Faktoren beeinflußbare Wesen sind. Zu fliegen wie die Vögel ist eben nur den Vögeln vorbehalten. Aber die menschliche Kulturfähigkeit hat es möglich gemacht, daß wir mit technischer Unterstützung fliegen können. Selbst wenn es beispielsweise eine angeborene Fremdenangst gäbe, hieße das nicht, daß diese des Menschen Schicksal sei. Biologische Dispositionen werden leider nur allzuoft mit Unveränderbarkeit gleichgesetzt. Selbst viele BiologInnen widersprechen diesem biologistischen Postulat aufs heftigste; ein US-amerikanisches Autorenkollektiv von Bio- und Sozialwissenschaftlern kommt zu dem Schluß: „Die Vermischung von ‚erblich' und ‚unveränderbar' ist Teil einer allgemeinen Fehleinschätzung von Genen und Entwicklung. Der Phänotyp eines Organismus ändert und entwickelt sich jederzeit. Einige Änderungen sind reversibel, andere irreversibel, aber diese Kategorien sind unabhängig von der Unterscheidung erblich – nicht-erblich. Der Verlust eine Auges, Armes oder Beines ist irreversibel, aber nicht erblich. Das Auftreten der Wilsonschen Krankheit ist erblich, aber nicht irreversibel."[2]



Renate Bertlmann, Messerbrüste, 1975, Gips, Schnuller, Skalpellmesser

Biologie als Deutungssystem

Biologie wird immer wieder mit Wahrheit verwechselt. Daher gilt es weiters, jenen Glauben, auf den sich jede Form des Biologismus stützt, zu erschüttern, der die Biologie als eine objektive, unbestechliche, unpolitische Institution betrachtet, so als ob biologische Erkenntnisse nicht von Menschen gewonnen würden. Biologie ist aber zunächst einmal ein Deu-

tungssystem, eine Sichtweise. WissenschaftlerInnen sind, so wie alle anderen Menschen auch, Subjekte, die in einem spezifischen gesellschaftlichen (zeitlichen, politischen, sozialen, wirtschaftlichen, geistigen) Bedingungsrahmen handeln. In diesem Bedingungsrahmen entwickelt jeder Mensch und somit auch jeder/jede WissenschaftlerIn ein eigenes Wertesystem und eigene Interessen, auf deren Grundlage er/sie wahrnimmt und handelt. Diese Perspektivität des Forschers bzw. der Forscherin hat entscheidenden Einfluß auf den ausgewählten Untersuchungsgegenstand, die wissenschaftliche Fragestellung, die Methode, die Kriterien der Interpretation und somit letztendlich auf die Ergebnisse – und somit auf die „Natur". Wie selektiv BiowissenschaftlerInnen fragen und wahrnehmen können, manifestiert sich in den ethologischen und soziobiologischen Forschungen der letzten Jahre. Eibl-Eibesfeldt, Wuketits & Co. bedienen sich vorwiegend der Methode des Tier-Mensch-Vergleichs, die einer Gleichsetzung bestimmter ausgesuchter Tierbeispiele mit menschlichen Phänomenen entspricht. Und das schaut dann beispielsweise bei Eibl-Eibesfeldt so aus: „Viele Fische, Reptilien, Vögel und Säuger besetzen Territorien, die sie dann gegen ihresgleichen verteidigen. Sie können das einzeln, paarweise oder in Gruppen tun. In ihrem Gebiet geben sie sich fremden Eindringlingen gegenüber intolerant. Sie bedrohen Fremde und bekämpfen sie."[3] Fremdenangst wird so zur biologischen Wahrheit, zur „Natur" der Tiere und des Menschen. Die Gegenbeispiele werden wohlweislich von einigen Verhaltens- und Soziobiologen ignoriert. Der Anthropologe Georgios Tsiakalos hat sie akribisch aufgelistet und kommt zu dem Schluß: „Offensichtlich ist Xenophobie nicht universell. Bei einigen Tieren tritt sie auf, bei anderen fehlt sie ganz, und in manchen Fällen variiert dieses Verhalten innerhalb derselben Art in extremer Weise – in Abhängigkeit von den sozialen Beziehungen."[4] Ein anderes Beispiel: Der Gießener Genetiker Fritz Anders veröffentlichte 1981 eine experimentelle Untersuchung zu der Fischgattung Xiphophorus. Die ansonsten in abgeschlossenen Populationen lebenden „Untergattungen" wurden künstlich gekreuzt. Anders ortete bei den „Bastarden" ein verstärktes Krebsaufkommen. Der Medizinprofessor Peter Koeppe berief sich ein Jahr später auf diese Experimente, als er im »Spiegel« über die „Schädlichkeit" von menschlichen „Völker-" und „Rassenmischungen" schrieb: „Entscheidend ist vermutlich, daß industrielle Ballungszentren und darüber hinaus das angebliche ‚Krebsnest Mitteleuropa' eben auch rassische Schmelztiegel darstellen."[5] Die alte Mär von ethnischen Kulturen als biologischen Einheiten und das alte Gespenst der „pathologischen Rassenmischung" werden – wieder einmal – zur biologischen Erkenntnis. Dabei sind selbst BiowissenschaftlerInnen längst mittels detaillierter genetischer Studien zur Erkenntnis gelangt, daß aus dem sexuellen Kontakt zwischen Angehörigen unterschiedlicher Kulturen keine erhöhte Krankheitsanfälligkeit abzuleiten ist, weil Ethnien nicht aufgrund biologischer Merkmale voneinander abgegrenzt werden können, und daß – darüberhinaus – die durchschnittlichen biologischen Unterschiede zwischen den Individuen ein und derselben lokalen Population nicht kleiner sind als die durchschnittlichen biologischen Differenzen zwischen Angehörigen unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen. „Wenn also zwei Menschen verschiedener Rasse Kinder miteinander haben", schreibt der Oldenburger Anthropologe Ullrich Kattmann, „so mischen sich nicht zwei Rassen miteinander (...). Die Eltern sind auch in diesem Falle nichts weiter als zwei genetisch verschiedene Menschen (wie alle Eltern)."[6] Pointiert gesagt, bedienen sich einige Verhaltensbiologen folgenden Prinzips: Ausgehend von einer Hypothese, die das menschliche Dasein in der Gegenwart deutet, suchen sie Ähnlichkeiten in anderen Kulturen und im Tierreich. Die geglückten Funde dienen dann als Beweise für die biologische Bedingtheit und Einheitlichkeit menschlicher Phänomene und werden zu unveränderlichen „Naturgesetzen" deklariert. „Natur" (bzw. „Naturgesetze") ist aber nie „Natur", sondern immer eine konstruierte „Natur", ein von Menschen gedachtes Modell einer Realität, also Kultur. Schon der Biologe Oscar Hertwig, einer der wenigen frühen vehementen Kritiker des Sozialdarwinismus, konstatierte zu Beginn unseres Jahrhunderts: „Gleichen sie nicht in ihrem wissenschaftlichen Aberglauben in jeder Beziehung religiösen Fanatikern?"[7] Diesen Glauben gilt es aufzubrechen.

Die „Natur" als Selbstbedienungsladen

Letztendlich müssen wir uns bemühen, die Wandelbarkeit naturwissenschaftlicher Theorien in einem sich verändernden gesellschaftlichen Kontext zu erkennen. Und wir müssen als BiologismusKritikerInnen die Funktion biologistischer Erklärungsmuster für bestimmte Interessensgruppen in einem spezifischen gesellschaftlichen Kontext entlarven. „Natur" wird aufgrund der Autorität, die sie seit dem 19. Jahrhundert hat, für politische Interessen instrumentalisiert. Der historische Blick verdeutlicht, inwieweit wissenschaftliche Erkenntnisse und Theorien Ausdruck eines sozio-ökonomischen und kulturellen Umfeldes und Instrumentarium einer politischen Strategie sind. 1859 hatte Charles Darwin sein evolutionstheoretisches Werk „Die Entstehung der Arten durch Zuchtauswahl" veröffentlicht. Das darin beschriebene „Natur"-Prinzip eines fortwährenden Konkurrenzkampfes der Pflanzen- und Tierarten miteinander – des „Kampfes ums Dasein" – spiegelte den bürgerlichen Fortschrittsoptimismus und die Realität des Manchester-Liberalismus in der britischen Gesellschaft wider. Bereits Karl Marx und Friedrich Engels, aber auch Konservative wie Oscar Hertwig haben das bereits frühzeitig erkannt. Die Rückübertragung des darwinistischen Modells auf die Gesellschaft war die perfekte Legitimation bürgerlicher Lebensweise. Eigennutz und individuelle Profitmaximierung galten somit nicht nur als Garanten des zivilisatorischen Fortschritts, sondern sie wurden zur „Natur"notwendigkeit. Der bürgerliche Fortschrittsglaube innerhalb naturwissenschaftlicher Theorien wurde just zu jener Zeit durch eine pessimistische und apokalyptische Grundströmung abgelöst, als im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts die bürgerlichen Eliten – und zu dieser zählten auch die Wissenschaftler – erstmals mit den negativen sozialen und wirtschaftlichen Folgen der Industrialisierung konfrontiert wurden. Die im Vergleich zum Bürgertum überproportional hohe Geburtenrate des Proletariats sowie das Elend der Arbeiterschaft, das sich unter anderem in einer katastrophalen Wohn- und Ernährungssituation und einem vermehrten Auftreten von Infektionskrankheiten ausdrückte, riefen ebenso bürgerliche Bedrohungsängste her-

vor wie der wirtschaftliche Kollaps in Europa und Nordamerika infolge des „Großen Börsenkrachs“ 1873. Eine ganze Generation gesellschaftlicher Eliten aus Politik, Kultur und Wissenschaft zeichnete ein Bild des Verfalls von Gesellschaft und „Volk“. Biologen, Anthropologen und Mediziner biologisierten mittels neuer Theorien diese Untergangsängste und gaben ihnen somit den Anschein wissenschaftlicher Gültigkeit. So war es kein Zufall, daß gegen Ende des Jahrhunderts die deutschsprachige Psychiatrie ein „Degenerations“konzept entwarf, das in der Arbeiterschaft eine Vielzahl von scheinbar „volksentartenden“ Faktoren wie Alkoholismus und diverse psychische Krankheiten lokalisierte, die, wenn man ihnen nicht entgegentrete, zum Niedergang des „Volkes“ führen würden. Zur selben Zeit postulierte der Freiburger Biologe August Weismann seine Theorie von der „Kontinuität des Keimplasmas“, die in Folge die Entwicklung der Genetik maßgeblich beeinflussen sollte. Nach dieser Theorie wären einmal vorhandene erbliche „Schäden“ nicht mehr revidierbar. Unter diese sogenannten Erbkrankheiten reihten einige Wisssenschaftler nicht nur Alkoholismus und psychische Krankheiten, sondern darüberhinaus auch sozial abweichendes Verhalten wie Homosexualität und politische Aufsässigkeit ein. Damals wurden erstmals jene Sozialtechnologien konzipiert, die eugenische Eingriffe bei allen als erbkrank klassifizierten sozialen Gruppen vorsahen.

„Natur“ wurde zu einer Instanz, aus der sich alles und jedes ableiten ließ und läßt; sie wurde zu einem Selbstbedienungsladen, aus deren Angebot sich verschiedenste politische Interessen rechtfertigen ließen und lassen. Denn wer will schon „widernatürlich“ sein? Gerade in Zeiten gesellschaftlicher Irritation, ob durch wirtschaftliche, soziale oder politische Brüche hervorgerufen, haben biologistische Postulate Konjunktur, weil sie kurz und bündig Problemfelder scheinbar zu beschreiben und zu lösen vermögen. Und damit sind wir wieder bei der Gegenwart. Nicht zufällig sind Geschlecht, Sexualität und „das (ethnisch) Fremde“ die bevorzugten Themenbereiche des neuen Biologismus. Dies sind eben auch jene Bereiche, in der eine breite Irritation innerhalb der Gesellschaft notiert werden muß. Die zuvor beschriebenen Tier-Mensch-Gleichsetzungen von Verhaltensbiologen haben bereits verdeutlicht, inwieweit Verhaltensbiologen in ihrem Untersuchungsgegenstand „Natur“ selektieren, um zu den von ihnen erwünschten Schlußfolgerungen zu gelangen. Eibl-Eibesfeldt beobachtet ja nicht nur Tiere, sondern gebraucht seine Beobachtungen und Interpreationen zur Untermauerung seiner politischen Interessen: „Eine Ethnie, die einer anderen, nicht integrationsbereiten in größerer Zahl Zuwanderung erlaubt, tritt damit zugleich Land an sie ab“, schrieb er 1988, „(sie) schwächt ihre eigenen Fortpflanzungsmöglichkeiten zugunsten eines anderen Volkes ein. (...) 1981 entfielen auf eine verheiratete türkische Frau (in der BRD) statistisch 3,5 Kinder, auf eine verheiratete deutsche Frau 1,3 Kinder. Hält dieser Trend an, dann kommt es unausweichlich zur Verdrängung des eigenen biologischen Erbes.“[8]

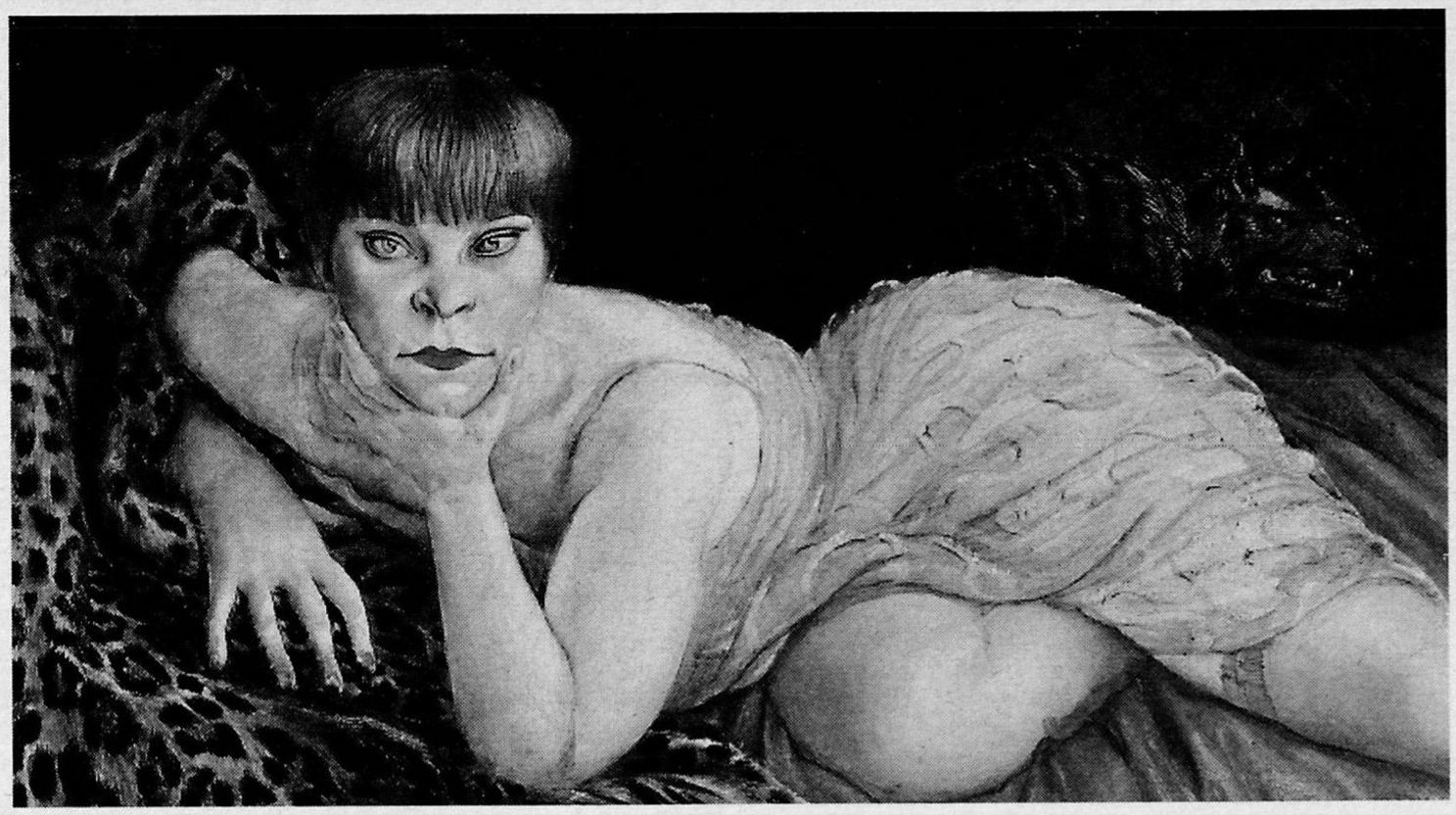
Die Beispiele, wie Wissenschaftler ihren eigenen Rassismus mit Hilfe ihrer akademischen Autorität einerseits und der Instrumentalisierung der „Natur“ andererseits legitimieren, sind zahlreich und nicht erst eine Erscheinung der letzten Jahre. Ebenfalls nicht neu ist die Bedeutung, die unter anderem der vergleichenden Verhaltensforschung, aber auch Teilen der angelsächsischen Intelligenzpsychologie (Hans Jürgen Eysenck, Arthur Jensen, Cyril Burt) bei der Rechtfertigung rassistischer Maximen im europäischen rechtsextremen Spektrum zukommt. Was aber seit einigen Jahren verstärkt notiert werden muß, ist die Tatsache, daß sich wissenschaftlicher Rassismus nicht mehr nur in kleinen rechtsextremen Postillen, sondern zunehmend auch in auflagestarken Tages- und Wochenzeitungen, Illustrierten sowie in Nachrichtenmagazinen findet. So warnte beispielsweise der »Kurier« (29. 8. 1993) vor einer Veränderung des österreichischen „Genpools“ im Zuge der Zuwanderung von AusländerInnen: „Auch Erbkrankheiten sind möglich!“ Und die bereits angesprochene »Zeit«-Serie „Anthropologie des Fremdenhasses“ verortet die Xenophobie und den Ethnozentrismus in der stammesgeschichtlich bedingten biologischen Disposition eines jeden Menschen, um daraus eine striktere Regelung der Zuwanderung von AusländerInnen abzuleiten. Die neue „Seriösität“ des Biologismus ist eben nicht nur eine Rechtfertigung eines Rassismus, den lediglich sektiererische Gruppen vertreten. Die über Massenmedien verbreitete Naturalisierung des Fremdenhasses trägt vielmehr dazu bei, jene Tabus zu brechen, die in den Jahrzehnten zuvor in den west- und mitteleuropäischen Gesellschaften sowohl einen offenen alltäglichen Rassismus als auch eine rigide rassistische Politik der einzelnen Staaten verhindert haben. Vertreter biologisch-deterministischer Gesellschaftsanalysen sind quasi zu „wissenschaftlichen Beratern“ einflußreicher politischer Parteien geworden. So schmückte sich das Faltblatt der FPÖ, das anläßlich des Anti-AusländerInnen-Volksbegehrens jedem österreichischen Haushalt zugestellt wurde, mit einem Zitat Eibl-Eibesfeldts: „Die Politiker haben sicher nicht das Recht, eine multikulturelle Gesellschaft zu verordnen, sie verstoßen damit gegen das ihnen übertragene Mandat, die Interessen ihre Volkes wahrzunehmen.“

Mag. Kai-Uwe BRAUN ist Historiker und Politikwissenschaftler.

Anmerkungen

1 Zit. nach MANN Gunter, Biologismus. Vorstufen und Elemente einer Medizin im Nationalsozialismus, S. 551. In: Wiener Festwochen (Hg.), Wunderblock. Eine Geschichte der modernen Seele, Wien 1989, S. 551-559.
2 LEWONTIN Richard C./ ROSE Steven/ KAMIN Leon J., Die Gene sind es nicht... Biologie, Ideologie und menschliche Natur, München/ Weinheim 1988, S. 93f.
3 EIBL-EIBESFELDT Irenäus, Der Mensch – das riskierte Wesen. Zur Naturgeschichte menschlicher Unvernunft, München 1988, S. 108.
4 TSIAKALOS Georgios, Interkulturelle Beziehungen: Steht ihnen die „Natur“ entgegen? S. 44f. In: FOITZIK Andreas u. a. (Hg.), „Ein Herrenvolk von Untertanen“. Rassismus – Sexismus – Nationalismus, Duisburg 1992, S. 35-56.
5 Zit. nach TSIAKALOS Georgios, Ausländerfeindlichkeit und Anthropologie, S. 47. In: SEIDLER Horst/ SORITSCH Alois (Hg.), Rassen und Minderheiten, Wien 1983, S. 35-51.
6 KATTMANN Ullrich, Biologische Unterwanderung? Genetik als Rechtfertigung völkischer Ideologie, S. 25. In: SEIDLER Horst/ SORITSCH Alois (Hg.), Rassen und Minderheiten, Wien 1983, S. 21-34.
7 HERTWIG Oscar, Zur Abwehr des ethischen, sozialen und des politischen Darwinismus, Jena 1918, S. 87.
8 EIBL-EIBESFELDT, Der Mensch, S. 187 bzw. 197.

„Kalte Frauen"? – Geschlecht und Klasse



Das Schwerpunktthema erscheint so antiquiert, als stamme es aus dem 19. Jahrhundert. Mit oder vor allen anderen sogenannten sozialen Bewegungen hat die Frauenbewegung an Vehemenz eingebüßt und sich teilweise in Nischen der Selbsterfahrung und der psychologischen Selbstrestaurierung zurückgezogen.

Manche Vertreterinnen sind „kalte Frauen" geworden, haben die wenigen Lücken im patriarchalen Aufstiegs- und Fangnetz genutzt, um Karriere zu machen. Aus männlicher Sicht wurden sie schon vor hundert Jahren(?) (vgl. Kröll) und werden sie heute noch als kalte Frauen etikettiert. Die „Wärme" der traditionellen Frauen- und Mutterrolle sei ihnen, so die männliche Phantasie und vielleicht Realerfahrung, abhanden gekommen. Diese Frauen schmükken die Titelseiten von Wirtschaftsmagazinen, für sie wurde auch das Bild vom Mann in der Frau geprägt; bekannte Tatsache, daß es den Mann, die Frau, als Charakterstereotype so nicht gibt, also – was Wunder – wenn es auch Frauen gibt, denen „männliche Karriereeigenschaften eigen sind. Der Frauenbewegung könnte das auch nützen, stellten sich diese Frauen mit ihrer Energie in den Dienst dieser Bewegung. Allerdings tun das die wenigsten von ihnen.

Marianne Friese versucht diesem Phänomen sozialhistorisch näher zu kommen. Sie läßt sich erst gar nicht auf die Frage, was denn wichtiger sei, der Geschlechterwiderspruch oder der Klassengegensatz ein. Am Beispiel Deutschlands beschreibt sie, wie Geschlechterdifferenz und soziale Differenz bzw. der Klassengegensatz Frauen und Männer differenziert. Kernpunkt ihrer Beobachtungen ist die neue Arbeitsteilung zwischen Ost- und Westfrauen. Wobei es einer Minderheit von Westfrauen gelungen ist, sicherlich auch wegen der verbesserten Bildungschancen in den letzten Jahrzehnten, in die Manageretagen einzurücken. Unter den Arbeitslosen in Ost- und Westdeutschland machen die Frauen den größeren Anteil aus und die Ostfrauen rücken als billigere DienstleisterInnen nach Westdeutschland vor. Diese Entwicklung und die Folgen für die Frauen im EU-Zusammenhang wird freilich viel differenzierter beschrieben. Die Fragestellungen kennzeichnen aber ein neues/altes Interesse der feministischen Forschung an der Verbindung von Ökonomie und Geschlechterdifferenz.

Alle Frauen und auch der eine Mann unter den AutorInnen haben, ohne sich sonderlich abzusprechen, diesen methodischen Zugang gewählt. In einer Zeit in der die neue Mütterlichkeit und die Spezifik weiblicher Persönlichkeitsentwicklung Klassenfragen und Fragen nach der sozialen Differenz zwischen Frauen und Männern, aber auch unter Männern und Männern und zwischen Frauen und Frauen in den Hintergrund treten haben lassen, ist es – so denken wir – an der Zeit, alte Fragen neu zu stellen.

So reicht der Bogen unserer Fragestellungen vom Frauenbild des 19. Jahrhunderts(?) bis zur neuen Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen in Lateinamerika, wo Frauen für weniger Lohn die Arbeitsplätze der arbeitslosen Männer übernehmen.

Damit kommen wesentliche gesellschaftliche Bedingungsfaktoren in den Blick, die vielleicht in der marxistischen Diskussion gegenüber psychologischen und sozialpsychologischen Aspekten zu sehr in den Vordergrund gerückt worden waren. Ohne diese einfachen Sachverhalte kann man aber auch die differenzierte Ausformung weiblichen Handlungsvermögens und weiblicher Befindlichkeit kaum verstehen. Auch Frauen, die sehr entschieden für die Abkoppelung von der Männerwelt eintreten, sind – wahrscheinlich verstärkt – mit den sozialen und ökonomischen Ausgrenzungsstrategien konfrontiert. Die Männerwelt macht in Zeiten der Arbeitslosigkeit – auch von AkademikerInnen – auf allen Ebenen des gesellschaftlichen Lebens dicht. Diese Tendenzen richtig zu beschreiben ist die wichtigste Voraussetzung für den Kampf der Frauen um Gleichberechtigung. Wir denken, dazu einen kleinen Beitrag geleistet zu haben.

Die Redaktion

Klasse und Geschlecht

Irmi VOGLMAYR

Die armen Frauen, die unterdrückten Frauen, die diskriminierten Frauen ... Haben Frauen ein Geschlecht? Sind alle Frauen gleich? Antwort: Nein, sie sind es nicht! Wiederholen wir eine längst abgeschlossenen Debatte, wenn wir uns neuerlich mit dem Klassenbegriff beschäftigen? Nun, quälen wir uns nicht länger mit dem Haupt- und Nebenwiderspruch, aber stellen wir klar:

Zuerst war das Patriarchat

Quer durch die Linke wird die Frauenemanzipation der Lösung des Klassenproblems abstrakt untergeordnet. Mit den Klassengrenzen würden auch die Geschlechtsschranken fallen, also hat die Frauenbewegung ihre Erfordernisse dem Klassenkampf unterzuordnen. Von vielen Feministinnen wiederum wird der Hauptwiderspruch zwischen den Geschlechtern angesiedelt, ohne dabei den ökonomischen Beziehungen irgendeine Bedeutung beizumessen. Beiden Positionen gelingt es jedoch nicht, die Komplexität der Verhältnisse, in denen Frauen leben und arbeiten, in den Griff zu bekommen.

Entscheidendes Argument gegen die Linke in dieser Debatte ist, daß es vor der Entstehung des Privateigentums und der Klassengesellschaft das Patriarchat gegeben hat. Und gegen die die Patriarchats-Vertreterinnen steht die Behauptung, daß das universale Patriarchat als einzigartige Form der Frauenunterdrückung den konkreten kulturellen Zusammenhängen nicht gerecht werden kann. Also steht das Patriarchat nicht für sich, weder haupt- noch nebenwidersprüchlich, sondern ist in eine jeweils spezifisch ökonomische Form eingebunden. „Diese Art der ‚dualistischen' und strukturalistischen – die Phänomene wie Dinge voneinander abgrenzende, anstatt Verhältnisse aufeinander beziehende – Anschauung, die das neuzeitliche (männliche) Denken immer wieder bestimmt hat, ist auch aus den Köpfen der Frauen offenbar nur schwer zu verbannen und nistet sich dort immer wieder ein" (Werlhof, 1985, S. 64).

So geht es um ein adäquates Begreifen des spezifisch kapitalistischen Charakters des heutigen Patriarchats wie des spezifisch patriarchalischen Charakters des Kapitalismus als der weltweit dominanten Produktionsweise. Gerda Lerner sagt in ihrem wichtigen Buch „Die Entstehung des Patriarchats", daß Frauenemanzipation ohne genaue Kenntnis der Frauengeschichte nicht möglich sei (1991, S. 19). „Frauen wurde es verwehrt, einen Beitrag zum Entstehen von überlieferter Geschichte zu leisten, das heißt beim Ordnen und Interpretieren der Vergangenheit der Menschheit mitzuwirken" (S. 21).

Die Historikerin Lerner hat sich auf Spurensuche begeben und herausgefunden, daß die Periode der Durchsetzung des Patriarchats ein Prozeß war, der sich in einem Zeitraum von etwa 2500 Jahren vollzog. Sie geht in ihren Untersuchungen hinter die Entstehung der westlichen Zivilisation zurück und versucht anhand von zehn Thesen zu belegen, daß das „soziale Geschlecht" (gender) als grundlegendes Ordnungsprinzip von Gesellschaft zu begreifen ist (S. 26/27).

Frauen machen weltweit die Hälfte der Menschheit aus und doch sind sie in das System sozialer Institutionen so eingepaßt, als wären sie eine Minderheit. Sie sind durch den Vorgang ihrer langen Unterdrückung den Männern gegenüber zu Opfern geworden, es ist aber nach Lerner ein fundamentaler Irrtum, Frauen primär als Opfer begreifen zu wollen (S. 22). Auch sie spricht von der historischen „Komplizenschaft" der Frauen bei der Aufrechterhaltung des patriarchalen Systems, das sie in untergeordneten Positionen hielt (S. 23). Ihre Arbeit gründet sich auf die Überzeugung, daß das Patriarchat als ein System sozialer Beziehungen ein Produkt der historischen Entwicklung ist und so auch durch historische Prozesse überwunden werden kann.

Zum patriarchalen Kapitalismus

Wir bewegen uns in einer hochkomplexen, ausdifferenzierten Gesellschaft, im Weltsystem „Kapitalismus", das einen spezifisch patriarchalischen Charakter aufweist. In der gegenseitigen Durchdringung von Patriarchat und Kapital kommt dem Staat eine Schlüsselfunktion zu. Der Staat als ideeller Gesamtkapitalist, als Regulierer der geschlechtlichen und internationalen Arbeitsteilung, der über Gesetze, Rechte und Pflichten der StaatsbürgerInnen wacht und nicht zuletzt über das öffentliche Gewaltmonopol verfügt. Entscheidendes Verbindungsstück im Verhältnis Patriarchat/Kapital/Staat ist das Geld.

Welche Wahlmöglichkeiten haben Frauen denn eigentlich?

Frauen brauchen Raum, Zeit und vor allem Geld. In einer entfalteten Warengesellschaft vermittelt Geld nicht nur den entscheidenden Zugang zur Welt = zum Konsum, der pauschal mit dem guten Leben gleichgesetzt wird, sondern ist schlicht notwendig, um überleben zu können. Die Ausgangsbedingungen sind für Frauen, aufgrund ihres Hausfrauen-Status hart, dient er doch dazu, den Wert der Arbeitskraft Frau systematisch (gesetzmäßig) niedriger zu halten als den des Mannes, weil ja (angeblich) in seinem Lohn die Reproduktionskosten – für seine Hausfrau – einbezogen sind.

Für Veronika Bennholdt-Thomsen ist daher Frauenarbeit Zwangsarbeit. Denn die prekäre Stellung der Frau in der Erwerbsarbeit zwingt sie in eine Hausfrauenexistenz und umgekehrt ist diese wiederum Ursache ihrer schlechten Stellung am Arbeitsmarkt (1983). Nach diesem Ansatz werden alle Frauen gleich und gleichzeitig auch zu Opfern gemacht, denn sie sind nicht mehr auch aktiv Aneignende, Involvierte und leben ausschließlich in Gewaltverhältnissen.

Regina Becker-Schmidt hingegen sieht Frauenarbeit als ambivalentes Verhältnis – „eines ist zuwenig und beides zuviel". In ihrer Untersuchung über Frauenarbeit in der Fabrik stellt sie folgendes fest: „Der objektive Zwang, Schwierigkeiten zu meistern, bzw. widersprüchliche Erfahrungen zu verarbeiten, zeitigt nicht nur destruktive Resultate, sondern kann auch zu emanziaptorischen Konfliktbewältigungsstrategien beitragen" (Becker-Schmidt, 1981, S. 71). Clau-

dia von Werlhof hingegen leitet ihren Arbeitsbegriff von den Hausfrauen ab und sieht in der Hausfrauisierung das zukunftsweisende Arbeitsmodell. „Die Arbeit der Hausfrau besteht darin, all das zu erledigen, zu produzieren, bereitzustellen, was für die ‚Gesellschaft' umsonst sein soll, ausgelagert wird aus der Verantwortung der Unternehmen" (Werlhof, 1983, S. 127).

Damit gemeint ist die Beziehungs- und Reproduktionsarbeit, die über die geschlechtliche Arbeitsteilung in der Familie und über „materielle" Hausarbeit wie Kochen, Putzen etc. hinausgeht und sich ebenso im informellen Sektor fortsezt. Claudia von Werlhof ist zuzustimmen, wenn sie den freien, weißen, arbeitsrechtlich abgesicherten männlichen Lohnarbeiter im Verschwinden sieht. Das gegenwärtige Bild von Lohnarbeit wird auch in den Metropolen bereits durch Niedrigstlöhne, lange Arbeitszeiten und geringen gewerkschaftlichen Organisationsgrad bestimmt.

Der konkrete Kampf ums Geld spielt sich für Frauen im formellen wie im informellen Sektor ab. Die derzeitige weibliche Arbeitsmarktsituation ist gekennzeichnet durch eine verstärkte Nachfrage an schlecht bezahlten, unqualifizierten Tätigkeiten. Tendenz steigend. Im informellen Sektor, sprich in der Projektszene, versuchen die Frauen dem „Hausfrauisierungs-Arbeitsmodell" zu entrinnen, indem sie sich auf die „Managementphase der neunziger Jahre" (Margrit Brückner) einlassen. Professionalisierung heißt die Zauberformel und wird auch ganz entscheidend von den Frauen mitgetragen. „Die Wertschätzung professioneller Kompetenz, überzeugender beruflicher Ansätze und öffentlich selbstbewußten Auftretens sind neue Elemente im Selbstverständnis sozialer Arbeit, die zunehmend auch in das Selbstverständnis autonomer Projekte einfließen" (Brückner, 1993, S. 9).

Sozialmanagement im Non-Profit-Bereich bedeutet, daß die gute Tat selbst nicht länger im Vordergrund stehen soll. Im Mittelpunkt steht nun die Beschäftigung mit Arbeitsorganisation und Finanzen, die das Überleben der Frauenprojekte sichern soll. Der Blick aufs Management als neue Herausforderung für Frauen? Arbeitswissenschaftler weisen immer wieder auf die hohe „kommunikative Kompetenz" der Frauen hin, die als reproduktive Aufbauarbeit in die Erwerbsarbeit eingebracht wird und ganz massiv zu einem sozial gut durchstrukturierten und funktionierenden Erwerbsleben beiträgt (vgl. Voglmayr, 1992).

Sozialmanagement im autonomen Projektbereich, so Ulrike Hänisch, führt tendenziell zur „erfolgsorientierten Anpassung". Ehrenamtlich politische Arbeit wurde zunehmend in professionelle Arbeit umgewandelt und das war gut so, wurde doch damit der unbezahlten (Frauen)Arbeit das Wasser abgegraben. Bedenklich ist hingegen, daß intensive Auseinandersetzungen mit öffentlichen Geldgebern oft zu gewissen Annäherungen führen, die bis zur Übernahme von deren Bewertungen und Maßstäben gehen kann (vgl. Hänisch, 1993, S. 10). Die Übernahme des Sozialmanagementkonzepts fruchtet auch dort, wo Frauen in den Projekten unter einem chronischen Defizit an Anerkennung und Ermutigung ihrer Arbeit leiden. Diese Erfahrungen von außen geben die Frauen nach innen weiter. Aus diesem Grunde müssen Zeitnot und Überlastung oft für diese geringe Anerkennung herhalten. Überlastung und Zeitnot gehen dann mit einer Verschiebung feministischer Werte in eine zunehmend kapitalistisch verträgliche Richtung von Leistung und Erfolg einher (ebd., S. 12). Prekäre, schlecht bezahlte Arbeitsverhältnisse führen dann zur zunehmenden Kapitalismusverträglichkeit auch und gerade in Frauenprojekten.

Ein wesentlicher Bestandteil des Managements ist die Öffentlichkeitsarbeit, die angesichts der schrumpfenden öffentlichen Gelder, die wiederum die Konkurrenz der Projekte und Vereine untereinander fördert, immer größere Bedeutung bekommt. Im formellen Sektor hat die PR-Branche bereits zur Herausbildung einer neuen Frauennische geführt. Kein Wunder, daß bei soviel Technikeinsatz und damit einhergehender Umweltvernichtung es immer größerer Kommunikationsleistungen bedarf, um Reparaturen zu vollbringen bzw. die gesellschaftliche Akzeptanz (wieder)herzustellen.

Die besondere Eignung von Frauen für die Öffentlichkeitsarbeit wird von den männlichen Führungskräften immer wieder hervorgehoben. Sind sie doch disziplinierter, hungriger, fleißiger und wacher, so ein Kommunikationsexperte (vgl. Baerns, 1991, S. 185). In den USA ist Öffentlichkeitsarbeit längst zu einem Frauenberuf geworden – „a woman's place is the communication departement". Doch: Die „Feminisierung der Öffentlichkeitsarbeit" zahlt sich für Frauen wie immer nicht aus; die Frauen fühlen sich um ihren gerechten Lohn und um ihren Karriereerfolg betrogen (ebd., S. 187/188).

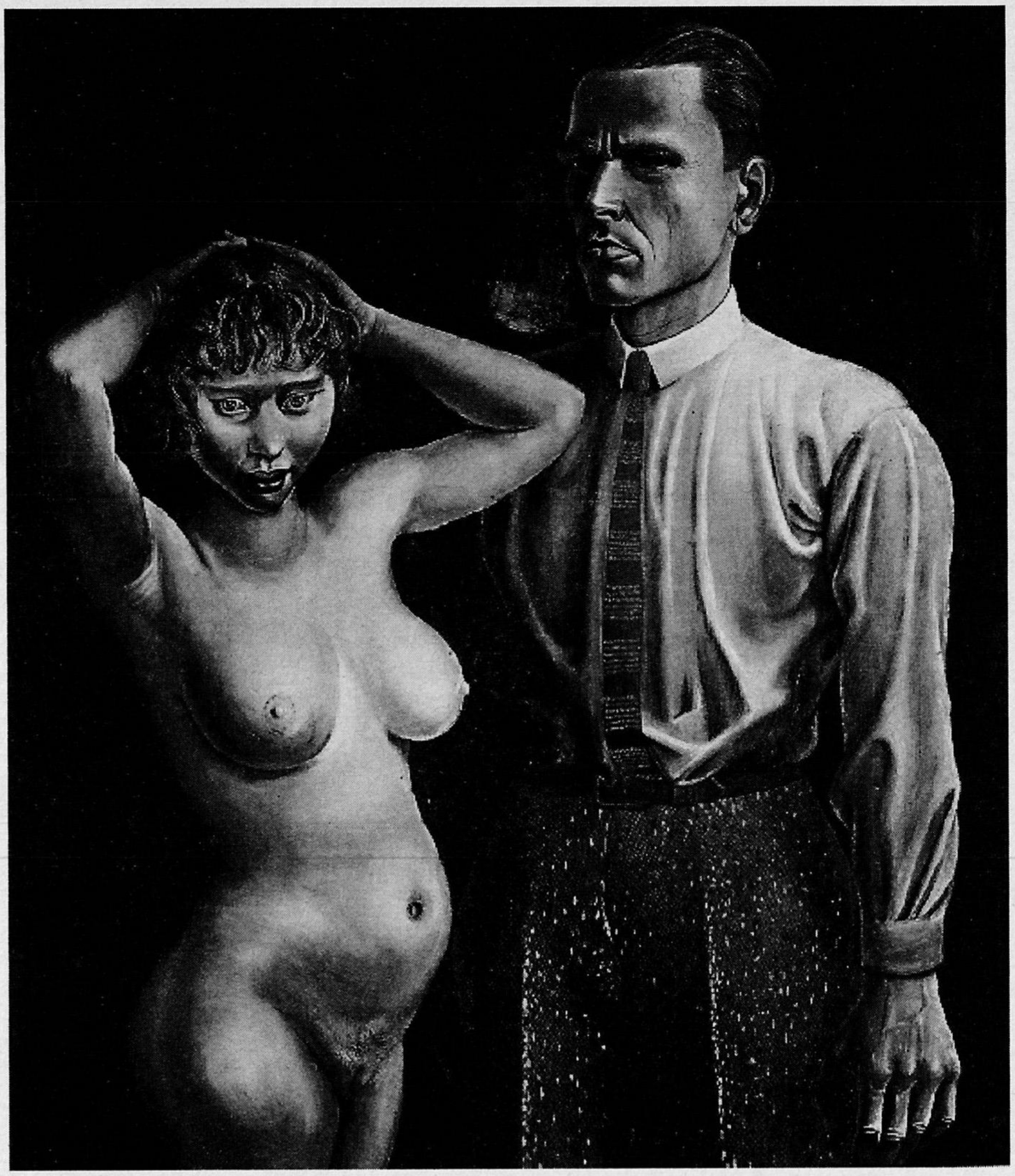
Patriarchaler RealSozialismus

Patriarchat im Westen ist nicht gleich Patriarchat im Osten. Im Unterschied zur westlichen Konsumgesellschaft wies das Patriarchat im RealSozialismus einen anderen spezifischen Charakter auf. Dazu Schenk/Schindler aus der ehemaligen DDR:

„Die von einigen frauenbewegten Frauen in Westdeutschland leichthin behauptete Gleichheit oder Ähnlichkeit zwischen dem Patriarchat in der ehemaligen DDR und dem in der alten BRD geht gründlich und grundsätzlich an der Realität vorbei und ist ein sicheres Indiz dafür, daß gerade diese nicht oder nur durch das Filter der eigenen festgefügten Beurteilungs- und Bewertungsmuster wahrgenommen und folglich nicht erkannt worden ist" (Schenk/Schindler, 1993, S. 131).

So stand die Einbeziehung von Frauen in die Berufswelt nicht nur aus ökonomischen Erwägungen auf der Tagesordnung. Die wirtschaftlich selbständige Existenz der Frau war im Zeichen der Gleichberechtigung von Mann und Frau zu sehen, galt aber auch gleichzeitig als ausreichende Voraussetzung für weibliche Emanzipation. Folge war ein ökonomisch verkürzter Blick, der der sozialen Organisation des Geschlechterverhältnisses keineswegs gerecht werden konnte. Vor diesem Hintergrund sind auch die schweren Kommunikationsstörungen zwischen Ost- und Westfrauen zu sehen, die letztlich das Machtgefälle von Ost nach West widerspiegeln. Die „Rückständigkeit der Ostschwestern" wird darin gesehen, das sie sich noch immer männlicher Endungen bedienen, der Wahrnehmung der eigenen Befindlichkeit keinen Stellenwert beimessen und am Partner festhalten. Den Westschwestern hingegen wird Besserwisserei und Arroganz vorgeworfen. So stehen den biederen, männerfixierten Ost-Muttis dann die kinder- und männerfeindlichen, dogmatischen und intoleranten West-Frauen unversöhnlich gegenüber.

Mauern werden auch dann wieder



Otto Dix, Selbstbildnis mit nacktem Modell, 1923

aufgebaut, wenn heute Frauen in Osteuropa massenhaft aus gesicherten Arbeitsplätzen in ungesicherte Jobs gedrängt werden. Zwangssterilisationen um den Preis eines möglichen Arbeitsplatzes – ohne einen differenzierten Blick auf die Ökonomie werden wir das nicht verstehen können. Weder die verschärfte Konkurrenz und damit Polarisierung unter den Frauen Europas noch den unterschiedlichen Patriarchatscharakter.

Patriarchaler Kolonialismus

Der Einbezug der Frauen aus dem Süden in die Waren- und Geldökonomie verändert das Leben der Subsistenz-(=Überlebens)produzentinnen. „Die Frauen werden als Manövriermasse zwischen Erwerbs- und Subsistenzarbeit je nach technologischem Entwicklungsstand und ökonomischer Konjunktur verschoben und dadurch besonders ausbeutbar gemacht; lebt und profitiert der patriarchale Kapitalismus doch gerade von der Kombination von unbezahlter und bezahlter Arbeit." (vgl. »beiträge«, 1988, S. 5)

Immer wieder werden neue Märkte erschlossen (gegenwärtig zum Beispiel Vietnam), der Prozeß der Durchkapitalisierung wird lückenloser und vielfältiger. „Die Kolonisierung, die Einbindung von Menschen in ein ausbeuterisches System, hat viele Gesichter; brutale und erniedrigende, aber auch verführerische und scheinbar aufwertende durch den Konsum und die Identifikationsangebote mit den westlichen Lebensformen" (ebd.).

Mir ging es hier im wesentlichen darum, zu zeigen, daß der Feminismus keine universale Grundlage hat, „die in einer quer durch alle Kulturen existierenden Identität zu finden ist" (Butler, 1991, S. 18). Und daß der universale Patriarchatsansatz „nichtwestliche Kulturen kolonisiert und als Träger westlicher Vorstellungen von Unterdrückung dienstbar macht" (ebd., S. 19).

Dagmar Schultz beschäftigt sich mit den Unterschieden zwischen weißen Frauen und „den Anderen" (vgl. Schultz, 1990). Sie bezieht sich auf Adrienne Richs Begriff vom „weißen Solipsismus", „der Tendenz, zu denken, Vorstellungen zu entwickeln und zu sprechen, als wenn Weißheit die Welt beschreibt". Sie verweist auf ein historisches Beispiel, bei dem die verschiedenen bürgerlichen Frauengruppen eine weitgehend unkritische Haltung zur deutschen Kolonialpolitik eingenommen haben. Es liegt auf der Hand, daß ohne ein Begreifen des spezifischen ökonomischen Charakters des Patriarchats, diese Denkweisen forciert werden. Rosa Luxemburg war keine Feministin, sie kämpfte jedoch gegen den imperialistischen Krieg und seine Unterwerfungsstrategien während die Frauenbewegung auf der „Grundlage nationalistischer Ideen voll hinter der Kolonialpolitik stand" (ebd., S. 48). Frau-Sein allein ist eben kein Programm. Und mit Werlhof gesprochen: Das Patriarchat ist den Zwecken des Kapitalismus einverleibt. „Daher ist es heute eine Angelegenheit des Kapitalismus und nicht eine neben, außer, hinter oder über ihm. Wäre das Patriarchat nicht integrierbar gewesen, es wäre längst abgeschafft. So aber wurde es neu geschaffen" (Werlhof, 1991, S. 202).

Zum Marxschen Klassenbegriff

Nach Marx kann, solange die kapitalistische Produktionsweise besteht, der Klassengegensatz nicht aufgehoben, sondern nur latent werden. Es können jedoch Nebenklassen, neue Milieus bzw. Reproduktionsmilieus entstehen.

Wo bleiben denn die Frauen?

„Die Klassenzugehörigkeit der Männer war und ist bestimmt von ihrer Beziehung zu den Produktionsmitteln: Diejenigen, denen die Produktionsmittel gehören, konnten diejenigen, denen sie nicht gehörten, beherrschen. Die Klassenzugehörigkeit der Frauen ist vermittelt durch ihre sexuelle Bindung an einen Mann, der ihnen seinerseits den Zugang zu den materiellen Ressourcen gewährt" (Lerner, 1991, S. 27). Auch Marcuse schreibt, daß die Beziehung zwischen Mann und Frau quer durch die Klassen geht, aber die unmittelbaren Bedürfnisse und Möglichkeiten der Frauen weitgehend von ihrer Klassenzugehörgkeit geprägt sind (vgl.

Marcuse, 1975, S. 10).

Männer beherrschen also die Märkte, verfügen über Machtmittel und nehmen in allen gesellschaftlichen Sphären die höheren Positionen ein. Regina Becker-Schmidt spricht in diesem Zusammenhang von Deklassierung und meint damit, daß sich in den drei Dimensionen Gleichwirklichkeit, Gleichrangigkeit, Gleichwertigkeit die Deklassierung des Weiblichen quer durch die gesamte gesellschaftliche Hierarchie durchzieht (1987, S. 191). Und die Autorin weiter: „Innerhalb jeder sozialen Klasse gibt es noch einmal eine Unterschicht: die Frauen. Und neben den herrschenden Formen der Gewalt bedrängt eine ausschließlich sie: der Sexismus“ (ebd.).

Die Formen männlicher Gewalt und Frauenmißachtung machen an den Klassenschranken nicht halt, die Frau erfährt Unterdrückung durch den Mann der „eigenen“ Klasse.

Trotz dieser wesentlichen Erkenntnisse bedient sich Regina Bekker-Schmidt umstandslos des Klassenbegriffs. Natürlich sind die Frauen weder eine eigene Klasse oder Kaste. Jede Theorie muß sowohl die Gleichheit als auch die Spaltung unter Frauen erfassen und erklären. Mit dem Ansatz der Geschlechterdifferenz vor Augen, halte ich es für kurzsichtig, Frauen einfach in das androzentrische Klassenmodell hineinzuzwängen; vor allem vor dem Hintergrund, daß die Arbeitskraft bei Marx geschlechtsneutral, also männlich, gedacht wird und daß das andere Geschlecht als eine vernachlässigbare Größe dargestellt wird. Die Klassenlage macht ja alle gleich, Männer und Frauen sind aber selbst in der „eigenen Klasse“ nicht gleich.

Was ist die Frauenbewegung dann?

Die Frauenbewegung wird immer wieder den neuen sozialen Bewegungen zugerechnet, die Anfang der siebziger Jahre entstanden sind. „Ein gemeinsames Merkmal der neuen sozialen Bewegungen ist ihre Organisierung um klassenübergreifende Themen und Wertorientierungen“ (Metz-Göckel, 1987, S. 44). Die Frauenbewegung hat sich einiger dieser klassengebundenen Themen wie Gewalt, Frieden, Umwelt massiv angenommen. Damit sind „Konfliktmaterien gemeint, die weder Interessensforderungen noch die Deprivation nur einer Klasse oder Schicht repräsentieren“ (ebd.). „Dies gilt in exzellenter Weise für die Frauen und gleichzeitig auch nicht.“

Silvia Kontos plädiert dafür, die „Frauenbewegung nicht in die Reihe neuer sozialer Bewegungen zu stellen, trotz einiger Gemeinsamkeiten, sondern aufgrund ihrer breiten Themen und der grundsätzlichen Opposition zu den herrschenden Verhältnissen in den Zusammenhang zur alten Frauenbewegung und der Arbeiterbewegung zu bringen“ (ebd., S. 45).

Die „Mailänderinnen“ hingegen sagen: „Die Frauenbewegung richtet sich gegen diese Tendenz zur Angleichung“. Sie lehne die Gleichstellung mit dem Mann ab. In diesem Sinn ist die Frauenbewegung für sie, unabhängig vom sozialen Status, eine antibürgerliche Bewegung (1988, S. 158).

Ich meine, wir sollten die Frauenbewegung aufgrund ihrer grundsätzlichen Opposition zum Patriarchat weder als eine der neuen sozialen Bewegungen denken noch in die Tradition der Arbeiterbewegung stellen. Wenngleich der Feminismus als Ideologie praktiziert, kräftige Parallelen mit der dogmatischen Linken in Sachen Moral und Fundamentalismus aufweist. Einzig relevant erscheint mir, daß Frauen nicht undifferenziert unter Begriffe wie Klasse oder Subjekt subsumiert werden können, weil diese in ihrer Entstehungsgeschichte gerade die Frauen ausgeklammert haben.

Wir benötigen also eine Bestimmung der Klassensituation der Frauen, die sowohl ihre Zugehörigkeit zur Klasse des Mannes als auch die spezifischen Unterschiede berücksichtigt.

Das autonome Subjekt

Für den europäischen Mann, der mit der Aufklärung Freiheit, Gleichheit, Vernunft und Glück zu universalen Prinzipien erklärte, bedeutete dies eine Geschlechtsaufwertung des Mannes überhaupt und eine Aufwertung seiner Kultur. „So kämpft der bürgerliche Mann nicht als separates und separiertes Individuum um sein individuelles Glück, sondern immer auch auf der Basis eines männerbündischen und kulturellen Kooperationszusammenhangs“ (Thürmer-Rohr, 1990, S. 16). Die gesellschaftlich erklärte Unmündigkeit, Demütigung und Ungleichbehandlung von Frauen manifestiert sich in dem patriarchal festgelegten „Selbst“ der Frau in Abgrenzung zum männlichen bürgerlichen Vernunft-Subjekt, ausschließlich über die Körperlichkeit. Zur Natur erklärt, gelten Frauen gleichsam als Nicht-Subjekte und sind als Objekt dem männlichen Subjekt unterworfen (vgl. Annecke, 1989, S. 89).

Grundlage des bürgerlichen Autonomiekonzepts ist also idealtypisch ein Abhängigkeitsverhältnis zwischen einer „autonomen“ Persönlichkeit und einer „heteronomen“ Persönlichkeit. In der Geschlechterbeziehung betrifft dies sowohl den rechtlich-politischen Bereich der Öffentlichkeit, den materiellen Bereich der Arbeit und/als auch die psychosoziale Situation von Frauen. Die Unterordnung des Reproduktionsbereichs unter jene Bereiche, die sich in der kapitalistischen Moderne ausdifferenzieren (Öffentlichkeit, kapitalistischer Betrieb und moderne staatliche Verwaltung), strukturiert die Dimensionen dieses Abhängigkeitsverhältnisses. Erst die Etablierung dieser hierarchischen Struktur bildet die Voraussetzung für den viel besprochenen Ausdifferenzierungsprozeß (vgl. Appelt, 1991, S. 265).

Somit ist all den Autorinnen beizupflichten, die davon ausgehen, daß sich das Autonomie-Konzept nicht einfach auf all jene Gruppen ausdehnen lasse, auf deren Ausschluß es eigentlich beruht. Dieses Konzept kann zwar entliehen werden, muß aber damit gleichzeitig eine Transformation erfahren. Und dasselbe gilt natürlich auch für den Klassenbegriff.

Das bürgerliche Ich erst nachholen

Das autonome bürgerliche Subjekt – frei, gleich, brüderlich – ist nur der Mann. Der Subjektbegriff gilt für Frauen in diesem Sinne nicht. Thürmer-Rohr geht in ihrem Aufsatz über das „Phänomen des Egozentrismus von Frauen“, der Abwendung vom Politischen und dem Desinteresse an der Geschichte nach. Sie ist sich darüber durchaus bewußt, daß sich die von ihr beschriebenen Phänomene des Ich-Bezugs geschlechterübergreifend ähneln. Der historische Hintergrund, die Entscheidungsgeschichte ist für die Geschlechter jedoch von Grund auf verschieden. Sie stellt nämlich fest: „Der Egozentrismus von Frauen der sogenannten Ersten Welt könnte eine verspätete, nachgeholte bürgerliche Befreiungsidee im weiblichen Gewand spiegeln“ (S. 15). Wenn also die Rede von Selbstverwirkli-

chung, Selbstaktualisierung, Selbstentdeckung und Selbsterfahrung ist, dann handelt es sich um keine Erfindung der Frauen(Bewegung), sondern entspricht dem ganz konventionellen bürgerlichen Denkmodell. Das spezifisch bürgerliche Ich der Frau, das seine eigenen Interessen endlich verfolgen will, macht sich nach Meinung Thürmer-Rohrs historisch verspätet bemerkbar. Frauen auf dem Weg der Subjektwerdung, die ihren Weltverlust weitertreibt.

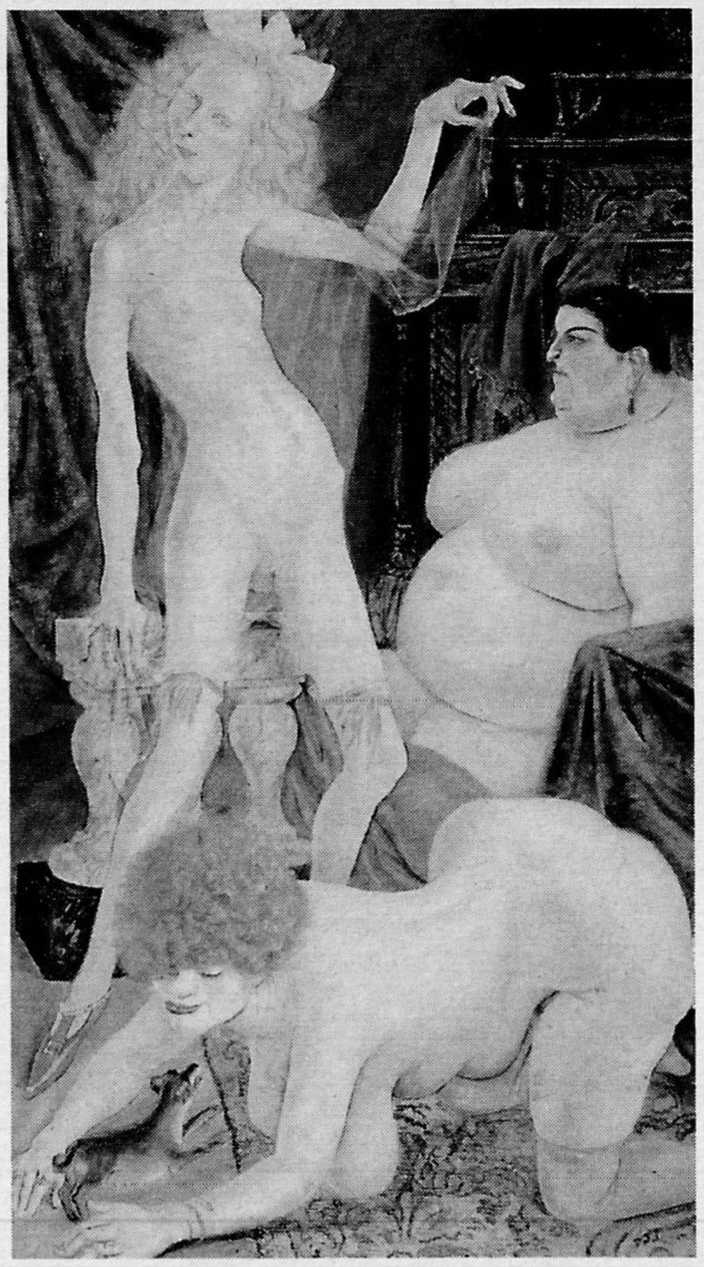
Hausarbeit versus Lohnarbeit

„Von der notwendigen Reformulierung der marxistischen Werttheorie" geht Veronika Bennholdt-Thomsen Anfang der achtziger Jahre noch aus. Gefordert wurde die Anerkennung der unbezahlten Hausfrauenarbeit als Grundsäule des Kapitalismus. „Wenn wir die Hausarbeit verstanden haben, haben wir die Ökonomie verstanden." Mit diesem theoretischen Anspruch sind die sogenannten „Bielefelderinnen" Claudia von Werlhof, Maria Mies und Veronika Bennholdt-Thomsen Ende der siebziger Jahre gegen das allzu eng gefaßte Lohnarbeits/Kapitalverhältnis angetreten. Sie versuchten, vom Marxschen Arbeitsbegriff ausgehend, die Hausarbeit bzw. Reproduktionsarbeit mittels werttheoretischer Kategorien zu analysieren. In ihrem Reproduktionsweisen-Ansatz, großteils aus ihrer Arbeit als Entwicklungssoziologinnen aus der „Dritten Welt" abgeleitet, hatten sie, im Unterschied zur Hausarbeitsdebatte in Italien (vgl. Dalla Costa), jedoch nie die Forderung „Lohn für Hausarbeit" aufgestellt.

„Der blinde Fleck bei Marx"

Die zentrale These der Bielefelderinnen lautete: Die Kombination von entlohnter und nicht entlohnter Arbeitsverhältnisse stellt die Säule des Kapitalismus dar. Der Kapitalismus ist ohne die (unbezahlte) Hausarbeit nicht lebensfähig. Sie ist gesellschaftlich notwendige Arbeit, sie produziert und reproduziert die Ware Arbeitskraft.

Die Soziologinnen üben Kritik am engen Klassenbegriff von Bourgeoisie und Proletariat. War doch für Werlhof der Proletarier weltweit immer nur eine „minoritäre Erscheinung". Die Säule des Kapitalismus – der freie städtische Industriearbeiter männlichen Geschlechts und weißer Hautfarbe – ist im Verschwinden begriffen. Ihm stehen, so Werlhof, 80 bis 90 Prozent der Bevölkerung gegenüber, die aus Frauen, Bauern, Kleinhändlern, kleinen Gewerbetreibenden und Marginalisierten besteht. Daher ist alle Arbeit nur von unten, von der Hausarbeit her, zu verstehen. „Im Grunde ist Hausarbeit – nicht Lohnarbeit – das Modell von Arbeit im Kapitalismus" (Werlhof, 1991, S. 123).



Otto Dix, Drei Weiber, 1926

Sie entwickelten ihre theoretische Konzeption von Hausarbeit in Anlehnung an Rosa Luxemburg, die davon ausging, daß eine Kapitalakkumulation ohne das nicht-kapitalistische Milieu (unbezahlte Arbeit) nicht denkbar sei. Sie blieb allerdings bei den Bauern als nicht-kapitalistische Gesellschaftsschicht stehen. Für die Bielefelderinnen ist Hausarbeit Grundlage der Akkumulation, jedoch nicht als vorkapitalistische Produktionsweise, sondern gerade als integraler Bestandteil des kapitalistischen Systems.

Für „die Bielefelderinnen" wurde im Laufe ihrer Arbeit klar, daß weder der Marxsche Arbeitsbegriff von Lohnarbeit und Kapital als Grundlage des Kapitalismus noch sein Klassenbegriff für die Frauen Gültigkeit haben konnte. Denn eine Theorie, die die Hälfte der Gesellschaftsmitglieder ausschließt, kann weder für die Ausgeschlossenen noch für die Berücksichtigten einen Erklärungswert haben. Also mußte eine neue ganzheitliche Gesellschaftstheorie her, um die Marxsche Gesellschaftstheorie abzulösen. Weg vom Kopf-Hand-Baumeistermodell, wie Christel Neusüß es formulierte, hin zu Bauch und Brüsten.

Öko-Feminismus

In der Folge zeichnete Maria Mies „Konturen einer ökofeministischen Gesellschaft", die mittels eines neuen Arbeitsbegriffes die Rückkehr zur Selbstversorgung als Perspektive propagiert (vgl. Mies 1987). Ihr Arbeitsbegriff setzt im Gegensatz zum Marxschen Industriearbeiter-Begriff bei der Arbeit der Mütter an, die sie als Einheit von Lust und Last zugleich bezeichnet. Eine ähnliche Einheit sieht sie auch bei den Handwerkern und Kleinbauern, deren Arbeit nicht total vom Diktat der Rentabilität bestimmt wird.

Der von Mies als „antikapitalistisch" verstandene Arbeitsbegriff kann nur in einer „ökologischen Gesellschaft, die notwendigerweise die Frauenbefreiung fördern muß" verwirklicht werden. Egal ob „Erste" oder „Dritte" Welt, diese regionalen Selbstversorgungswirtschaften führen zu einer „Veränderung der internationalen Arbeitsteilung und allmählichen Abkoppelung vom Weltmarkt". Hausarbeit wurde als das zukunftsweisende Modell ausgegeben, ohne die Erschließung neuer Bereiche von Lohnarbeit und Höherqualifizierung einzubeziehen.

Zur Theorie der Reproduktionsweise

Regina Becker-Schmidt greift die Reproduktionsfrage in dem 1987 erschienenen Buch „Klasse und Geschlecht" wieder auf und bezieht sich auf Marx. „Ein Weg könnte sein, eine Konzeption gesellschaftlicher Reproduktionsverhältnisse zu formulieren, die jene Dimensionen auslotet, die in der Marxschen Analyse, der bis heute wohl entfaltetsten Gesellschaftskritik, ausgespart blieben" (Becker-Schmidt, 1987, S. 188).

Kritik übt sie daran, daß diese Theorie, die einen Totalitätsanspruch hat, als Herrschafts- wie auch als Reproduktionsanalyse begrenzt ist. Schob sie doch die Frage in den Hintergrund, „an welche Organisationsformen eigentlich die Erzeugung von Menschen, das Weiterbestehen von

Populationen und deren Kulturen gebunden ist“ (ebd.). Denn die Reproduktion von sozialem Leben und Lebensverhältnissen umfaßt viel mehr als die Zyklen von Warenproduktion und Wertrealisation.

Interessant wird es bei Becker-Schmidt wieder dort, wo sie von der Diskrepanz in der sozialen Organisation des Geschlechterverhältnisses schreibt. „Offensichtlich sind die Herrschaftverhältnisse, die Frauenunterdrückung zementieren, tiefer und unbewußter verankert als Schlagworte wie Patriarchalismus und Kapitalismus“ (S. 231).

Der Ansatz von der „Geschlechterhierarchie als Folge der Arbeitsteilung“ greift ihrer Meinung nach zu kurz, weil diese Arbeitsteilung bereits Folge einer bestimmten Form der Geschlechtertrennung ist.

Zur Kategorie „Geschlecht“

Die „Bielefelderinnen“, die den verkürzten Marxschen Arbeitsbegriff ausführlich analysiert hatten, gingen mit ihrem Ansatz von der weiblichen Subsistenzproduktion in einer „ökofeministischen Gesellschaft“ in eine problematische Richtung. Tatsache ist, daß im Kapitalismus die Subsistenzproduktion weiblich ist. Nur, so fragt sich auch Ilse Lenz zu Recht, soll das nun so bleiben oder haben wir nicht eine historisch begründete Wahl für die Zukunft? (vgl. Lenz, 1987, S. 72). Die Autorinnen bleiben jedoch gefangen in der Zweigeschlechtlichkeit männlich = Lohnarbeit, weiblich = die Hausarbeit. Die Hausfrau wurde nun in den Vordergrund gerückt, anstatt ein umfassendes Verhältnis von Haus- und Berufsfrau zu analysieren. Im neuen Arbeitsbegriff, der bei der Arbeit der Mütter ansetzt und diese dadurch massiv aufwerten soll, wird die Polarisierung fortgesetzt und festgeschrieben.

Die „Bielefelderinnen“ verharren damit in einer sterilen Gegenüberstellung des Geschlechterdualismus, anstatt die Möglichkeiten wahrzunehmen, die Identitäten der Geschlechter neu zu erfinden. In einer künftigen ökofeministischen Gesellschaft, geprägt durch Konsum- und Technikverzicht, kommt dann das „Land in Frauenhand“ und die „Ökologiefrage wird zur Frauenfrage“ erklärt (vgl. Mies, 1987). Übrig bleibt das Weibliche als das Bessere und Gerechtere.

Dazu nochmals Ilse Lenz: „Sollten wir uns es nicht gestatten, statt im

Otto Dix, Maud Arizona (Suleika, das tätowierte Wunder), 1922

alt-neuen Dualismus zwischen weiblich/männlich zu verharren, ‚Geschlechtsrollen‘ neu zu erfinden, zu gestalten, zu phantasieren?“

Zwangsordnung Geschlecht – „Die Frau als Subjekt des Feminismus“

Judith Butler treibt diese Fragestellung von Ilse Lenz weiter und bezeichnet die Kategorie Geschlecht als „Zwangsordnung“. Ein politisches Problem auf das der Feminismus stößt, ist, „sobald er annimmt, daß der Begriff ‚Frau(en)‘ eine gemeinsame Identität bezeichnet“ (Butler, 1991, S. 18). Eine Frau zu sein ist nicht alles, diese Bestimmung kann nicht erschöpfend sein. Butler argumentiert gegen den universalen Patriarchatsansatz folgendermaßen: Die Geschlechtsidentität in den verschiedenen historischen Kontexten ist nicht immer übereinstimmend und einheitlich gebildet worden und hat sich mit rassischen, ethnischen, sexuellen, regionalen, und klassenspezifischen Modalitäten diskursiv konstituierter Identitäten überschnitten. „Folglich läßt sich die ‚Geschlechtsidentität‘ nicht aus den politischen und kulturellen Vernetzungen herauslösen, in denen sie ständig hervorgebracht und aufrechterhalten wird“ (ebd.).

Tatsächlich, so Butler, „verweist der Bruch zwischen dem Feminismus und der paradoxen Opposition von Frauen gegen ihn – die der Feminismus doch zu repräsentieren beansprucht – auf die notwendigen Grenzen einer Identitätspolitik“ (S. 20).

Das feministische „Wir“ ist nur eine phantasmatische Konstruktion, die zwar bestimmten Zwecken dient, aber zugleich die innere Vielschichtigkeit und Unbestimmtheit dieses „Wir“ verleugnet und sich durch die Ausschließung eines Teils der Wählerschaft konstituiert, die sie zugleich zu repräsentieren sucht. Es ist aber nach Butler strategisch oder übergangsweise noch sinnvoll, sich auf die Frauen zu berufen, um in ihrem Interesse repräsentative Forderungen erheben zu können (S. 209).

Die Autorin stellt sich mit ihrem Ansatz gegen die fundamentalistische Argumentation der Identitätspolitik, die besagt, daß zuerst eine Identität da sein muß, damit die politischen Interessen ausgearbeitet werden können und dann das politische Handeln einsetzen kann. Sie hingegen vertritt die These, daß es „keinen Täter hinter der Tat gibt“, sondern daß der Täter in unbeständiger, veränderlicher Form erst in und durch die Tat hervorgebracht wird.

Ungleichheit der Frauen

Wenn sich also vor dem Hintergrund der Ungleichheit der Frauen Begriffe wie Geschlecht und Klasse als hilflos erweisen, welcher Begriffe und Ansätze bedienen wir uns dann?

Die Mailänderinnen verwenden den Begriff der „sexuellen Differenz“, den wir im weitesten Sinne mit der „Andersartigkeit der Frauen“ übersetzen können. Der Entwurf hat das Ziel, „in die männlich geprägte Gesellschaft symbolisch und faktisch die Existenz des weiblichen Geschlechts in seiner Andersartigkeit einzuschreiben, damit dem weiblichen ‚Begehren‘ Sprache zu verleihen und den Frauen die Teilhabe am Weltgeschehen und seiner Steuerung zu ermöglichen“ (1988, S. 12).

Sie gehen davon aus, daß es für Frauen notwendig ist, die Ungleichheit untereinander anzuerkennen; sie setzen dabei auf die weibliche Autorität. „Um groß zu werden – in jeglichem Sinne – braucht sie eine Frau, die größer ist als sie" (S. 140). Der Widerspruch zwischen der Fremdheit, die Frauen in dieser Männerordnung empfinden müssen und ihrem „Willen zu siegen", kann nur durch eine „Beziehung des affidamento", also einer Beziehung, wo sich eine Frau einer anderen anvertraut, aufgehoben werden.

Das affidamento (sich anvertrauen) wird als eine Allianz zwischen der alten und der jungen Frau gesehen, die Männern angst macht. „Alt sein bedeutet hier, Wissen zu besitzen, in das die Erfahrung der Niederlage eingegangen ist, und jung sein bedeutet, intakte Ansprüche zu haben. Beide treten miteinander in Kommunikation, um sich zu potenzieren" (ebd., S. 146). Es handelt sich hier um einen spannenden Ansatz, der versucht, ein weibliches Bezugssystem weiterzuentwickeln. Allerdings ist er nicht frei von der Autoritäts-Problematik und damit auch des Umgangs unter Frauen.

Ambivalenzen und Vielfalt

„Neue" Begrifflichkeiten wie „Ambivalenzen", „Widersprüche", „Vielfalt" und „Verschiedenartigkeit" bestimmen zunehmend die wissenschaftliche und politische Kommunikation unter Frauen. Die Uneindeutigkeit der Begriffe führt aber immer häufiger zu ihrer beliebigen Anwendung und zu fatalen Folgen.

Becker-Schmidt und Axeli-Knapp beschreiben Ambivalenz als gleichzeitige Anwesenheit entgegengesetzter Bestrebungen und Gefühle. Die zwiespältigen Tendenzen der Ambivalenzen halten sich meistens nicht die Waage; der anstehende Kompromiß besteht in der Ausbalancierung dieser Asymmetrie. Widersprüchliche Realitäten müssen also bewußt gemacht werden, das Einerseits/Andererseits, ohne eines von beiden wegzuschieben, ausgelotet werden. Gisela Notz assoziiert mit dem Begriff Ambivalenz jedoch einen „Balanceakt". „Die Seiltänzerinnen sind Frauen. Sie müssen den nicht enden wollenden Balanceakt im Kräfteverhältnis auseinanderstrebender Interessen der Arbeitgeber, (Ehe)Männer, der Kinder und der eigenen Bedürfnisse und Vorstellungen leisten" (Notz, 1989, S. 67). Sie warnt daher vor einer Heroisierung der Seiltänzerinnen, weil dabei der Blick auf die Notwendigkeit versperrt wird, die Verhältnisse anzuprangern.

Vielfalt – Verschiedenartigkeit

Der Begriff Vielfalt wird immer mehr zum Modewort, und geradezu inflationär erscheinen auch die vielfältigen Verwendungen. So schreibt Notz: „Pluralität ist angesagt. In der Vielgestaltigkeit und Vielfalt, im alles Offenhalten scheint die Zukunft zu liegen. Politische Entschiedenheit wird als Besserwisserei verteufelt. Radikale Positionen sind out. Es geht um einen breiten Konsens" (Notz, S. 70).

So wird der Begriff Vielfalt vielfach dazu verwendet, nichts mehr zu hinterfragen und alles zu rechtfertigen wie es ist. Es entsteht der Eindruck, als hätten die Frauen ihre (schlechten) Arbeits- und Lebensverhältnisse im Sinne der „Wahlfreiheit" selbst gewählt.

Die Vielfalt der Lebenskonzepte führt dann zu jeglicher Verschleierung sozialer und ökonomischer Differenzen.

Mit der Akzeptanz der Verschiedenheit wird auch die weibliche Konkurrenz und die Feindschaft unter Frauen, ihre faktische Ungleichheit unterschlagen. Es wird also zunächst nicht darum gehen, diese Begrifflichkeiten aufzugeben, sondern zu erkennen, wo innerhalb der Verschiedenheit die Gemeinsamkeiten liegen, wo diese ihre Ursachen haben, um dann verallgemeinern zu können. Denn, so Thürmer-Rohr, „gibt es trotz aller Unterschiede eine gemeinsame Betroffenheit, geprägt durch Diskriminierungen und Ausgrenzungen, denen Frauen durch ihr Frau-Sein als Geschlechtskategorie ausgesetzt sind". ■

Dr. Irmi VOGLMAYR ist Publizistin und Sozialwissenschaftlerin. Arbeitsschwerpunkte: Medien, Kommunikation, Frau und: Arbeit, Technik, Krieg und Stadt.

Literatur

Appelt, Erna: „Autonomie" und „Institutionalisierung": Zwei konkurrierende politische Strategien, in: Autonomie in Bewegung. Wien 1991

Baerns, Barbara: Zur „Feminisierung" der Öffentlichkeitsarbeit, in: Öffentlichkeitsarbeit. (Hg.): Dorer/Lojka. Studienbücher zur Publizistik- und Kommunikationswissenschaft. Wien 1991

Becker-Schmidt, Regina: Frauen und Deklassierung, in: Klasse – Geschlecht. (Hg.): Ursula Beer. Bielefeld 1987

Butler, Judith: Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt am Main 1991

Bennholdt-Thomsen, Veronika: Subsistenzproduktion und erweiterte Reproduktion. Ein Beitrag zur Produktionsweisendiskussion, in: Gesellschaft Beiträge zur Marxschen Theorie 14. Frankfurt am Main 1981

dies.: Die Zukunft der Frauenarbeit und die Gewalt gegen Frauen, in: »beiträge zur feministischen theorie und praxis«. Nr. 9/10. Köln 1983

Brückner, Margrit: Frauen und Sozialmanagement. Freiburg im Breisgau 1993

Hänsch, Ulrike: Frauenprojekte im Zustand kollektiver Ermüdung und erfolgsorientierter Anpassung, in: »beiträge zur feministischen theorie und praxis«. Nr. 35. Köln 1993

Lerner, Gerda: Die Entstehung des Patriarchats. Frankfurt/New York 1991

Libreria delle donne di Milano: Wie weibliche Freiheit entsteht. Berlin 1988

Lenz, Ilse: Subsistenzproduktion, Moderne und Freiheit, in: Frauen & Ökologie. Gegen den Machbarkeitswahn. (Hg.): Die Grünen. Köln 1987

Metz-Göckel, Sigrid: Die zwei (un)geliebten Schwestern, in: Klasse Geschlecht. (Hg.): Ursula Beer. Bielefeld 1987

Mies, Maria: Konturen einer ökofeministischen Gesellschaft, in: Frauen & Ökologie. Gegen den Machbarkeitswahn. (Hg.): Die Grünen im Bundestag/AK Frauenpolitik. Köln 1987

Notz, Gisela: Seiltanzen – oder die Verhältnisse zum Tanzen bringen, in: »beiträge zur feministischen theorie und praxis«. Nr. 24. Köln 1989

Schenk, Christina / Schindler, Christiane: Frauenbewegung in Ostdeutschland – eine kleine Einführung, in: »beiträge zur feministischen theorie und praxis«. Nr. 35. Köln 1993

Thürmer-Rohr, Christina: Befreiung im Singular. Zur Kritik am weiblichen Egozentrismus, in: »beiträge zur feministischen theorie und praxis«. Nr. 28. Köln 1990

Werlhof, Claudia von: Was haben die Hühner mit dem Dollar zu tun? München 1991

dies.: Zum Verhältnis von „Staat" und „Kapital" und „Patriarchat", in: »beiträge zur feministischen theorie und praxis«. Nr. 13, Köln 1985

Voglmayr, Irmi: Auswirkungen der Neuen Technologien auf die Kommunikations- und Interaktionszusammenhänge von weiblichen Büroangestellten im Großraumbüro. Dissertation. Wien 1992

Frauenarbeit als doppeltes Zwangsverhältnis*

Doris SCHEER

Im gegenwärtigen kapitalistischen Gesellschaftssystem wird ein Großteil der Frauenarbeit außerhalb der Lohnarbeit, im Bereich der unbezahlten Hausarbeit durchgeführt. Dennoch wurde Hausarbeit erst in den siebziger Jahren zum Thema öffentlicher Diskussion, das in feministische Theoriedebatten einbezogen wurde.

Ein Teil dieser Diskussionen ergab eine „Theorie der Frauenarbeit im modernen Kapitalismus", die Frauenarbeit als doppeltes Zwangsverhältnis sieht, das den Frauen durch strukturelle Gewalt aufgezwungen wird.

Wie dieses doppelte Zwangsverhältnis zu begreifen ist, wird durch die Beschreibung der grundlegenden Produktionsverhältnisse im patriarchalischen Kapitalismus ersichtlich. Diese Produktionsverhältnisse sind doppelt widersprüchlich: Zum einen stehen das Kapital und die von ihm in Arbeitsprozesse umzuwandelnden Lebensprozesse von Frauen und Männern im Widerspruch. Diese Arbeitsprozesse sind zusammengesetzt aus dem Prozeß der Produktion von Waren in Form von Lohnarbeit und dem Prozeß der Produktion und Reproduktion von Arbeitskraft in Form von Hausarbeit. Zum anderen stehen sich der jeweilige Mann (Kapitalist oder Lohnarbeiter) und „seine Frau" (Hausfrau oder Haus-Lohn-Arbeiterin) im Zwangsverhältnis Kleinfamilie gegenüber.

Möglichst viele unbezahlte Dienste

Hausarbeit umfaßt das Gebären und Aufziehen von Kindern und ihre Erziehung zum Träger von Arbeitskraft sowie die Reproduktion der Arbeitskraft des „Familienvorstandes", des Mannes. Hausarbeit ist unbezahlt, denn sie drückt sich nicht in Waren aus, die auf dem Markt getauscht werden. Der Arbeitsprozeß der Hausarbeit schafft die Gebrauchswerte, die nötig sind, um das Leben der Arbeiter und Arbeiterinnen zu reproduzieren, im besonderen deren Arbeitskraft. Damit stellt sie auch eine notwendige Ergänzung zum Lohneinkommen dar, da erst die im Haus geleistete Bearbeitung der mit dem Lohneinkommen erworbenen Waren diese konsumierbar macht. Durch diese Eigenschaft wird deutlich, daß die unbezahlten weiblichen Reproduktionsleistungen als Basis für die kapitalistische Produktion dienen. Zudem verringern sie öffentliche bzw. außerhalb des familialen Rahmens anfallende Reproduktionskosten für die Arbeitskraft durch unbezahlte Leistungen. Das Interesse des Kapitals liegt ohnehin darin, möglichst viele Arbeiten zur Erhaltung der Arbeitskraft in den Bereich der unbezahlten Dienste abzuschieben, um den Wert der Ware Arbeitskraft möglichst niedrig zu halten. Die Organisation der Hausarbeit erfolgt über die Ehe und die auf ihr beruhende Familie. Die alleinige Zuschreibung der Hausarbeit auf die Frau ist auf das zentrale Verhältnis „Familie" zurückzuführen.

Haus- und Lohnarbeit bedingen einander

Bei der Analyse der Diskriminierung von Frauen in der Erwerbsarbeit ist zu beachten, daß die Frau sowohl in der Hausarbeit (über den Ehevertrag) als auch in der Lohnarbeit (über den Arbeitsvertrag) der patriarchalisch-kapitalistischen Zwangsstruktur unterworfen ist. Somit ist Lohnarbeit als Teil der Einheit von Haus-Lohn-Arbeit zu betrachten; es bedingen sich Hausarbeit und Lohnarbeit gegenseitig.

Diese Hausarbeit, die Existenz der Frau als Hausarbeiterin, ist die Ursache dafür, daß die Ware „Arbeitskraft der Frau" nicht den gleichen Wert besitzt wie die Ware „Arbeitskraft des Mannes" und stellt damit eine der Ursachen für die Diskriminierung von Frauen im Lohnarbeitsbereich dar. Diese Ungleichheit der Ware Arbeitskraft bezieht sich sowohl auf den Gebrauchswert dieser Ware als auch auf ihren Tauschwert.

Der Gebrauchswert der Arbeitskraft der Frau liegt für den Kapitalisten, den Käufer dieser Ware, in dem Umstand, daß durch die Arbeit Wert geschaffen wird, ebenso wie Mehrwert (Wert, der über den bezahlten Wert der Arbeitskraft hinausgeht). Darin unterscheidet sich die Situation noch nicht von der des Mannes. Bei der Frau kommt jedoch hinzu, daß der Gebrauchswert der Arbeitskraft der Frau die Vernutzung der Hausfrau einschließt. Diese Besonderheit von Zusatzleistungen, die die Hausarbeit der Frau betreffen, nehmen in einem viel umfassenderen Sinn ihre ganze Persönlichkeit für den Arbeitsprozeß in Anspruch als das beim Mann der Fall ist. Damit wird das, was Frauen ihr ganzes Leben lang lernen, zusätzlich ausgebeutet.

Ungeschützte Beschäftigungsverhältnisse

Weil es die Hausarbeit gibt, muß sie in der Lohnarbeit mit schlechteren Bedingungen rechnen als der Mann. Dies erfolgt zum Beispiel durch schlechtere Bezahlung, ein Hineindrängen von Frauen in stärker ausgebeutete Beschäftigungsverhältnisse oder in Formen ungeschützter Beschäftigungsverhältnisse (z. B. Teilzeitarbeit, kapazitätsorientierte variable Arbeitszeit – KAPOVAZ). Dies wird bedingt durch einen Tauschwert der weiblichen Arbeitskraft, der systematisch niedriger ist als der des Mannes. Der Tauschwert der Arbeits-

---

* Dieser Artikel wurde der Publikation: Sozial- und wirtschaftswissenschaftliche Aspekte: Frauen im Erwerbsleben (SOFIE), Beiträge einer Ringvorlesung an der Universität Graz Sommersemester 1992, herausgegeben vom BMAS, Abtlg. f. grunds. Angelegenheiten der Frauen, Wien, 1993, Gleichbehandlung ist das Ziel, Nr. 22 entnommen.
Diese Publikation ist beim Herausgeber kostenlos zu bestellen.

kraft des Mannes entsteht erst über den Tausch dieser Waren am Arbeitsmarkt und wird durch die Reproduktionskosten dieser Arbeitskraft bestimmt. Diese Reproduktionskosten werden jedoch unter der Annahme, daß Hausarbeit unbezahlt geleistet wird, gebildet. Gäbe es keine unbezahlte Hausarbeit, müßte der Kapitalist für die männliche Arbeitskraft mehr bezahlen. Der Wert wird bestimmt durch ein Kräfteverhältnis und nicht durch objektiv bestimmbare Größen; denn die Form des Arbeits- oder Lohnvertrages, ebenso wie die des Ehevertrages, legt nur den Rahmen fest, in welchem die Arbeit geleistet werden soll, erzeugt aber gleichzeitig die Illusion, es handle sich um eine Vereinbarung zwischen zwei gleichen, freien Individuen. Dieses Kräfteverhältnis ist von seiten der Frauen gegenüber dem Kapital auf Grund des Zwangsverhältnisses Hausarbeit immer schwächer als von seiten des Mannes.

Käthe Kollwitz, Mütter, 1919

Einige Punkte, die die Verhandlungsmacht der Frauen schwächen, sind:

- Frauen sind zwischen der Sphäre der Hausarbeit und der Lohnarbeit verschiebbar, weshalb Erwerbslosigkeit von Frauen nicht zu einem gesellschaftlichen Problem wird.
- Frauen werden durch die alleinige Verantwortung für die Hausarbeit unflexibel gemacht, wodurch sie als Lohnarbeiterinnen nicht von Arbeitsplatz zu Arbeitsplatz wandern und somit besonders hoher Ausbeutung ausweichen können.
- Da Frauen in ihren Familien die Hausarbeit verrichten, sind sie schwer imstande, sich gewerkschaftlich zu organisieren, was folglich durch Vereinzelung eine geringere Widerstandskraft gegen Ausbeutung bedeutet.
- Frauen werden bei der „Verhandlung" des Tauschwertes ihrer Ware Arbeitskraft als Zusatzverdienerinnen behandelt.

Hausarbeit als Hemmschuh für Lohnarbeit

Weil es die Hausarbeit gibt, weil die Frau Hausarbeiterin ist, kann sie kein lebenslanges Lohnarbeitsverhältnis eingehen. Sie ist auf Teilzeitarbeit und Unterbrechung von Arbeit im Erwerbsbereich angewiesen. Dieses Faktum dient als Argument zur Einführung flexibler Arbeitszeiten, zur Auflösung dessen, was „Normalarbeitstag" genannt wird.

Als Hausarbeiterin unterliegt die Frau einer spezifischen Zeitstruktur, die ihr nicht erlaubt, jederzeit eine Dauerlohnarbeit anzunehmen. Diese spezifische Zeitstruktur bezieht sich sowohl auf ihren ganzen Lebenslauf als auch auf den einzelnen Tag, die einzelne Woche, das einzelne Jahr. Die alleinige Verantwortung für die Hausarbeit bewirkt, daß die Frau in der Lohnarbeit nach Teilzeitarbeit, nach stundenweiser Arbeit, nach zu sehr früher oder sehr später Tageszeit gelegener Arbeit sucht. Von daher gehören Frauen zur latenten industriellen Reservearmee, da sie immer auf dem Sprung sind, zumindest vorübergehend ein Lohnarbeitsverhältnis einzugehen und damit erst wieder als Arbeitskräfte in Erscheinung zu treten.

Auch die Entwicklung neuer Formen der Heimarbeit (z. B. Tele-Heimarbeit) wird als für Frauen besonders geeignet propagiert, da sie damit die zeitliche Ausrichtung der Hausarbeit mit den Zeiteinheiten des Produktionsprozesses, in einer für sie (scheinbar) idealen Form, verbinden können.

Weil die Diskriminierung in der Lohnarbeit aufgrund der Hausarbeit, die ihre Basis ist, sozusagen „gesetzmäßig" ist, wird die Lohnarbeiterin immer wieder zurückverwiesen auf die Ehe und Familie, wird die „Hausarbeit" zementiert. Solange es die Hausarbeit, solange es die Frau als Hausarbeiterin gibt, ist die „Gleichberechtigung" in der Lohnarbeit Illusion. Ohne Beseitigung der Grundlage dieser Diskriminierung, ohne Beseitigung der Hausarbeit und damit der Hausarbeiterin, das heißt, ohne Auflösung der Familie im herkömmlichen Sinn, kann es diese Gleichberechtigung daher nicht geben. ■

Doris SCHEER studiert Volkswirtschaft und ist Mitarbeiterin des Frauen-Dokumentations- und Forschungszentrums in Graz.

Literatur

Bennholdt-Thomsen, Veronika (1983): Die Zukunft der Frauenarbeit und die Gewalt gegen Frauen, in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, Heft 9/10, Köln.

Biesecker, Adelheid (1987): Arbeit ist Zwang – Frauenarbeit ist doppelter Zwang. Zur Theorie der Frauenarbeit im modernen Kapitalismus, in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, Heft 19, Köln.

Delphy, Christine (1985): Der Hauptfeind, in: Alice Schwarzer (Hg.), Lohn: Liebe. Zum Wert der Frauenarbeit, Suhrkamp.

Wolf-Graaf, Anke (1981): Frauenarbeit im Abseits. Frauenbewegung und weibliches Arbeitsvermögen. Verlag Frauenoffensive, München.

Und noch einmal

Geschlecht versus Klasse?

Birge KRONDORFER

Otto Dix, Bildnis der Journalistin Sylvia von Harden, 1926

Die folgenden Repliken sind nicht mehr und nicht weniger als ein Versuch der Begründung, daß es zwar zu historischen Zeiten notwendig gewesen sein mag, den Klassenwiderspruch diskursiv dem Geschlechterwiderspruch den Vorzug zu geben, was aber nicht zu verwechseln ist mit einer prinzipiellen Fragwürdigkeit des von links so lange behaupteten Nachrechts des Geschlechterantagonismus, denn diese Zweitrangigkeit in den politischen und strategischen Diskursen ging immer zuungunsten der Frauen aus: womit an sich schon die Problematik sich von selbst auflöst. Denn die so in- und deduzierte Zweitrangigkeit innerhalb der Systematik von Haupt- und Nebenwiderspruch spricht für die Durchgängigkeit männlicher Perspektiven – was nicht ausschloß, daß auch Frauen sich ihr anschlossen.

Ein Zitat der Schriftstellerin Marguerite Duras kann eingängig zusammen fassen, was ist: „Sind Sie ein Mann, so ist Ihre bevorzugte Gesellschaft im Leben, was Ihr Herz, Ihren Körper, Ihre Rasse, Ihr Geschlecht betrifft, die Gesellschaft des Mannes. In dieser Verfassung empfangen Sie die Frauen. Es ist der andere Mann, der Mann Nummer zwei in Ihnen, der mit Ihrer Frau lebt, der mit ihr gewöhnliche, nützliche, kulinarische, vitale, zärtliche, ja sogar leidenschaftliche sexuelle Beziehungen unterhält sowie solche, aus denen Kinder und eine Familie hervorgehen. Doch der große Mann in Ihnen, der Mann Nummer eins, unterhält entscheidende Beziehungen nur mit seinen Brüdern, den Männern. Die beruhigenden Gespräche Ihrer Frauen hören Sie sich en bloc an, ohne auf sie einzugehen, es ist wie eine alte Leier. Die Frauen hört man nicht an. Die Äußerungen der Frauen, die hört man nicht an. Doch soll Ihnen das nicht vorgeworfen werden. Es stimmt, daß die Frauen noch langweilig sind, daß sie in vielen Fällen aus ihrer Rolle nicht auszubrechen wagen. Und daß Sie es nicht wünschen, daß die Frauen es tun. Jetzt aber weiß die Frau das. Und sie geht, sie verläßt den Mann; sie ist viel glücklicher als früher. Mit ihrem Mann befand sie sich in einem Zustand der Repräsentation ...

Die Frau ist in den Augen der Männer eine gute Hausfrau, wenn sie aus dieser Diskontinuität (des häuslichen Alltags; Anm. B. K.) eine stille und unauffällige Kontinuität macht. Diese stille Kontinuität wurde im übrigen als das Leben selbst betrachtet, nicht als eines seiner Attribute, zum Beispiel als Arbeit. Man kann sagen, daß diese stille Kontinuität so sehr und so lange gang und gäbe war, daß sie schließlich für die Männer, die die Frau umgaben, gar nicht mehr existierte. Ich will damit sagen, daß die Arbeit der Frauen für die Männer ebenso selbstverständlich war wie beispielsweise die Wolken, die Regen spenden, oder wie der Regen selbst, den die Wolken spenden. Diese Aufgabe wurde erfüllt wie der tägliche Schlaf. Und der Mann war zufrieden, in seinem Haus ging alles gut. Der Mann des Mittelalters, der Mann der Revolution, der Mann des Jahres neunzehnhundertsechsundachtzig." (Aus: Das tägliche Leben)

Frage nach der Position

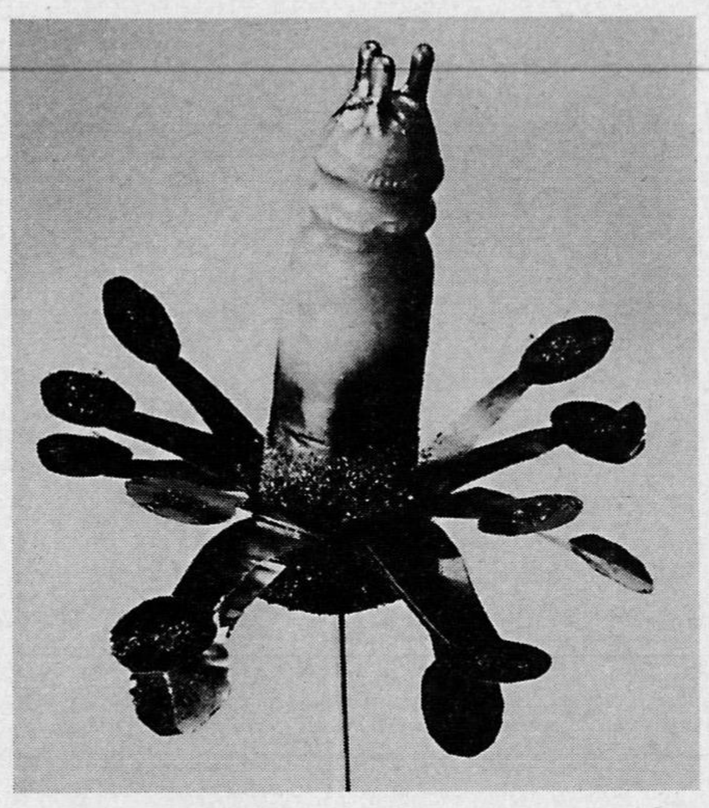
Die Frage nach der Prämisse der Unterdrückungsverhältnisse, ist eine nach der Position, von wo aus gesprochen wird.

Logisch scheint, daß es der männlichen Perspektive um die Unterschiede und Ungerechtigkeiten zwischen „klassen" Männern ging, da die Frauen quer durch die sogenannte Zivilisationsgeschichte sowieso den subordinierten Platz im Gesellschaftsgefüge inne hatten. Umgekehrt gab es eine Anschlußfähigkeit von verschiedenen weiblichen Herkünften an die Linke – die diese jedoch nie wirklich akzeptieren konnte –, weil sie als Frauen in den Widersprüchen der männlichen Gesellschaft lebten und von daher sensibilisiert für Widersprüche überhaupt waren. Das könnte auch bedeuten, daß die Relationabilität der verschiedenen Motive und Interessen sich an der Wahrnehmung von Widersprüchen selbst festmachte, jedoch nicht an den gleichen (strukturellen) Inhalten – wie un/bewußt auch immer.

Natürlich leben auch Frauen in unterschiedlichen Lebens- und Arbeitszusammenhängen und haben von daher andere finanzielle Ressourcen und Bildungs- und Bewußtseinsein- und -aussichten (wobei Geld allein nicht klug, und Armut allein nicht gescheit macht); doch muß eine achtsame reflektorische Aufmerksamkeit auf jeder Form moralischer Vorwürfe liegen, will nicht Nietzsches Dictum des Ressentiments zutreffend sein, das jene Moral der Zukurzgekommenen impliziert, die eigentlich nichts anderes zum Ziel hat, als das gleiche dessen, was sie an- und beklagt. Das, was jedoch allen Frauen gemeinsam ist, ist ihr eingeschlossener Ausschluß aus der „symbolischen Ordnung", die als phallische zu dekonnotieren ist. Das heißt die Ordnung, die tief- wie die vordergründige, begründet sich auf einem männlichen Weltumgang, im Wahrnehmen und im Produzieren; die sexuelle Differenz hat ein unterschiedliches „Abarbeiten am Gegenstand" (Hegel) zur Herstellung von Selbstbewußtsein in Gang gesetzt ebenso, wie sie der Marxschen Erkenntnis vom Sein, das das Bewußtsein bestimmt, allererst „recht" gibt. Damit soll nun nicht einem Naturrückgriff gefrönt, jedoch der Verleugnung der Geschlechterdifferenz nicht mehr Rechnung getragen werden. Konsequent heißt das: Der Kapitalismus wie der Realsozialismus sind Transformationen des sogenannten Patriarchats, ergo sind die Klassen- und sonstigen hierarchischen Differenzen eine fortgesetzte Ableitung der Geschlechterdifferenz. Mit einem Unterschied: Die Genealogie der bürgerlichen Gesellschaft und der ihr gemäßen ökonomischen Ordnung

implizierte die Erfindung des Individuums ebenso wie die prinzipielle Gleichheit aller und damit wurde die weibliche Subjektsetzung erst möglich. In einer „Gottgewollten Ordnung" konnten die Unterschiede gar nicht wahrgenommen werden, bzw. wurden eben als diese hingenommen. „Jede Epoche hat" – so Luce Irigaray – „eine Sache zu bedenken. Nur eine. Die sexuelle Differenz ist wahrscheinlich diejenige unserer Zeit. Diejenige, die uns, wäre sie gedacht, die ‚Rettung' bringen würde?" (aus: Ethik der sexuellen Differenz)

Dazu gehört das Bedenken, daß der Wert der weiblichen Vorhofarbeit des Kapitals keine Gültigkeit hat/te, weder „hüben noch drüben". Auf dieser Arbeit basiert zwar die Möglichkeit der Konsistenz männlicher Lebensweisen (aller Männer), aber die Frauenarbeit fand kein männliches Interesse – theoretisch wie praktisch –, außer eben als Nichtarbeit auch in der Bedeutung der „Schmutzkonkurrenz". Das Allgemeine wurde vom Männlichen repräsentiert, Frauen mit Sonderinteressen ausstaffiert. „Die Verlagerung des Problems der Frauen in die Domäne des Partikulären ist das Werk des metaphysischen Denkens, worin bereits die Trennungen Subjekt/Objekt, Geschichte/Natur, Kultur/Natur, männlich/weiblich, öffentlich/privat, Schöpfung/Chaos, rational/irrational, Geist/Materie, Produktion/Reproduktion etc. wirken... Der Ort der Frauen ist immer als Natur definiert worden. Anschauende Materialismen haben jedoch auch eine andere Tendenz hervorgebracht: In dieser konnte das feministische Prinzip aktiv sein, während es in idealistischen Auffassungen immer passiv ist. Aber vergessen wir nicht, daß der anschauende Materialismus nicht die rationalistischen Trennungen überschreiten konnte, weil er sich bereits innerhalb dieser Trennungen bewegte. So ist er nicht von Frauen hervorgebracht worden... Der klassische Marxismus hat von diesem Widerspruch und dieser rationalistischen Trennung geerbt, daß er Produktion und Reproduktion als getrennte Bereiche artikuliert. In der Tradition eines dogmatischen Marxismus wurde – in Übereinstimmung mit den Gesetzen des Kapitals und des Profits – der Bereich der materiellen Reproduktion hintangesetzt; daher ist der Bereich der Frauenarbeit im Haushalt (oder in der Prostitution etc.) bis heute nicht in ökonomischen Begriffen analysiert worden, sondern in psychologischen und moralischen. Der ökonomische Reduktionismus im Marxismus hat sich vornehmlich mit dem Bereich der Lohnarbeit und der Produktion beschäftigt und damit den Bereich der ‚anderen Lebensproduktion' und somit auch das ganze Leben und die Aktivität der Frau im Haus vernachlässigt mit dem Ergebnis der Trennung von Privatem und Öffentlichem." (Rada Ivekovic: Noch einmal zum Marxismus und Feminismus; in: Geschlechterverhältnisse und Frauenpolitik AS 110, 1984)



Renate Bertlmann, Fleur du Mal

In der Diskursentwicklung des marxistischen Feminismus kam es zunehmend zu der Erkenntnis, daß das Patriarchat nicht eine von den Produktionsverhältnissen und sozialen Systemen unabhängige Sache ist, sondern Teil und Bedingung dieser Struktur (vgl. auch: Klasse und Geschlecht, IMSF 1989). Eine reduktionistische „sozialistische Revolution", also eine, die nicht auch eine Revolution der Kultur, des Denkens und des Privaten ist, wird daran nichts ändern. Die geschlechtliche Arbeitsteilung, die in allen Gesellschaften existiert, läßt die Klassentrennung zu und ist nicht ihr Resultat. „So gesehen erscheint das Dilemma, entweder Klassenteilung oder Geschlechterteilung zu unterstellen, den binären Modellen des metaphysischen Denkens geschuldet. Daher ist es notwendig, die Spuren der besonderen Unterordnung der Frauen zu verfolgen, die nicht ausschließlich aus den Verhältnissen der Produktion herrührt, aus der die Frauen größtenteils ausgeschlossen sind, sondern die Unterdrückung, die eine gewisse Autonomie hat, indem sie auch dann in den Machtverhältnissen andauert, wenn die Frauen in größerer Zahl in die Produktion eintreten. ... Die Frau nimmt jedoch teil an der Produktion als Subjekt und als Objekt des Austausches zwischen Männern und den Symbolen ihrer gesellschaftlichen Verhältnisse: Die Frau ist eine Ware, so wie sie ein Zeichen ist, das Kommunikation erlaubt. Die Frau kann auch Produzentin sein, aber historisch sind Männer die Produzenten. Die Frau hat von daher eine sehr besondere Rolle in der Produktion und im Austausch – die Rolle des unbewußten Objekts, der Natur." (Rada Ivecovic)

Luce Irigaray, die die uns zuinnerst umgebende symbolische Ordnung als phallische denotiert, faßt diese Problematik noch schärfer: „Die Marxsche Analyse der Ware als Elementarform des kapitalistischen Reichtums kann also verstanden werden als Interpretation des Status der Frau in den sogenannten patriarchalischen Gesellschaften. Ihre Organisation und die ihr zugrundeliegende Arbeit des Symbolischen – deren Instrument und Repräsentant der Eigenname des Vaters, Gottes ist – enthalten im Keim die Entwicklungen, die Marx als Charakteristika kapitalistischer Herrschaft definiert: Unterwerfung der ‚Natur' unter eine ‚Arbeit' des Mannes/Menschen, die sie zum Gebrauchs- und Tauschwert macht; Arbeitsteilung zwischen Produzenten – Privateigentümern, die untereinander ihre Waren – Frauen tauschen, aber auch zwischen Produzenten und Ausbeutern und Ausgebeuteten der Gesellschaftsordnung; Eichung der Frauen gemäß den Eigennamen, die ihre Äquivalenzen bestimmen; Tendenz zur Akkumulation von Reichtum derart, daß die Repräsentanten der ‚eigensten' Eigennamen – die Chefs – mehr Frauen zu Kapital schlagen als die anderen... Anders gesagt: alle gesellschaftlichen Systeme *der* ‚Geschichte' funktionieren über die Ausbeutung einer ‚Klasse' von Produzenten: der Frauen. Ihr Gebrauchswert als Produzentinnen von Kindern und von Arbeitskraft und ihre Umbildung zum Tauschwert sichern die symbolische Ordnung als solche, ohne daß ihnen diese „Arbeit" mit gleicher Münze zu vergelten wäre." (In: Das Geschlecht, das nicht eins ist, 1979)

So betrachtet, wäre Gleichheit, selbst als wirkliche Gleichheit, die immer nur eine von Unterschieden ist,

unmöglich, da das System, das Gesetz sich zu ungunsten der Frauen konstituiert (hat). Selbst wenn Frauen vermehrt in Politik und Ökonomie eintreten und eingreifen, adaptieren sie bloß männliche Positionen – und sei es auch in ideologisch bester Absicht: der Humanität (= im Namen des Menschen, ja, ja). Aus dieser Aporie gibt es kein Entkommen? Selbst Julia Kristeva, keine Feministin und der (psychoanalytisch fundierten) Aufklärung verpflichtet, kommt nicht umhin, sich einen Ausweg nur als radikalen Austritt vorzustellen, auch deshalb, da die weibliche Position immer schon als „Ausschuß" fungierte: „Die Frauen. Wir haben das Glück, auf eine biologische Besonderheit zurückgreifen zu können, um dem, was im kapitalistischen Monotheismus diesseits der Ausdrucksschwelle verharrt, einen Namen geben zu können. Ein verdientes Glück, denn in der gesamten Geschichte der klassen- und/oder patrilinearen Gesellschaften fällt dem weiblichen Geschlecht die Rolle zu, als ‚Ausschuß' oder Hintergrund der Produktionsverhältnisse und des sie bennenden Wortes zu fungieren... Auf der einen Seite – stumme Lust des Gebärens, vermeintliche Teilnahme an den kosmischen Zyklen; auf der anderen – Sinnengenuß unter dem symbolischen Gewicht eines (väterlichen, familiären, sozialen, göttlichen) Gesetzes, dessen *geopferte Stütze* sie ist, erstrahlend im Glorienschein, sofern sie bereit ist, die Verleugnung, ja wenn nicht gar die Hinrichtung des Körpers zu ertragen. Dieses Gewicht aufzuheben, zu durchleuchten, zu analysieren, kommt einer neuen Renaissance gleich. Heute würde ein Erasmus nicht das Loblied des Wahns singen, sondern eine Kritik dieses *Negativen* der *sozialen* Übereinkunft, dieser ewigen Ironie der Gemeinschaft, dargeboten in der Person einer Frau, schreiben. Wenn die Perspektive so eingerichtet ist, dann führt die Bewegung der Frauen bestenfalls zu einem Staatssekretariat für Frauenfragen, das heißt zu einer beschleunigten Rationalisierung des Kapitalismus, was auch schon etwas mehr ist als nichts, ... anstatt sich als Auslöser der Explosion des Humanismus zu verstehen... Die Probleme der Frauen sind nur insofern von Interesse, als sie in die engsten Sackgassen unseres Gesellschaftstyps führen: Wie läßt sich nicht nur ohne Gott, sondern auch ohne Mann leben?" (In: Die Chinesin, 1982)

Problem der sinn- und gesetzgebenden Instanz

Diese Frage, die hier nicht als zu personifizierende Aufforderung mißzuverstehen ist, verweist auf das Problem der sinn- und gesetzgebenden Instanz: Das Vorrecht der Männer/des Männlichen die Bedeutungen zu geben, die Werte zu verteilen und die Evidenz zu setzen. Nicht nur die lächerlichen Szenarien, die sich auf der Bühne ereignen, sind damit gemeint, sondern die ganze Dimension des Politischen als Problematik der problematischen Gemeinschaft. Bislang, so ist es offensichtlich, hat die Ordnung der Menschlichen nur durch die Unterordnung der Anderen – in der doppelten Schleife von Aus- und Einschluß – durch die Einen funktionieren können. Wenn Hegel im Vorschluß analogisierend zu Marx, der diesen Selbstlauf auf die Ökonomie übertrug, von der notwendigen Einsicht sprach, die „den Geist mit der Weltgeschichte und der Wirklichkeit versöhne, daß das, was geschehen ist und alle Tage geschieht, nicht nur nicht ohne Gott, sondern wesentlich das Werk seiner selbst ist ", dann fällt sich das Urteil sozusagen selbst: die nachträgliche Evidenz ist unzumutbar geworden. „Unser bestehendes ökonomisches System ist in radikaler Weise historisch angetreten, um allen Mangel (wobei noch einmal zu differenzieren wäre um *wessen* Mangeläquivalenz es da eigentlich geht; Anm. B. K.) – materiell, durch Produkte – zu bewältigen, zu überwinden; es hat aber, wie es scheint, keine Verfahrensformen entwickelt, mit Überfluß umzugehen, in ihm Maß zu finden bzw. Reichtum zu steuern. Also tut man so, als wäre immer noch derselbe Mangel zu überwinden, akkumuliert an Ort und Stelle und bleibt auf seinem Reichtum sitzen. Zusätzlich wurde der Mangelbegriff ausschließlich nach „menschlichen" Bedürfnissen definiert. Dies erschwert heute, weiteren Mangelsituationen ökonomisch gerecht zu werden: ...es gibt ‚Mangelerscheinungen' in allen möglichen Überlebenssystemen... Ist es nicht denkbar, daß wir uns eine ökonomische Theorie, ein Modell geschaffen haben, das über kurz oder lang weltweit alle zu kleinen und großen Kapitalisten macht? Liegen nicht in der bedeutungsmäßigen Auszeichnung von Grundbegriffen (wie Arbeit, Leistung, Wachstum, Preis...) eindeutige ‚Bevorzugungen' von Tätigkeiten, Verhaltensformen?... Daß wir zwar die Widervernünftigkeit sehen, ihr aber sozusagen ‚leiblich' schon verfallen sind – eingefleischte Klein- und Großbürger? Bis vor kurzem war es noch leichter, aus den Interessensgegensätzen und den politischen Antagonismen zu argumentieren, inzwischen haben sich die Interessen durchaus verschoben. Die Logik der Macht hat eine andere Gestalt bekommen: Arbeiter, Arbeitnehmer... sind ins bestehende System eingetreten, an deren Schwelle sie lange standen. ...Die allgemeine Besiedelung des ökonomischen Systems hat den Klassenfeind diffuser gemacht. Er ist zum Nachbarn geworden...; gegenüber den ‚Nachdrängenden' solidarisch zu sein, wird aber als ‚Selbstgefährdung' begriffen und plötzlich ist man selbst, seine Zugehörigkeit verteidigend, Klassenfeind gegenüber allem, was von draußen kommt." (Peter Heintel, in: Der verlorene Glanz der Ökonomie, 1993)

Zur angeratenen Dringlichkeit alternativer Modelle als Kritik der politischen Ökonomie vorzustellen gehört – immer wieder unterschlagen – die Reflexion der Geschlechterdifferenz. Dazu gehören auch tiefenstrukturelle Analysen, wie sie zum Beispiel Horst Kurnitzky in „Triebstruktur des Geldes. Ein Beitrag zur Theorie der Weiblichkeit" (1974) versucht hat. „Über die Bedeutung des Geldes im psychischen Haushalt der Individuen und der Gesellschaft, die Ursachen der Bindekraft der Scheidemünze und die Entstehung des Geldes aus dem Opferkult, dessen archaische Wurzeln bis heute wirksam sind. Geld als Verkörperung eines Triebziels – unterdrückte und verdrängte ‚Weiblichkeit'."

Eine Politik des Weiblichen hätte sich nicht als eine Bewegung zu verstehen, die sich als Opposition gründet und zum Ziel hat, Forderungen zu stellen und vertragliche Vereinbarungen zu erreichen – was eine Position der Unterordnung mobilisiert –, sondern als eine Subjektivität, welche, um sich auszudrücken und zu verwirklichen, eine allgemeine Konfliktbereitschaft herstellt, die die Regeln in Frage stellt, die diese Wirklichkeit strukturieren. ■

Mag. Birge KRONDORFER ist Philosophin, Lektorin an der Universität Wien.

Frauenbildung und Geschlechterdifferenz im Prozeß europäischer Modernisierung*

Marianne FRIESE

Europa war noch nie so in aller Munde wie zu Ende dieses Jahrhunderts. Und noch nie waren Europas Frauen – folgen wir den teils wissenschaftlichen, teils publizistischen Debatten – so gebildet wie heute. EG-weit – so liest sich die Statistik – haben Mädchen und Frauen aufgeholt. Mädchen sind eher schulreif. Sie erreichen die besseren Schulabschlüsse. Die Abiturentinnenquote steigt.

Immer mehr junge Frauen streben an die Universitäten. Und dieser Bildungsvorsprung ist insbesondere, aber nicht nur auf die Töchter der Mittelschichtfamilien zurückzuführen. Selbst das für den Erfolg der Bildungsreform gern zitierte „katholische Arbeitermädchen vom Lande" hat die kühnsten Erwartungen übertroffen und sich als das „lernfähigere Geschlecht" erwiesen.

Damit nicht genug der Erfolge. Nach Meinung prominenter Soziologen sind Frauen nicht nur Gewinnerinnen der Bildungsreform. Individualisierungstheoretiker gehen davon aus, daß das durch Bildung erworbene Bewußtsein über die Ungleichheit der Geschlechter sogar einen Jahrhundertkonflikt in Gang gesetzt habe, der einen lawinenartigen Prozeß der „Freisetzung" aus den ständischen Zwängen des Geschlechts markiere, ein Prozeß, der historisch irreversibel sei und der letztendlich die Voraussetzung sei für die Transformation der modernen Industriegesellschaft zur postmodernen Risikogesellschaft.

Es sei vorweg gesagt: Ich stehe der Gewinnerinnenthese kritisch gegenüber. Abgesehen davon, daß mich die plötzlich entstandene „geschlechtssensibilisierte Soziologie" (Kreckel), Politik und Wirtschaft nach Generationen der Ignoranz skeptisch stimmt, wäre zu überprüfen, erstens ob die „Freisetzungsthese" und der darin verortete weibliche Bildungsprozeß den gegenwärtigen Modernisierungsprozeß der Geschlechterverhältnisse zureichend beschreibt. Verdächtig jedenfalls ist die rasche Akzeptanz der „Gewinnerinnenthese" in einer Zeit, in der ja tatsächlich entscheidende Weichen neu gestellt werden. Kaum ein Protagonist des „neuen Denkens" verzichtet darauf, die Innovationskraft der Frauenbewegung und das daraus entstandene feministische Bewußtsein als Motor der tiefgreifenden Veränderungen des alten Systems zu betonen. In den Medien wird jeder auch noch so kleine „Aufstieg" von Frauen bejubelt und zum Typus einer „neuen Frau" stilisiert. Und auch in der EG-Programmatik gilt das historisch nicht unbekannte Versprechen von der Chancengleichheit der Geschlechter, von der Partnerschaft, von der Gleichberechtigung auch der *Bürgerin* als Garant für ein neues Europa. „Europa für die Frauen"[1] – „Frauen fordern die Hälfte der EG"[2] – so und ähnlich lauten die Forderungen, zu deren Umsetzung in den letzten Jahren eine Fülle gesetzlicher Richtlinien und Programme, vor allem auch Bildungsprogramme wie NOW (New Opportunities for Women), IRIS, KRASMUSO COMETT etc. entstanden sind.

Sollte das historische Projekt also dieses Mal gelingen? Sollte ein „Europa nach Maastricht", das immerhin in Artikel 126 und 127 den Ausbau der *europäischen Dimension der Bildung* festschreibt, gar ein „Europa der Bildung" sein? Einer Bildung möglicherweise, die zur Chancengleichheit der Geschlechter beiträgt, zur Humanisierung der modernisierten Gesellschaft, zur Weiterentwicklung und Emanzipation der Subjekte? Oder meint „Europäisierung" eine Bildung, die durch Qualifikation abgelöst wird, eine Frauenbildung in den Grenzen des Geschlechts, eine Bildung die zwangsläufig soziale Ungleichheiten verschärft?

Wenn es in einer Studie der EG-Kommission über die „Einstellung der Frauen und Männer im Europa der Gegenwart" heißt: „Die europäische Wette kann nur gewonnen werden, wenn die Wette im Bildungssektor gewonnen wird", scheint es jedenfalls höchste Zeit, kritisch zu fragen, erstens welche Bildung gemeint ist und zweitens wer die Gewinnerinnen oder Verliererinnen dieser Wette sein werden. Es geht mir im folgenden nicht darum, diese komplexen Fragen einfach zu beantworten. Es geht mir darum, der „Gewinnerinnenthese" einen ambivalenten Bildungsprozeß von Gleichheit und Ungleichheit entgegenzuhalten, dessen Wurzeln im Prozeß der Modernisierung selbstangelegt sind und die heute keineswegs überwunden sind.

Manchmal ist es sinnvoll, die drängenden Fragen der Gegenwart aus der historischen Distanz zu beleuchten. Die folgende „Spurensuche" soll uns deshalb zunächst der Aktualität „entführen" zu den Anfängen der europäischen Frauenbildung, durch die weichenstellenden Etappen der Modernisierung, um schließlich zu den brisanten Problemen eines „neuen Europa" zurückzukehren.

Chancengleichheit und Geschlechterdifferenz – Paradoxien eines „doppelten Bildungsprozesses"

Die erste These: Chancengleichheit und Geschlechterdifferenz sind Paradoxien eines „doppelten Bildungsprozesses", der mit dem Programm der europäischen Aufklärung beginnt und heute keineswegs abgeschlossen ist.

Zu erinnern wäre zunächst an die bildungstheoretische Tradition der europäischen Aufklärung, die sich selbst ad absurdum führt, indem sie ihre pädagogischen Leitbegriffe – Vernunft, Gleichheit, Subjektwerdung – exklusiv den Männern vorbehält. Es mag paradox erscheinen, daß ein Diskurs der *Naturalisierung* von Weiblichkeit in Gang gesetzt wird,

* Vortrag auf dem FrauenEuropaKongreß, der vom 30. November bis 2. Dezember 1993 in Bremen stattfand.

der Frauen andererseits auf die weibliche *Kulturaufgabe* festlegt. Der damit verbundene Bildungsprozeß und darin liegt die historische Weichenstellung des Geschlechterverhältnisses, *macht nicht gleich*, sondern erzeugt *Differenz*[3], eine Differenz, die Frauen im weiteren Verlauf der Geschichte ideologisch und sozialhistorisch äußerst wirksam als das Andere ausgrenzt. Die Einschließung der Frau ins Private ist die eine Folge. Die Entwicklung von reproduktionsnahen Frauenberufen ist die andere bis heute wirksame Folge, die nicht zuletzt als Bildungsprojekt der alten Frauenbewegung im 19. Jahrhundert selbst durchgesetzt wird.

Zu erinnern wäre freilich auch, daß die Kritik der „Geschlechtscharaktere" nicht erst heute entstanden ist. Denken wir an die englische Feministin und frühe Sozialistin Mary Wollstonecraft, die im Anschluß an Olympe de Gouges schon im Jahre 1792 ein weitreichendes Bildungsprogramm entwirft, und zwar in expliziter Kritik an dem reduzierten weiblichen Bildungsbegriff der Aufklärung. Vor allem in der Auseinandersetzung mit Rousseau, der mit seinem Erziehungsroman „Emile" die pädagogischen Leitlinien von Generationen von Pädagogen und Eltern prägt, betont sie gegenüber dem Argument der weiblichen Natur die uneingeschränkte Bildungsfähigkeit der Frau. Wenn sie in ihrem Bildungskonzept bemerkt: „Ich will nicht, daß Frauen Macht über Männer, sondern über sich selbst erlangen"[4], nimmt sie wesentliche Utopien der aktuellen Bildungsdebatte vorweg. Es ist die frühe französische Feministin und Sozialistin Flora Tristan, die diese Kritik des Geschlechts mit der sozialen Klassenkritik verknüpft. In ihrer „Union Ouvrière" (Arbeiterunion) entwirft sie lange vor Marx ein Manifest für die Befreiung der Frauen und Arbeiter. Ein entscheidendes Mittel für die Aufhebung der Ungleichheit zwischen den Klassen und zwischen den Geschlechtern sieht Flora Tristan in der Bildung. Gleichzeitig setzt sie in der Debatte um Gleichheit und Differenz bereits 1843 einen neuen, in der feministischen Debatte häufig vergessenen Akzent: In ihrer Analyse: „Selbst der unterdrückteste Mann kann ein anderes Wesen unterdrükken: seine Frau. Sie ist die Proletarierin des Proletariats"[5] tritt neben die Differenz der Geschlechter, die der Klassen, der sozialen Ungleichheit auch unter Frauen. Damit verweist sie auf bis heute ungelöste und wenig beleuchtete Probleme der sozialen und kulturellen Vielfalt unter Frauen, einer Differenz, die sich in der europäischen Perspektive keineswegs unter dem Begriff der Gleichheit auflösen, eher verschärfen wird.

Die Tatsache, daß sich der Geschlechterdiskurs der Aufklärung dennoch durchsetzen wird, liegt nicht nur an der unzureichenden Rezeption dieser exzellenten zeitgenössischen Kritikerinnen. Es sind zwei systematische Fallen der Geschlechterungleichheit, die in dem Modernisierungsprozeß der Bildung selbst liegen. Erstens: Der Diskurs „Geschlecht" und „Differenz" hat historisch erheblich dazu beigetragen, sowohl Ausgrenzung als auch Emanzipationsanspruch von Frauen als die „Anderen" zu stabilisieren. Die Geschlechtsdiskurse, ob sie nun „Gleichheit" oder „Differenz" beinhalten, gehen aus einem System hervor und bestätigen es weitgehend (Modelmog).

In diesem Zusammenhang stimmt eine frauenpolitische Debatte bedenklich. Es zeichnet sich ab, daß die gegenwärtige Tendenz der Privatisierung durch eine Differenzdebatte der Frauenbewegung und des Feminismus unterstützt wird, in der sich die alten Argumente der weiblichen Kulturaufgabe in neuem Gewande zu wiederholen scheinen. Kritische Feministinnen weisen auf die Falle hin, die darin besteht, sich in der Politik der Differenz einzurichten, ohne diese begrifflich zu kritisieren und ohne die gesellschaftlichen Strukturen, Recht, Staat und Machtverhältnisse in die politische Perspektive des Verhältnisses von Chancengleichheit und Differenz einzubeziehen.

Zweitens: Zweifellos ist der „Verbildungprozeß" der Frau für die Reproduktion und der Prozeß der Familialisierung einer der erfolgreichsten Bildungsprozesse der Moderne, der gegenwärtig, wie die Entwicklungen vor allem in den neuen deutschen Bundesländern zeigen, keineswegs abgeschlossen ist. Auf der anderen Seite ist es ausgerechnet der Geschlechtscharakter, der im Prozeß der Professionalisierung zur Legitimierung von Geschlechterungleichheit herangezogen wird. Die scheinbare Aufwertung der weiblichen Reproduktionsarbeit bringt auf der anderen Seite die Hierarchie und Segmentierung des (Aus)bildungs- und Arbeitsmarktes hervor und damit die Entwertung der weiblichen Erwerbsarbeit und Berufsbildung. Ungleichheit durch Bildung verdoppelt sich gleichsam. Historisch entstehen Frauenberufe und Männerberufe, Arbeitsteilungen und deren Legitmation, die allerdings je nach ökonomischen oder politischen Erfordernissen umkehrbar sind. Im folgenden geht es darum, diesen „Geschlechtswechsel" von Berufen an dem Prozeß der Öffnung und Schließung von sogenannten Männerdomänen darzustellen.

Segmentierung auf dem Arbeits- und Bildungsmarkt

Die zweite These: Der „Geschlechtswechsel" von Berufen ist der Garant der Segmentation auf dem Arbeits- und Bildungsmarkt – ein Prozeß, der mit der Professionalisierung im 19. Jahrhundert beginnt und ebenfalls bis heute keineswegs abgeschlossen ist. Aus feministischer Sicht gilt das um die Jahrhundertwende in Deutschland eingerichtete *duale System der Berufsbildung,* das in der gegenwärtigen EG-Debatte ja immer wieder beispielhaft für andere Länder herangezogen wird, als systematische Bildungsfalle und weichenstellend für die Segmentation der Berufsfelder nach Geschlecht. Als entscheidende historische Last gilt vor allem die gravierende technikbezogene Trennlinie. So ist es naheliegend, daß sich die Hoffnungen auf die derzeitigen Initiativen „Mädchen in Männerberufe" richten.

Treten wir historisch einen Schritt zurück. Denn die Forderung „Mädchen in Männerberufe" ist keine Neuentdeckung der jüngsten Bildungsreform. Das Bildungsprojekt der alten Frauenbewegung war nicht nur um die „höhere Mädchenbildung" und die Herausbildung der sozialen Frauenberufe bemüht, sondern setzte ebenfalls zu Beginn dieses Jahrhunderts, zu dem Zeitpunkt also, als sich das duale Berufsbildungssystem konstituierte, eine erste Bildungsreform für gewerbliche Arbeiterinnen in Gang, mit dem Ziel, die handwerksmäßige und fachgewerbliche Ausbildung der Frauen zu fördern und in das Gewerberecht zu integrieren. Historisch entscheidend ist, daß die Ergebnisse trotz aufwendiger Kampagnen in den Grenzen des Geschlechts verblieben. Zwar fand eine zögerliche rechtliche Angleichung traditioneller Frauenberufe, vor allem für die Mäd-

chen des Mittelstandes, statt. Die Erschließung wesentlicher neuer Berufsfelder, vor allem aber die Öffnung der technischen Männerberufe, gelang keinesfalls. Im Gegenteil: Die typischen Frauenberufe, Schneiderin, Friseuse, Verkäuferin wurden erst durch die Reform selbst konstituiert.[6] Entscheidend ist nun, daß diese uns heute als typische Frauenberufe bekannten Tätigkeiten nicht immer Frauenberufe waren, sondern erst in einem historischen Prozeß feminisiert wurden, der eng an den ökonomischen und kulturellen Wandel der Modernisierung geknüpft war. Der Dienst der Köchin zum Beispiel entwickelte sich in dem Moment zum Männerberuf, in dem der Wandel von der Hauswirtschaft zur Lohnarbeit stattfand. Umgekehrt entwickelt sich der ökonomisch wenig lukrative Friseurberuf historisch von einem Männerberuf zu einem Frauenberuf. Und genau in diesem „Geschlechtswechsel“[7] der Berufe liegt eine historisch langfristig angelegte Modernisierungsfalle, die gegenwärtig keineswegs überwunden ist.

Lesen wir die Ergebnisse der jüngsten Bildungsreform: Trotz der leicht ansteigenden Zahlen der weiblichen Auszubildenden in Männerberufen[8] eröffnet sich auf den zweiten Blick die nach wie vor vorhandene Geschlechterdiskrepanz, vor allem im Hinblick auf die Differenzierung der Berufsfelder. Denn innerhalb der Männerberufe konzentrieren sich Frauen auf sehr wenige. Rund die Hälfte aller weiblichen Auszubildenden in „Männerberufen“ wollen Gärtnerin, Köchin, Konditorin, Restaurantfachfrau, Bäckerin oder Tischlerin werden, also sogenannte „weiche“ Berufsfelder, die zudem ökonomisch weniger lukrativ sind, die flexible Arbeitszeiten erfordern und zunehmend industrialisiert werden. Demgegenüber bleibt der Anteil der Frauen in den Kernbereichen der Männerdomänen, vor allem in den als zukunftsträchtig geltenden Metallberufen mit 2,8 Prozent und Elektroberufen mit 3,4 Prozent verschwindend gering,[9] während die weiblichen Domänen – Friseuse, Damenschneiderin, Verkäuferin – „Frauenberufe“ bleiben.[10]

Mehr noch als die Ausbildungszahlen sagen die qualitativen und subtilen Schließungsstrategien (Kündigung) aus, die spätestens mit dem Berufseinstieg einsetzen. Denn trotz hoher Identifikation und guter Prüfungsleistungen, werden junge Frau-

Otto Dix, Sitzender rothaariger Akt mit Strümpfen vor rosa Tuch, 1930

en nach der Ausbildung viermal so häufig erwerbslos wie Jungen, das betrifft vor allem die Elektroinstallateurinnen, Maschinenschlosserinnen und Kraftfahrzeugmechanikerinnen.[11] Nach einer Untersuchung des Bundesinstituts für Berufsbildung wird diese Schließung (Kündigung) für weibliche Fachkräfte bereits durch die Stellenanzeigen vorbereitet: Lediglich 19 Prozent der Stellenanzeigen in „Männerberufen“ sind geschlechtsneutral formuliert. In allen anderen Angeboten wird ausschließlich die männliche Berufsbezeichnung benutzt. Im Industriebereich werden zu 80 Prozent nur Männer angesprochen, beim Handwerk sind es 49 Prozent.[12]

Ein Fazit: Die historische Last der Geschlechterungleichheit in der Berufsbildung ist gegenwärtig trotz der Bildungsreformen keineswegs überwunden. Frauen dringen zwar in qualifizierte sogenannte Männerberufe, in der historischen Langzeitperspektive werden sie jedoch je nach ökonomischen und politischen Erfordernissen ausgegrenzt oder dequalifiziert. Es stellt sich heraus, daß Männer bestimmte Berufe solange gegenüber dem Eindringen von Frauen verteidigen, wie diese Perspektiven für stabile und gut honorierte Beschäftigungen versprechen. Sinken diese Aussichten durch technologische Rationialisierungen oder längerfristige konjunkturelle Veränderungen, dann greifen die ökonomischen Erfordernisse der Wirtschaft zusammen mit den Reformbestrebungen. Es erfolgt eine „Öffnung“ für Frauen, jedoch sind die so feminisierten Berufe nicht mehr dieselben Berufe, die sie vorher waren. Umgekehrt dringen Männer in Zeiten ökonomischer Krisen und erhöhter Arbeitslosigkeit in typische Frauenberufe ein und werten sie auf. Das gegenwärtige Eindringen der Männer in Sozialberufe, freilich teilweise trotz geringerer Formalqualifikation in die gehobeneren Positionen, findet zu einer Zeit einerseits der Aufwertung und Verwissenschaftlichung der Sozialberufe andererseits erhöhter Arbeitslosigkeit statt. Letztendlich ist es dieser „Geschlechtswechsel“ von Berufen, der auf dem Arbeits- und Bildungsmarkt für einen ständigen Prozeß der Konstruktion und Rekonstruktion von Hierarchien und Arbeitsteilungen sorgt. Bemerkenswert ist, daß mit dem Wechsel der Berufe auch die legitimatorische Begründung wechselt, deren Grundargument aber stets in der Differenz liegt.

Euroqualifikationen

Dieser Prozeß der „Umschrift“ der Differenz (Wetterer) läßt sich im gegenwärtigen Wandel treffend beobachten. In der Entwicklung der sogenannten europäischen Dimension im Bildungswesen ist die Umgestaltung der Berufsbildung zentral; bildungspolitisch steht die sogenannte „Euroqualifikation“ – europäischer Facharbeiterstandards – auf der Tagesordnung.[13] Bemerkenswert ist, daß vor allem um Frauen als besonders innovatives Arbeitskräftepotential geworben wird. *Drei* Argumente fallen auf. *Erstens:* Im Hinblick auf die Fachkräfte wird EG-weit eine dramatische Knappheit konstatiert: 43 Prozent der Industrieunternehmen in Europa klagen über mangelnde Fachkräfte. 37 Prozent der Arbeitskräfte in der europäischen Industrie sind angelernte Kräfte. Frauen könnten ein Fachkräftepotential sein, so heißt es, weil ihr Anteil bei 50 Prozent liegt.

Schauen wir auf die empirischen Entwicklungen, die ja zum Beispiel prägnant durch die neuen deutschen

Bundesländer vorgeführt werden, deutet sich eher das Gegenteil an. Obwohl Bildungsminister Ortleb mit Hochglanzbroschüren und flotten Slogans wie „Frauen können mehr", „Mädchen nehmen ihr Leben in die Hand", „Mädchen von heute wissen, was sie wollen, und sie sollen zeigen, was sie können" zur Offensive bläst, zeichnet sich doch eine rasante Dequalifizierung und Desintegration der weiblichen Erwerbstätigen ab. Waren Frauen vor der Wende bis zu 90 Prozent erwerbstätig, und zwar ein Drittel von ihnen im gewerblich-technischen Bereich,[14] sank der Anteil der als Facharbeiterinnen beschäftigten Arbeiterinnen innerhalb von neun Monaten im Jahre 1991 von 35 auf 28 Prozent, während sich der männliche Anteil von 58 Prozent auf 68 Prozent erhöhte. Inzwischen werden in den neuen Bundesländern zwei Drittel der Ausbildungsplätze nur für Jungen angeboten.[15] Gleichzeitig findet ein massiver Verdrängungsprozeß in bisher typischen weiblichen Domänen, wie beispielsweise in der Dienstleistung,[16] statt. Sollte sich zukünftig auch in diesem Sektor zum Beispiel das Prinzip der „lean production" (schlanke Produktion) stärker durchsetzen, wie einige Kritikerinnen befürchten, wird sich die Verdrängung, die ohnehin in Gang ist, in Zukunft allerdings noch einmal verdoppeln. Männer drängen in Führungspositionen und verdrängen Ost-Frauen aus der mittleren Leitungsebene und West-Frauen konkurrieren mit Ost-Frauen. 1. West-Mann, 2. Ost-Mann, 3. West-Frau, 4. Ost-Frau – in diesem Bild ließe sich der modernisierte Verdrängungsprozeß zusammenfassen.

In diesem Zusammenhang fällt ein *zweites* Argument auf: Es ist nicht zufällig, daß die Höherbewertung der Berufsbildung mit einer gleichzeitigen Abwertung der akademischen Bildung einhergeht. „Kohl will weniger Studis, mehr Azubis (Auszubildende)"[17] kommentierte eine Zeitung den jüngsten Bildungsgipfel in Bonn, dessen Orientierung hervorragend mit der sogenannten „Euroqualifikation" übereinstimmen mag. Haben wir wirklich zu viele Akademikerinnen? Und vor allem auf welchen Hierarchieebenen und in welchen Fächern? Schauen wir abermals in die europäische Statistik: An den europäischen Hochschulen beträgt der Anteil der Studentinnen 1990 etwa 40 Prozent, wobei es erhebliche Unterschiede zwischen den einzelnen Ländern gibt. Während sich in Frankreich und Dänemark eine tendenzielle Gleichheit abzeichnet, gibt es große Unterschiede in Holland und in der Bundesrepublik.[18] Die Diskrepanzen zeigen sich aber vor allem in der Fächerauswahl: Nach wie vor aber strömen Frauen europaweit zu 70 Prozent in „klassische" Frauenfächer wie Germanistik, Erziehungswissenschaften, Sozialpädagogik, während im technischen und naturwissenschaftlichen Bereich nur jeder zehnte Studienplatz von einer Frau belegt wird. Ingenieurwissenschaften und Naturwissenschaften sind also Männerdomänen geblieben. Diese EG-Tendenz bestätigt sich ebenfalls für die Länder der OECD.[19] Auch das europäische ERASMUS-Programm, das ja als studentisches Programm entscheidende Weichen für die zukünftige Berufsstruktur stellt, hebt diese qualitative Geschlechterdifferenz keineswegs auf. EG-weit beträgt der Frauenanteil an den ERASMUS-Zuschüssen bei großen Länderdifferenzen in den Geisteswissenschaften 72,8 Prozent, in den Sozialwissenschaften 50,9 Prozent, im Ingenieurwesen und in den Naturwissenschaften 33,3 Prozent.[20] Dramatisch wird die Geschlechterdifferenz mit dem Berufseinstieg. Denn gegenüber dem Aufstieg der Studentinnen schlagen eine wissenschaftliche Laufbahn nach wie vor nur wenig Frauen ein: Im Mittelbau deutscher Hochschulen sind es nur noch 27 Prozent; C2 Professorinnen sind mit 7,7 Prozent vertreten, C3 Professorinnen mit 5,4 und die Spitze der Professoren-Hierarchie, C4, haben bislang nur 2,3 Prozent erreicht.[21]

Skeptisch stimmt vor diesem Hintergrund auch das *dritte* Argument. In der modernen Personalbildung werden Frauen derzeit nicht nur aufgrund der demographischen Engpässe, sondern auch aufgrund ihres Geschlechtscharakters als Führungskräfte geworben: *Ganzheitliche Qualifizierung, Flexibilität, Mobilität, Verantwortung, Anpassung* verbunden mit *Nützlichkeit* sind klassische Zuschreibungen des weiblichen Sozialcharakters, die sich hervorragend für die derzeitigen „Qualifizierungsoffensiven" (vor allem der privaten Anbieter) zu eignen scheinen. (Das Rationalisierungs-Kuratorium der Deutschen Wirtschaft wirbt Frauen zum Beispiel für die „Schule der Manager" folgendermaßen an: „Eine Führungsposition stellt hohe Anforderungen an Persönlichkeit und Verhalten der Führungskraft. Von einer Führungskraft wird nicht nur Sachkompetenz erwartet, sondern auch ein Höchstmaß an sozialer Kompetenz und Verhaltensflexibilität.") Es wäre jedoch ein Fehlschluß, diesen scheinbaren Wandel als einen umgekehrten „Geschlechtswechsel" auf Führungsebene zu interpretieren. Es findet derzeit zwar ein begrenzter Einbruch von Frauen in männliche Machtdomänen statt. Bevor ich diesen Prozeß der weiblichen „Karrierebildung" näher beleuchte, möchte ich auf einen damit verbundenen sozialen Wandel aufmerksam machen, der bei mehr Gleichheit zwischen Männern und Frauen zu neuen Differenzen zwischen Frauen führt. Ich nehme also einen Perspektivwechsel von der Ungleichheit zwischen Männern und Frauen zu der zwischen Frauen vor.

Neue internationale Arbeitsteilung zwischen Frauen?

Die dritte *These: Neue weibliche „Bildungskarrieren" führen zu neuen weiblichen „Bildungsbarrieren", oder anders gefragt: Sind wir auf dem Weg zu einer neuen internationalen Arbeitsteilung zwischen Frauen?*

Ich gehe davon aus, daß die Berufsstruktur westlicher Industriegesellschaften, die sogenannte „Eineinhalb-Personen"-Karriere,[22] mit der Feminisierung der Arbeitswelt keineswegs überholt ist, sondern im Gegenteil neue soziale Umschichtungen hervorbringt. Diese beruhen allerdings keineswegs auf der von der Frauenbewegung erhofften Umverteilung der Arbeit zwischen den Geschlechtern, sondern auf einer *neuen internationalen Arbeitsteilung zwischen Frauen,* zwischen Frauen verschiedener Herkunft, verschiedener Generationen, verschiedener Ethnien.[23] Denn in dem Maße wie der Trend zur Berufstätigkeit der westlichen „Mittelschichtfrau" angesichts des steigenden Bildungsniveaus anhält, steigt der Bedarf an der „ungeschützten" Arbeiterin im privaten Haushalt. Und es fällt auf, daß ein nicht unwesentlicher Teil dieser bezahlten häuslichen Arbeitskräfte Ausländerinnen sind. Ich gehe weiter davon aus, daß dieses neue soziale Gebilde ebenfalls zwei Seiten eines Modernisierungsprozesses hervorbringt. Die eine Seite kennzeichnet einen erneuten Entwertungsprozeß weiblicher Bildung, die ich dem Bild der *osteuropäischen Akademikerin,*

die im westeuropäischen Haushalt dient, zusammenfassen möchte. Die andere Seite kennzeichnet einen – wie auch immer begrenzten – Prozeß der Karrierebildung westeuropäischer Mittelschichtfrauen. Beide Seiten bedingen sich, sind aufeinander angewiesen, bilden eine Symbiose, allerdings mit neuen Risiken für beide Seiten in unterschiedlicher Ausprägung, die der herkömmliche Geschlechtervertrag nicht enthält. Denn der Mann erkauft sich quasi durch Heirat die lebenslängliche Befreiung von der Reproduktion, während die Frau umgekehrt – wie begrenzt auch immer – die soziale Absicherung erhält. Eine solche Sicherheit bietet das „ungeschützte" Arrangement zwischen Frauen nicht. In dieser unsicheren Symbiose mag eine neue Entwicklung liegen. Eine weitere Folge ist eine neue politische Entwicklung. Denn die Differenzen zwischen Frauen verschiedener Schichten und Ethnien bringen gleichzeitig ein neues politisch-kulturelles Arrangement zwischen Frauen und Männern der gleichen Bildungsschicht. Betrachten wir zunächst die erste Seite dieser neuen Ungleichheit: Die osteuropäische Akademikerin, die im westeuropäischen Haushalt dient oder: „Der Haushalt ist das einzige brauchbare Handwerk, das sie beherrschen"

Die osteuropäische Akademikerin dient im westeuropäischen (AkademikerInnen-)Haushalt

Ich beginne die historische Analyse zunächst mit einem aktuellen biographischen Beispiel:

Maria wird im Jahre 1957 in dem polnischen Dorf Graby-Noskowa in Posen als erstes Kind eines intellektuellen Ehepaares geboren. Die Mutter ist als Biologielehrerin, der Vater als Lehrer für Mathematik und Physik in der nahegelegenen Schule beschäftigt. Es ist selbstverständlich, daß Maria durch ein kulturelles familiäres Milieu geprägt wird, in dem Literatur, Fachbücher, gesellige Zusammenkünfte, Kino-, Theater- und Opernbesuche zum Leben gehören. Somit steht auch ihre Bildungsoption nicht in Zweifel. Nach der achtjährigen Hauptschule besucht sie fünf Jahre das Agrartechnikum, schließt mit dem Abitur ab, um danach dreieinhalb Jahre an der Agrarakademie in Posen Agraringenieurin zu studieren, allerdings neben einer beruflichen Vollzeitbeschäftigung in leitender Stellung. Das Studium muß sie trotz guter Erfolge dennoch kurz vor dem Abschluß beenden, da ihre Mutter plötzlich schwer erkrankt. Die Pflege der Mutter, die Versorgung eines großen Hauses, des Vaters und des Bruders und ihre verantwortungsvolle Berufstätigkeit zwingen sie ein halbes Jahr vor dem Examen, das Studium aufzugeben, im Gegensatz zu ihrem fünf Jahre jüngeren Bruder, der seinen Ingenieurmagister abschließt, eine Familie mit zwei Kindern gründet und zum Bürgermeister der nahegelegenen Kleinstadt aufsteigt. Nachdem die Mutter die Krankheit überstanden hat, beschließt Maria mit 32 Jahren und nach 13jähriger beruflicher Tätigkeit in Posen, nach Deutschland auszusiedeln in der Hoffnung auf bessere materielle Bedingungen und um sich beruflich weiter zu qualifizieren. Sie findet eine Ein-Zimmer-Wohnung nahe einer Großstadt, ein Ort, in dem etwa 80 polnische Aussiedlerfamilien leben. Maria wird arbeitslos. Nach acht Monaten bekommt sie jedoch durch die Vermittlung einer polnischen Freundin eine Stelle in einer deutschen Familie. Die „ungeschützte" Bildungskarriere beginnt. Sie putzt täglich zwei Stunden im Haushalt eines selbständigen Bauingenieurs und dessen „mithelfender" Ehefrau für acht DM stündlich, selbstverständlich ohne Sozialversicherung. Als die Familie nach einem Jahr aus beruflichen Gründen umsiedelt, muß sich Maria neu orientieren. Durch die Kontakte der polnischen Freundinnen, die wie Maria trotz qualifizierter Bildungs- und Berufsbiographien in städtischen Haushalten putzen, bekommt sie eine Stelle im Haushalt einer „alleinerziehenden" Psychologin, die nach gescheiterter Beziehung und dreijährigem Mutterschaftsurlaub eine therapeutische Praxis eröffnen kann. Die junge Psychologin kennt eine Reihe von „aufsteigenden" Freundinnen, jungen Müttern und akademischen Familien, die verzweifelt nach einer Putzfrau für das „Grobe" suchen, befinden sie sich doch gerade selbst auf dem schwierigen „Balanceakt" zwischen eigener „Karrierebildung" und der Notwendigkeit der Reproduktion. Innerhalb kurzer Zeit kann Maria in neun Haushalten jeweils etwa drei bis vier Stunden putzen, waschen, bügeln etc. Sie verdient etwa 12 DM die Stunde, das sind bei etwa 32 Stunden wöchentlich etwa 1.500 DM monatlich, ungefähr der Betrag, der für Wohnung, Strom, Telefon, Versicherungen etc. aufgebracht werden muß. Zum weiteren Lebensunterhalt und im Hinblick auf ihre Bildungskarriere wird Maria vom Arbeitsamt in einer einjährigen Umschulung zur Altenpflegerin ausgebildet. Das bedeutet, sie hat neben den 32 Wochenstunden im „fremden" Haushalt täglich fünfeinhalb Stunden, das sind wöchentlich 27,5 Stunden Unterricht zu absolvieren. Aber für diese immense Belastung ist Maria ja bestens prädestiniert. Die Ausbildung, die zugleich einen Sprachkursus umfaßt, macht ihr Spaß, sie hofft auf die Perspektive einer qualifizierten, „geschützten" Stelle als Altenpflegerin. Ihre Hoffnungen aber werden enttäuscht. Als Maria das Examen erfolgreich abschließt, kann ihr das Arbeitsamt keine Stelle vermitteln. Sie meldet sich monatlich beim Arbeitsamt, hat sich innerhalb von acht Monaten elf Mal beworben, bisher erfolglos. Maria war gut beraten, ihre neun „ungeschützten" Stellen im Haushalt nicht aufzugeben, sind doch die ProfessorInnen-, PsychologInnen-, ÄrztInnen-, ArchitektInnen- und LehrerInnenhaushalte gegenwärtig eher ihre „geschützten" Einnahmequellen. Maria denkt nicht daran, ihre „unsichere", aber dennoch eigenständige Existenz durch eine „sichere", aber abhängige Position als Ehefrau einzutauschen, und schon gar nicht als Ehefau eines deutschen Mannes. Maria liebt ihre Autonomie als „Single". Sie will ebenfalls auf keinen Fall nach Polen zurückgehen. Sie hat trotz ihrer „ungeschützten" Situation ein Stück „zu Hause", „Heimat", „kulturelle Identität", in dem polnischen Aussiedlerdorf gefunden. Vielleicht auch deshalb, weil sie in der Hoffnung auf eine qualifizierte Arbeit bisher nicht resigniert.

Marias Biographie ist kein Einzelfall. Allein unter den 80 Aussiedlerfamilien befinden sich viele polnische Frauen, allerdings häufig verheiratet, mit akademischem oder qualifiziertem Berufsabschluß (30 bis 40), in einem ähnlichen „ungeschützten", ausgegrenzten und dequalifizierten Arbeitsprozeß. Für Verallgemeinerungen hinsichtlich westdeutscher oder europäischer Modernisierungsprozesse stehen gegenwärtig zwar noch keine ausreichend empirisch gesicherten Daten zur Verfügung. Der ineinandergreifende Prozeß der zwei weiblichen Bildungsprozesse, die einerseits Abwertung und andererseits Aufwertung beinhalten, ist allerdings gegen-

wärtig abzusehen. Nach ersten Untersuchungen arbeiten ca 2,4 Millionen Frauen in Westdeutschland in Privathaushalten gegen Bezahlung, zudem sind ein nicht unwesentlicher Teil nicht deutsche, sondern ausländische Frauen, Arbeitsmigrantinnen, Asylantinnen oder Aussiedlerinnen, in neuer Zeit ehemalige Akdemikerinnen aus Osteuropa, die derzeitig scharenweise arbeitslos werden. Gleichzeitig steigt gegenwärtig der Trend zur Berufstätigkeit der Mittelschichtfrau aufgrund des steigenden Bildungsniveaus an. Ein neues soziales Gebilde der modernisierten Gesellschaft ist entstanden, bei genauerer Betrachtung allerdings zeigt sich, daß dieses Gebilde *historisch nicht ganz neu*, aber doch gewandelt ist.

Denn die Herausbildung des Dienstbotenberufs ist ein strukturelles Element der bürgerlichen Gesellschaft, das von Anfang an die beiden Seiten eines Prozesses weiblicher Vergesellschaftung aufweist. Als die jungen Mägde im 19. Jahrhundert scharenweise vom Land, nicht selten aus dem Osten in deutsche Städte strömten, um sich in städtischen Haushalten als Haushälterin, Dienstmädchen, Kindermädchen zu verdingen, werden gleichzeitig die historischen Weichen für die „Freisetzung" der bürgerlichen Frau für Bildung und Beruf gestellt. Das von der alten Frauenbewegung geforderte Recht auf Arbeit und Bildung markiert nur die eine Seite dieser wie auch immer begrenzten „Freisetzung" für Erwerbsarbeit, die gleichzeitige Ausbildung und „Ver"bildung der ländlichen Arbeitsmigrantinnen für den städtischen Haushalt markiert die andere Seite eines Bildungsprozesses, an dessen Institutionalisierung die bürgerlichen Frauen als Erzieherinnen der Mägde ganz entscheidend beteiligt waren. Die Erfahrungen der Migration, der Arbeitsplatzmobilität, der „ungeschützten" Erwerbsarbeit im privaten Haushalt, des geringen Lohnes, der überlangen Arbeitszeiten, des gesellschaftlichen „Statusverlustes", der Machtverhältnisse, der Konkurrenz und Hierarchie zwischen Magd und „Herrin" haben Millionen von Frauen historisch vorgelebt.

(Ich kann die historisch-vergleichende Biographie einer fremden „Dienstmagd", die in der ersten Epoche der Modernisierung, mehr als ein Jahrhundert vor Maria, aus Polen einwandert und im bremischen Haushalt dient, leider aus Zeitgründen nicht

Otto Dix, Dienstmädchen am Sonntag, 1923

ausführen.) Fakt ist jedoch, daß sich gegenwärtig strukturelle historische Prozesse wiederholen, die in der Forschung als längst vergessene Relikte der Vor-Moderne abgelegt wurden. Dabei kommt es mir auf zwei Dinge an: Empirische Realität ist erstens, daß die private Arbeit im Hause, sei es als Haushälterin, Erzieherin, Putzfrau oder Zugehfrau, zu keiner Zeit abgeschafft wurde. Auffällig ist zweitens, daß der damit verbundene Bildungsprozeß der Dienstbotenkultur, an dem immer die bürgerliche Frau als Erzieherin der Magd beteiligt war, gegenwärtig neue Tendenzen der Institutionalisierung aufweist.

Eine prägnante Vorwegnahme dieser Perspektive mag ein Beispiel aus der ehemaligen Sowjetunion sein. Denn ausgerechnet die Menschen der ehemaligen sozialistischen Gesellschaft, für die jegliches „Dienen" nahezu als Bestandteil der Sklaverei betrachtet wurde, scheinen sich rasant auf den westlichen Standard und Markt eingestellt zu haben. In Moskau zum Beispiel wurde ein kommerzielles Mägdeausbildungs- und Arbeitsvermittlungsinstitut gegründet und zwar auf der Erkenntnis, daß es Leute gibt, „denen es (in der neuen Marktwirtschaft) so gut geht, daß es für sie kein Problem ist, gegen Geld die Kinder beaufsichtigen oder die Wohnung putzen zu lassen". „Unsere alte Gewohnheit," – erklärt der Vizepräsident des Zentrums – „daß beide Ehepartner arbeiten, möchten viele Ehepaare auch in der postsowjetischen Zeit nicht aufgeben" und die „Hauserzieherinnenlösung" sei angesichts dessen die „optimale Variante für die Zukunft". Das „Kommerzielle Lehr-Zentrum", an dessen Spitze eine Unternehmerin steht, das demnächst in einem Dutzend weiterer russischer Städte Filialen zu errichten beabsichtigt, bildet in zwei Kategorien für den Haushalt aus: Privaterzieher und Haushaltshilfen: Die PrivaterzieherInnen werden in einem zweisemestrigen Kurs erstens gegen eine relativ hohe Kursgebühr „qualifizierte" Gouvernanten und Gouverneure, und als PrivaterzieherInnen darauf vorbereitet, Kinder aus russischen postmodernen Familien in eine im besten Sinne des Wortes kultivierte Familie einzuführen. Auf dem Lehrplan stehen Fächer wie Entwicklungspsychologie, Kinderkrankenpflege, Fremdsprachen, kunsthandwerkliche und musische Fertigkeiten, Gestaltung von häuslichen Feiertagen und Weltreligionen. Die Haushaltshilfen werden in einem sechswöchigen Schnellkurs für den einfachen Bedarf vorbereitet: Tischdecken, Servieren, sparsames Wirtschaften, Wohnungshygiene, demnächst soll ein kombinierter

Putz- und Babysitting-Kurs eingerichtet werden, denn, so die Leiterin des Zentrums: Nichts ist in Moskau heute gefragter als Putzfrauen, die nebenbei Kinder hüten. Und das Kontingent der Kursbesucherinnen ist eine genaue Kopie der Antragstellerinnen der Arbeitsämter. Die meisten von ihnen haben eine höhere Bildung: Arbeitslose Volkswirtschafterinnen, Ingenieurinnen, Programmiererinnen aus der weiblichen Mittelschicht der sowjetischen Intelligenz. Die Leiterin Tatjana Borisowna begründet dies so: „Diese Frauen können nichts dafür, daß man ihnen damals eine Ausbildung gegeben hat, die international nur niedrigen Standards genügt (...) Der Haushalt ist das einzige brauchbare Handwerk, das sie beherrschen."[24]

Westeuropäische Mittelschichtsfamilien könnten angesichts dieser „optimalen Variante der Zukunft" optimistisch gestimmt sein. Denn wer kennt sie nicht, die Klagen über die unzureichende Sprachfertigkeit, kulturelle Integration und haushälterische Geschicklichkeit der „fremden" Mädchen im eigenen Haushalt, ein historisch altbekanntes Phänomen, das Barbara Ehrenreich mit dem Dilemma der Mittelschichtfrau umschreibt:[25] Ob nämlich irgendjemand – sprich ein Hausmädchen aus Polen oder eine serbische Tagesmutter – auch in der Lage ist, den Kindern die klassischen Tugenden der Mittelschicht, Bildung, Konzentration und intellektuelle Disziplin beizubringen, bleibt für die Mittelschichtfrau ein nicht leicht zu lösendes Problem. Weniger gewichtig scheint die kulturelle Differenz bei der Betreuung der „Kleinen" zu sein.

Im Gegenteil: Im individualisierten, nüchternen Alltag westeuropäischer Familien scheint die warmherzige „dunkelhäutige Amme" aus Brasilien, die ebenfalls arbeitslose Akademikerin ist, prädestiniert für den mütterlichen Ausgleich zu sein. Diese Naturalisierung der fremden Frau und die Zuweisung bestimmter Sozialcharaktere aus der Ungleichzeitigkeit kultureller Entwicklungen heraus ist ein nicht unbekanntes Element des Rassismus, das ebenfalls aus dem Differenzdiskurs hervorgeht, jedoch nur selten unter diesem Aspekt in den Blick gerät.

Tatsache ist, daß die häufige Kombination von Geschlechtslage und Ethnizität ein brisantes Problem der Modernisierung darstellt. Gleichzeitig spiegelt sich eine strukturelle Tendenz wider: Denn die Entwicklung der modernisierten Dienstleistungsgesellschaft wird ganz wesentlich durch den weiblichen Anteil und nicht zuletzt durch die Frauen auf den untersten Rängen getragen sein. Die im 19. Jahrhundert begonnene Herausbildung des weiblichen Dienstbotenproletariats wird im Europa des Jahres 2000 keineswegs abgeschlossen sein. Angesichts dieser Tendenzen zeichnet sich als Effekt der Modernisierung weder die Nivellierung von Klassen- noch von Geschlechterungleichheiten ab. Vielmehr scheinen die Frauen auf den untersten Rängen auch in der modernisierten Dienstleistungsgesellschaft das Proletariat des „neuen Proletariats" zu sein.

Es ist bemerkenswert, daß die aktuelle Forschung dem Phänomen der weiblichen Dienstboten ebensowenig Aufmerksamkeit zukommen läßt, wie das im 19. Jahrhundert geschah. Es drängt sich der Verdacht auf, daß die wissenschaftliche und politische Vernachlässigung zum einen – entgegen dem Postulat des Feminismus, das „private politisch zu machen" und wissenschaftlich zu analysieren – auf der nach wie vor vorhandenen Unsichtbarkeit und Unterbewertung der Hausarbeit beruht, zum anderen mit der Eigenperspektive der Forscherinnen selbst zusammenhängt, deren eigene „Individualisierung" in der Brisanz der neuen Arbeitsteilung zwischen Frauen liegt und in dem daraus resultierenden „Geschlechterarrangement" innerhalb der eigenen Karriereschicht, um nicht zu sagen „Klasse" liegt.

Ich komme mit dieser, durchaus selbstkritischen Bemerkung, zu der *anderen Seite der ungeschützten Symbiose, zu der „neuen Frau" und der Generation der Siegerinnen.*

Denn die Entwertung der „osteuropäischen Akademikerin" ist ja die unverzichtbare Ressource für die

Otto Dix, Am Spiegel, 1922

„Karrierebildung" der „neuen Frau", die sich im Hinblick auf Gleichheit jedoch als durchaus ambivalent erweist. Schauen wir auf einige Tendenzen: Auf den ersten Blick war es vielleicht die größte Errungenschaft der Frauenbewegung, daß ihr der Vorstoß in akademische Berufe gelang, die traditionell reine Männerdomänen waren. Auf den zweiten Blick deuten sich jedoch in mehrfacher Hinsicht die Grenzen an. Neuere Studien zeigen, daß der weibliche Aufstieg erstens auch heute noch in den sozialen Grenzen der „Klasse" stattfindet. Sozial differenzierte Ergebnisse über den Bildungsaufstieg von Mädchen und Frauen zeigen, daß der angenommene soziale Aufstieg der „katholischen Arbeitertochter vom Lande" so nicht stattgefunden hat.[26] Profitiert haben (z. B. in der Bundesrepublik, ebenfalls in Amerika)[27] vor allem die Töchter aus der Mittelschicht, die Zahlen der studierenden Arbeitertöchter gehen derzeitig zurück, und selbst wenn einige Arbeitertöchter zu den wenigen Frauen gehören, die aus den Sperrsitzen in die höheren Ränge der Gesellschaft aufsteigen, wie zum Beispiel Medizinerinnen, ist dies keineswegs ein Garant für ihre kulturelle und habituale Verortung im Berufsstand. Denn, so zeigen neuere Ergebnisse, die geschlechts- und schichtenspezifischen Dispositionen stellen auch nach langjähriger „Akademisierung" im subjektiven Erleben der Frauen, Barrieren für eine problemlose Etablierung in den höheren Rängen der Gesellschaft dar.[28]

Aber auch die Grenzen des Geschlechts scheinen der Garant dafür zu sein, daß die Männergesellschaft in der Wirtschaft, Wissenschaft und Politik eine geschlossene bleibt. Zwar können sich Frauen derzeit in höheren und vor allem mittleren Positionen der Wirtschaft und Bildung integrieren, aus den Spitzenpositionen bleiben sie dennoch mit den bekannten 0,5 bis 2,5 Prozent deutlich ausgegrenzt. So begrenzt wie der quantitative Einbruch, bleibt der qualitative in den „Herrenclub". Schauen wir, was die in der Presse vielbejubelte „Feminisierung" der Männerdomänen den Frauen gebracht hat. Bemerkenswert ist zunächst, daß die Löhne der Frauen gerade in den Berufen zurückgehen, wo sie es am weitesten gebracht haben.[29] Subtiler aber ist die Strategie einer begrenzten „Feminisierung", die, beispielsweise über Frauenförderprogramme, gerade so viel Feminismus zuläßt, wie es der Druck der Öffentlichkeit erfordert und dem Ansehen des Betriebes nützlich erscheint. Kosmetische Reparaturen der Gleichheit also, an denen Frauen selbst allerdings nicht unbeteiligt sind. Gabriele Steckmeister zum Beispiel bilanziert nach eineinhalbjähriger Tätigkeit als Leiterin der Stabsstelle Frauenförderung bei der Volkswagen AG: „Gleichzeitig haben Karrierefrauen die tiefsitzende Angst, in die Ecke der Emanzen abgeschoben zu werden – das wäre dann das Ende aller Aufstiegschancen." Vor die Wahl gestellt, die mühsam errungene Karriere, Status und Macht zu riskieren oder den Preis einer „Neutralisierung" von Weiblichkeit zu zahlen,[30] die nur den Frauen eine Chance läßt, die den patriarchalen Strukturen angepaßt und die Konformität mit dem männlichen Karrieremodell bewiesen haben, werden viele Frauen – wie bewußt auch immer – zu Komplizinnen der Männergesellschaft und leiten damit zweifellos eine neue Phase der Entsolidarisierung unter Frauen ein. Assimilation scheint die einzig praktikable Strategie gegen die Angst vor dem Absturz der neuen Mittelklassefrauen zu sein, wie Barbara Ehrenreich dieses Phänomen für die amerikanische Gesellschaft beschreibt. Und umgekehrt liefert gerade diese „Assimilation", die politische und kulturelle Integration der „neuen Frauen", wiederum die Voraussetzung für die derzeitig auf allen Ebenen zu beobachtende antifeministische Tendenz, die Susan Faludi treffend mit dem „Backlash", dem „Gegenschlag" der Männer bezeichnet, in den die Frauen allerdings auf subtile Weise einbezogen werden. Ich zitiere aus Zeitgründen nur ein Beispiel, das uns allerdings recht nah ist: so wird in einem Berufungsverfahren einer Professur für Frauenrecht gelobt: „Sie ist keine marktschreiende Feministin, sondern eher die stille Arbeiterin im Weinberg der Wissenschaften." In einem anderen Berufungsverfahren votiert die einzige Frau in der Berufskommission in der Konkurrenz zweier Kandidatinnen für die eine mit dem Argument, diese lasse sich besser bei den Männern durchsetzen. Mich erinnert diese Strategie an den Vorschlag einer amerikanischen Feministin, Abtreibung nicht als „Frauenrecht" zu verteidigen, da „Frauenrechte heutzutage in Amerika nicht mehr ‚schick'" seien.[31] Diese Preisgabe des Feminismus durch die Frauen, die auf dem Rücken des Feminismus in bestimmte Machtpositionen gelangen, läßt sich derzeit in Wissenschaft, Wirtschaft und Politik beobachten. Es wundert nicht, daß diese antifeministische Tendenz mit einer Restaurierung der dichotomischen Geschlechtscharaktere einhergeht, die neuerdings ideologisch wieder mit der Naturalisierung der Weiblichkeit begründet werden. Wenn der amerikanischen Autorin Camille Paglia in ihrem Angriff gegen die „larmoyanten" Feministinnen derzeit in den Medien, Talkshows etc. soviel Aufmerksamkeit geschenkt wird, ist diese Erscheinung der Massenkultur eine durchaus ernstzunehmende Tendenz.

Die Zeit jedenfalls scheint reif für Antifeminismus zu sein, nicht selten im Gewand des Postfeminismus. Und nicht zum ersten Mal in der Geschichte sind es die Konkurrenzen unter Frauen, die sozialen Differenzen und politischen Fraktionierungen, die zur Stabilisierung der Männergesellschaft vereinnahmt werden. Im gegenwärtigen Bildungsprozeß der modernisierten Gesellschaft jedenfalls scheint die Realisierung der in der Frauenbewegung diskutierten Gegenstrategie feministischer „Frauenbünde" eher in weite Ferne gerückt zu sein. Mir geht es bildungspolitisch weder darum, alte Trennlinien neu aufzumachen noch Frauen pauschal als Gewinnerinnen oder Verliererinnen der Modernisierung zu bewerten. Jedoch ist es mein Anliegen, „Differenz" auch als soziale Differenz unter Frauen sichtbar zu machen und Bildung im Kontext gesellschaftlicher Strukturen und Machtverhältnisse zu diskutieren. Dazu schien es mir nützlich, ein Jahrhundert nach der Entdeckung der ersten „sozialen Frage" die derzeitig sich abzeichnende neue „soziale Frage" zwischen Klasse, Geschlecht und Ethnizität als Indikator der „Modernisierung sozialer Ungleichheit" kritisch zu beleuchten.

Schlußbemerkung

Die kritische Bilanz europäischer Bildungsprozesse sollte zeigen, daß eine pauschale These der Verliererinnen oder Gewinnerinnen weder der historischen noch der aktuellen Situation von Frauen gerecht wird. Es ist unbestritten, daß Frauen das traditionelle Geschlechterverhältnis ins Wanken gebracht haben, jedoch nicht selten um den Preis der Anpassung und zudem in deutlichen Grenzen des

Geschlechts. Virginia Woolf würde sagen: „In dem Haus, das bisher ausschließlich das Eigentum von Männern war, haben Sie für sich ein Zimmer erstritten. Sie sind imstande, wenn auch nicht ohne große Mühe und Anstrengung, die Miete zu bezahlen. Sie verdienen ihre fünfhundert Pfund im Jahr. Aber diese Freiheit ist erst ein Anfang; das Zimmer ist ihr eigen, aber es ist noch kahl. Es muß möbliert werden; es muß ausgeschmückt werden; es muß mit anderen geteilt werden und unter welchen Bedingungen? Dies, denke ich, sind Fragen von größter Tragweite und größtem Interesse."[32]

Gegenwärtig werden die historischen Weichen neu gestellt. Werden Frauen das Haus „Europa" selbst gestalten? Oder beziehen sie abermals ein ungemütliches „Herrenhaus", in dem sie nur als Untermieterinnen geduldet sind?[33] Wäre es nicht an der Zeit, aus den verpaßten Chancen der Geschichte zu lernen und das „unvollendete Projekt" der Moderne zum Abschluß zu bringen. Dazu wäre nicht zuletzt an den Begriff der Chancengleichheit anzuknüpfen, dieser wäre jedoch in der Weise zu demokratisieren und zu radikalisieren, daß Gleichheit nicht Anpassung an Männer und an ökonomische Erfordernisse des Arbeitsmarktes impliziert, Bildung nicht auf verwertbares Humankapital, sondern auf die umfassende Humanisierung einer neuen europäischen Gesellschaft zielt, die weit mehr als die Staaten der EG umfaßt. Zweihundert Jahre nach dem begonnenen Bildungsprojekt „Aufklärung" gelte es, das historische Erbe neu aufzunehmen. Mit den Worten Olympe de Gouges könnte es heißen: Eine Gleichheit, deren Maß nicht „Männlichkeit" ist, eine Freiheit, die die Freiheit des anderen nicht als Schranke, sondern als Bereicherung erfährt, und schließlich Schwesterlichkeit als bisher durch keine Macht korrumpiertes Modell für eine neue gesellschaftliche Solidarität.[34] Könnte eine solche Realisierung von Egalität nicht eine attraktive Bildungsperspektive für europäische und internationale Entwicklungen sein? ■

Dr. Dipl.-Päd. Marianne FRIESE ist wissenschaftliche Mitarbeiterin im Forschungsschwerpunkt „Arbeit und Bildung", Forschungsgruppe „Frauenarbeit und Frauenbildung" an der Universität Bremen.

Anmerkungen

1 Informationsblatt, Kommission der Europäischen Gemeinschaften, 1992.
2 Es handelt sich um den Antrag und Beschluß des ASP-Bundesvorstandes zur Einstellung einer EG-Kommissarin für Chancengleichheit und Antidiskriminierung auf der 10. Ordentlichen Bundesfrauenkonferenz in Berlin, vgl. »Zweiwochendienst« 1992, Nr. 66, S. 8 und Nr. 69, S. 8.
3 Vgl. Ursula Rabe-Kleberg, 1990: Bildung und Geschlechterverhältnis. Über das Ende der weiblichen Bescheidenheit und die Notwendigkeit politischer Bildung von Frauen, in: »Information Frau und Gesellschaft«, 1/2.
4 Mary Wollstonecraft, 1792: A Vindication of the rights of woman, Neuauflage 1989, Eine Verteidigung der Rechte der Frau, hg. v. J. Nüller/E. Schotte, Leipzig, S. 113.
5 Flora Tristan, 1843: Union Ouvrière, Paris/Lyon (Reprint 1967) übers. Arbeiterunion, Sozialismus und Feminismus im 19. Jahrhundert, Frankfurt 1983, S. 35.
6 Vgl. Staatsarchiv Bremen (Hg.), 1991: Bremer Frauen in der Weimarer Republik 1919 bis 1933, Bremen, S. 102.
7 Vgl. Wetterer u.a.
8 Als Männerberufe gelten solche, in denen es weniger als 20 Prozent weibliche Auszubildende gibt.
9 Vgl. Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung der Bundesanstalt für Arbeit, Kurzbericht, Nr. 1, 15. 1. 1992 und Typisch – Die neuen Mädchen, in: »TAZ« 22. 8. 1992.
10 Vgl. Lehrlingsstatistik der Handwerkskammer Bremen per 31. 12. 1991, vom 3. 2. 1991, Bremen.
11 Vgl. Sabine Gensior/Sigrid Metz-Glökkel, 1989: Differntielle Gleichheit und subtile Diskriminierung. Zur Gleichstellung der Geschlechter in Bildung und Beruf – eine Zwischenbilanz, in: »Zweiwochendienst«, Nr. 36, S. 11 ff und das Gutachten von Schlüter/Weinbach: Beteiligung und Einmündung von Frauen in gewerblich-technische Berufe.
12 Vgl. P. W. Kloas, B. Gravalas, M. Jurisch, 1991: Was von Berufsanfängern verlangt wird – Anforderungsprofile in Stellenanzeigen. Berichte zur beruflichen Bildung, H. 118, hg. vom Bundesinstitut für Berufsbildung, Berlin un Bonn.
13 BIBB 1991/92. Aus der Arbeit des Bundesinstituts für Berufsbildung, Berlin und Bonn 1992.
14 Vgl. Helga Foster, 1992: Konferenzpapier zum Kolloquium „Bildungschancen und Beschäftigungsperspektiven für Frauen in den neuen Bundesländern" vom 15. – 17. 9. 1992, Universität Potsdam.
15 Vgl. Heide Pfarr: Ich muß die Männer kneten. Gespräch im »Spiegel« Nr. 39/1992.
16 Vgl. Hildegard Maria Nickel, 1993: Frauenarbeit und monetäre Dienste in der Wende. Neue Polarisierung und Spaltung (MS)
17 Vgl. ZWD, Nr. 21.
18 Gabi Riedl, 1991: Bildungspolitik in Europa und Öffnung des Binnenmarktes, in: Florence Hervé (Hg.), Frauenzimmer im Haus Europa, S. 43.
19 Vgl. auch für die OECD-Länder: Bettina Beinke, 1991: Mädchen und Frauen im Bildungssystem. Ein OECD-Bericht, in: Doris Happ/Ulrich Wiegand (Hg.), Frauen im Trend. Beruf/Bildung/Bewußtsein, München, S. 128-136.
20 Vgl. Die Frau in der Statistik. Sonderheft Frauen Europas, Nr. 30, hg. v. d. Kommission der Europäischen Gemeinschaft, 1989, S. 105.
21 Vgl. »Die Zeit« Nr. 19, 1. 5. 1992.
22 Vgl. Elisabeth Beck-Gernsheim, 1980.
23 Maria S. Rerrich, 1993: Auf dem Weg zu einer neuen internationalen Arbeitsteilung der Frauen in Europa? Beharrungs- und Veränderungstendenzen in der Verteilung der Reproduktionsarbeit, Vortrag auf der Plenarveranstaltung „Berufskarrieren von Frauen in Europa", 26. Deutscher Soziologentag, Düsseldorf, 29. 9. 1992.
24 Vgl. »Euro-Taz« vom 17. 6. 1992, S. 18.
25 Vgl. Barbara Ehrenreich, 1993, S. 222.
26 Vgl. Anne Schlüter (Hg.), 1992: Arbeitertöchter und ihr sozialer Aufstieg, Weinheim und dies. (Hg.) 1993, Bildungsmobilität, Weinheim.
27 Vgl. Barbara Ehrenreich, 1993, S. 216.
28 Christiane Rohleder, 1992.
29 »Manager-Magazin«, Nr.5/1993, Jahrgang, S. 106.
30 Vgl. Sonja Nerge, 1992: Neuere europäische Forschungen über Frauen im Management, in: »Ifg«, H. 1/2, S. 119-130.
31 Vgl. Betty Friedan, Wie wir die Frauenbewegung in Bewegung setzen können, in: »AUF. Eine Frauenzeitschrift,« Nr. 52, 1986.
32 Vgl. Virginia Woolf, Frauen und Literatur. Essays, Frankfurt 1989, S. 37.
33 Vgl. Susanne Schunter-Kleemann, EG-Hort oder ungemütliches Herrenhaus, in: »Weg und Ziel«, Wien, Nr. 2/1992, und Katharina Sperber, Nur als Untermieterinnen im europäischen Haus geduldet, in: »Frankfurter Rundschau« 5. 2. 1990.
34 Vgl. Ute Gerhard, Bürgerliches Recht und Patriarchat, in: dies. u.a. (Hg.): Differenz und Gleichheit. Menschenrechte haben (k)ein Geschlecht, Frankfurt/M., S. 202.

Die neuen Arbeiterinnen*

Mit Niedriglohn zu mehr Frauenmacht?

Helen SAFA

Obgleich schlecht bezahlt und nur wenig Möglichkeiten für beruflichen Aufstieg, haben Jobs in der Exportfertigung Arbeiterinnen in der Dominikanischen Republik und Puerto Rico eine Waffe gegeben, mit der sie männliche Dominanz im Haushalt herausfordern können.

Juana Santana arbeitet in der Zollfreizone von La Romana in der Dominikanischen Republik. Mit ihrem Wochenlohn von umgerechnet 246 Schilling sorgt sie für den Unterhalt ihrer drei Kinder. Sie muß jeden Peso zweimal umdrehen, um ihre Nahrungsmittel einkaufen, die Miete bezahlen, und den Lohn der Babysitterin ebenso wie ihre eigenen Ausgaben für Transport und Mittagessen abdecken zu können. Ihr Ehemann verdient etwas Geld als Taxichauffeur, aber wie viele Männer, die mit Arbeiterinnen in den Zollfreizonen zusammenleben, hat er keinen ständigen Job. „Ich muß arbeiten, entweder in der Zollfreizone oder als Hausgehilfin", erläutert Juana, „Ich kann nicht finanziell von meinem Ehemann abhängig sein, weil er nicht genug verdient, um für den Unterhalt der Familie aufkommen zu können."

Wie Juana ergeht es vielen Arbeiterinnen in den Zollfreizonen – niedrige Löhne, miserable Arbeitsbedingungen, Fehlen adäquater und erschwinglicher Kinderbetreuung, beschränkte Job-Alternativen, Lebenspartner, die keine oder nur begrenzte Unterstützung bieten, und steigende hohe Lebenshaltungskosten.

Diese schwierigen Umstände sind das Ergebnis jüngster wirtschaftlicher Veränderungen. Die Karibik war historisch abhängig von Agrarexporten wie Zucker, Kaffee und Bananen. Nach einer tiefgreifenden Restrukturierung haben sich diese Volkswirtschaften von diesen traditionellen Devisenbringern zu exportorientierter Industrieproduktion entwickelt.

Frauen in der Exportfertigung bevorzugt

Exportfertigung vermindert die Notwendigkeit, ausreichende Löhne zu zahlen, um den Binnenmarkt unter einer Strategie der Importsubstitution zu entwickeln. Im Gegenteil. Der Absatz der Exportprodukte am Weltmarkt erfordert eine maximale Verringerung der Produktionskosten, vor allem der Löhne, um im internationalen Wettbewerb bestehen zu können. Die Verfügbarkeit billiger Arbeitskraft scheint das entscheidende Motiv für Industrieansiedlungen ausländischer Investoren zu sein.

Exportgeleitete Industrialisierung hat die Abhängigkeit von den USA verstärkt, während es ihr nicht gelungen ist, ein selbsttragendes Wirtschaftswachstum zustande zu bringen. Die meisten durch Exportfertigung geschaffenen Arbeitsplätze werden mit Frauen besetzt, die vorher unter der Importsubstitution nur einen geringen Anteil an der Industriearbeiterschaft hatten. Die Manager der Exportindustrie bevorzugen Arbeiterinnen, weil sie geringere Löhne erhalten, sich eher von Gewerkschaften fernhalten als Männer und für die ermüdende, monotone Fließbandarbeit größere Ausdauer zu haben scheinen.

Mehr Frauenmacht durch wirtschaftliche Umstrukturierung?

Diese Restrukturierung der Arbeiterschaft hat tiefgehende Auswirkungen auf die Beziehungen zwischen Mann und Frau im Haushalt. Die verstärkte Eingliederung von Frauen in die Industriearbeiterschaft, auch wenn es nur soziale Sackgassen und niedrig bezahlte Jobs sind, hat Frauen in Puerto Rico und der Dominikanischen Republik zu größerem Einfluß im Haushalt verholfen. Männer werden hingegen verstärkt an den Rand gedrängt. Es ist nicht nur die steigende Beschäftigung von Frauen, sondern die sinkende Beschäftigung von Männern, die Frauen zu wesentlichen Unterstützern des Familieneinkommens in diesen beiden Ländern macht. Die Autorität der Männer im Haushalt ist in der Folge gesunken.

Angetrieben durch Verschuldungskrise und wachsende Arbeitslosigkeit, entwickelte sich in den vergangenen Jahren unter den lateinamerikanischen und karibischen Staaten ein sehr intensiver Wettbewerb um ausländische Investitionen in die Exportindustrie. Der Staat spielte bei der Förderung von Exportfertigungen eine bedeutende Rolle.

Um ausländische Investoren anzulocken, beseitigten Regierungen Handelsbarrieren und offerierten steuerfreie Perioden, subventionierte Kredite, Exportsubventionen sowie die zollfreie Einfuhr von Rohmaterial und Maschinen. Die meisten Karibikstaaten gestatten auch eine unbeschränkte Repatriierung von Profiten in die Konzernzentralen. Mit Steuergeldern werden besondere Exportfertigungszonen gebaut, die mit kompletter Infrastruktur wie Wasser, Elektrizität und Straßen ausgestattet sind.

Die Strategie der USA

In den achtziger Jahren machte die US-Agentur für Internationale Entwicklung (USAID) die Exportfertigung zur bestimmenden Entwicklungsstrategie für Lateinamerika und die Karibik. Die US-Regierung betrachtete dies nicht nur als Weg, um US-Unternehmen Kostenvorteile zu verschaffen, sondern auch als Strategie, um die stagnierenden Volkswirtschaften in Lateinamerika und der Karibik zu stärken und politische Stabilität in der Region zu fördern. Besondere Zollermäßigunsgsprogramme wie die Positionen 806.30 und 807 des US-Zolltarifs und des Generalisierten Präferenzsystems (GSP) wurden geschaffen, um die

* Der Beitrag ist der Zeitschrift »NACLA-Report on the Americas« vom Juli 1993 entnommen. Übersetzt und bearbeitet hat ihn Peter Mandorfer.

Auslagerung von arbeitsintensiven Produktionsschritten ins Ausland zu fördern.

Die Unterstützung der US-Regierung für Exportfertigungen in der Karibik wurde 1983 durch die Karibikinitiative (CBI) Ronald Reagans intensiviert. Obwohl aufgrund des Widerstandes von US-Gewerkschaften Textilien und Bekleidung von der CBI ausgenommen wurden, gewährten die USA einzelnen Karibikstaaten besondere Importquoten im Rahmen des „Programms des garantierten Zugangs" (GALS), das manchmal auch mit 807A bezeichnet wird. Die Importe von Bekleidung unter dem GALS-Programm haben seit 1987 jährlich um 76 Prozent zugenommen, sie sind aber begrenzt auf Kleidungsstücke, die zur Gänze aus US-Fasern hergestellt sind.

Die Aushebelung der Gewerkschaften

US-Zollbarrieren helfen zu erklären, warum die exportgeleitete Industrialisierung in der Dominikanischen Republik nicht in ein selbsttragendes Wirtschaftswachstum mündete, das auch mehr heimische, kapitalintensive Formen der industriellen Produktion zustandebringen kann. US-Zollbarrieren beschränken die karibische exportinitiierte Industrialisierung auf Montageenklaven. Diese Exportenklaven sind ein zunehmend unwirksamer Devisenbringer, weil sie außer niedrigen Löhnen keine Bezüge zur Binnenwirtschaft haben. Der Anteil der inländischen Investitionen an den Gesamtinvestitionen ist in der Dominikanischen Republik von 16 Prozent in den frühen achtziger Jahren auf sechs Prozent im Jahr 1990 gefallen, weil die staatliche Industriepolitik die ausländischen Investitionen in die Exportfertigung gegenüber der heimischen Industrie begünstigte. Obwohl 37 Prozent der zwischen 1985 und 1990 gegründeten Firmen in dominikanischem Besitz sind, sind 68 Prozent aller Firmen in den Zollfreizonen völlig von importierten Produktionsmitteln und Halbfertigprodukten abhängig.

Dem Staat fällt bei der karibischen Exportfertigung als Hauptaufgabe zu, durch Investitionsanreize und die Kontrolle der Löhne und der Arbeitskraft günstige Bedingungen für ausländische Investitionen zu schaffen. Die Stundenlöhne schwanken beträchtlich zwischen den einzelnen Staaten. So erhielten Arbeiterinnen im Jahr 1988 in Puerto Rico umgerechnet 52 Schilling pro Stunde (wo das US-Mindestlohngesetz gilt) und sieben Schilling pro Stunde in der Dominikanischen Republik. Kontrolle über die Arbeiterschaft kann entweder durch Unterdrückung oder Verbot von Gewerkschaften in den Zollfreizonen bewerkstelligt werden wie etwa in der Dominikanischen Republik oder durch Einbindung von Gewerkschaftern in die Unternehmensleitungen wie in Puerto Rico. Repression wie Kooptierung führen zu einer schwachen und zersplitterten Arbeiterbewegung, die die soziale Verwundbarkeit von ArbeiterInnen in beiden Staaten steigert.

Zusätzliche Abhängigkeit durch Wirtschaftskrise

Arbeiterschaft wie Staat wurden zusätzlich durch die Wirtschaftskrise geschwächt, die den größten Teil der Karibik Mitte der siebziger Jahre und achtziger Jahre getroffen hat. Die Wirtschaftskrise machte die Karibikstaaten sogar noch abhängiger von der Exportförderung, um dem steigenden Defizit in den Zahlungsbilanzen entgegenwirken zu können, die Schulden zu bedienen und die Arbeitslosigkeit zu senken. Viele karibische und lateinamerikanische Staaten wurden genötigt, vom Weltwährungsfonds (IWF) ausgearbeitete Strukturanpassungsmaßnahmen durchzuführen, die ihre Kontrolle über die Wirtschaft weiter vermindern und normalerweise Kürzungen in Regierungsdienstleistungen beinhalten. Die Arbeiterschaft wird auch durch Strukturanpassungsmaßnahmen geschwächt, die allgemein höhere Arbeitslosenraten und niedrigere Reallöhne zur Folge haben.

Die staatliche Politik gegenüber exportgetragener Industrialisierung unterscheidet sich in Puerto Rico wegen des andauernden Kolonialstatus als US-Territorium von anderen Karibikstaaten. Dieser Sonderstatus sichert Puerto Rico freien Zugang zum US-Markt, beschränkt jedoch die Bandbreite erlaubter wirtschaftlicher und politischer Aktivität und macht die Wirtschaft sehr abhängig von bundesstaatlichen Transferzahlungen, um eine zunehmend verarmte Bevölkerung sozial über Wasser zu halten. In Puerto Rico angesiedelte US-Firmen zahlen keine bundesstaatliche Einkommenssteuer. Die Dominikanische Republik hat größere politische Autonomie, ist aber zunehmend von den Marktkräften der USA abhängig, um seiner Wirtschaft das Überleben zu sichern. Die Grundlagen der staatlichen Wirtschaftspolitik wurden vom „Räuberstaat" des Diktators Rafael Leonidas Trujillo gelegt, der das Land von 1930 bis 1960 beherrschte. Trotz Wahlen und Lippenbekenntnissen zu stärkerer demokratischer Partizipation, dient der dominikanische Staat weiterhin den Interessen der agrarischen und industriellen Elite und schenkt den Nöten der Armen wenig Aufmerksamkeit.

Das Industrialisierungsprogramm Puerto Ricos

Puerto Ricos exportgeleitetes Industrialisierungsprogramm, die sogenannte „Operation Bootstrap" (zu deutsch „Operation Stiefelschlaufe"), startete viel früher als die der meisten anderen Staaten. Es durchlief drei Stufen, indem der Schwerpunkt Mitte der sechziger Jahre von arbeitsintensiver zu kapitalintensiver Industrialisierung verlagert wurde und schließlich Mitte der siebziger Jahre eine dritte Periode der Hochtechnologie-Industrialisierung eingeleitet wurde.

Während jede Periode einen anderen Schwerpunkt hatte, löschte keine Stufe die vorhergehende aus, sodaß arbeitsintensive Industrien wie die Bekleidungsbranche auch während der achtziger Jahre den überwiegenden Teil von Frauenjobs in der Industrie anbot. Obwohl das Industrialisierungsprogramm ursprünglich angelegt war, den aus der Landwirtschaft ausscheidenden Männern Ersatzarbeitsplätze zu verschaffen, wurden Frauen zur Hauptarbeitskraft in den arbeitsintensiven Fabriken der Textil- und Lebensmittelindustrie, die in der ersten Stufe auf die Insel gelockt wurden.

Höhere Arbeitslosenraten für Männer als für Frauen

Während die Industrieproduktion sich von 1950 bis 1980 verdreifachte, konnte sie dennoch den gewaltigen Beschäftigungsrückgang in der Landwirtschaft während dieser Periode nicht ausgleichen. Ein Teil dieser überschüssigen Arbeitskraft wurde im Dienstleistungsbereich und besonders in der öffentlichen Verwaltung absorbiert.

„Operation Bootstrap" versucht dem Problem der überschüssigen Ar-

beitskraft abzuhelfen, in dem es von einem durch die Regierung subventionierten Programm des Exports von Arbeitskräften – in erster Linie Landarbeiter – in die USA begleitet war. Diese Migration hatte ihren Höhepunkt in den fünfziger Jahren, blieb jedoch bis 1970 auf hohem Niveau.

Seit der Wirtschaftsrezession in den Jahren 1973 und 1974 verharrten die Arbeitslosenraten in Puerto Rico um 20 Prozent und sind bei Männern höher als bei Frauen. In einer Meinungsumfrage unter den Bekleidungsbeschäftigten von Puerto Rico, die ich 1980 durchführte, sagten 90 Prozent, daß es leichter für eine Frau sei als für einen Mann, einen Job zu finden. Der Anteil der Männer an der wirtschaftlich aktiven Bevölkerung sank von 80,2 Prozent im Jahr 1947 auf 62,1 Prozent im Jahr 1991.

Mann ist nicht länger Familienoberhaupt

Dies ist Ausdruck des steilen Beschäftigungsrückgangs in der Landwirtschaft und des Anstiegs an höherer Schulbildung, der junge Männer (und Frauen) aus dem Arbeitsmarkt fernhielt. Der Anteil von Frauen an der wirtschaftlich aktiven Bevölkerung wuchs während derselben Periode von 25,3 Prozent auf 32,2 Prozent, da weibliche Arbeitskräfte sowohl in die Exportfertigung, Dienstleistungsindustrie und den öffentlichen Sektor absorbiert wurden.

Steigendes Bildungsniveau und niedrigere Gebärraten trugen zur Verbesserung des Beschäftigungsprofils von Frauen und zu einem höheren Anteil an den Gesamtbeschäftigten bei. Überdies arbeiten mehr Frauen wegen der steigenden Lebenshaltungskosten, wachsender Arbeitslosigkeit und sinkender Reallöhne für Männer, die es erforderlich machen, daß beide Ehepartner zum Haushaltseinkommen beitragen. Auch der Anteil der Familien, die von alleinstehenden Frauen versorgt werden, ist stetig gestiegen und betrug 1980 etwa 19 Prozent aller Haushalte.

Die Mehrheit der von mir befragten Frauen halten fest, daß sie die Haushaltsentscheidungen gleichberechtigt mit ihrem Ehemann treffen, und daß die Ehemänner nicht mehr die ausschließliche Kontrolle über das Familienbudget haben, wie dies der Fall war, als der Ehemann Alleinverdiener war. Die meisten Ehemänner akzeptieren nun, daß ihre Frauen arbeiten und betrachten dies nicht länger als eine Bedrohung ihrer Autorität, weil sie erkennen, daß es für eine Familie unmöglich ist, von einem einzigen Lohn zu leben.

Käthe Kollwitz, Frau mit Sense, 1905

Frauenarbeit bringt keine Beseitigung der Armut

„Weil eine Person, die arbeitet, Rechte hat, ist nun ihr Ehemann verpflichtet, sie Anordnungen geben zu lassen, weil sie zum Unterhalt beiträgt", erläutert eine geschiedene Mutter, die einige Jahre in der Bekleidungsindustrie gearbeitet hat. „Jetzt sind es zwei, die entscheiden, vorher war es einer. In diesem Sinn ist die Frau heute besser dran als früher."

Die steigende Integration von Frauen in die Arbeiterschaft konnte jedoch nicht die wirtschaftlichen Nöte von vielen der Armen Puerto Ricos stillen. Mehr und mehr Familien sind abhängig von sozialen Transferzahlungen wie Sozialhilfe und Lebensmittelmarken, mit denen mehr als die Hälfte der Bevölkerung beteilt wird.

Während diese Transferzahlungen als Unterstützung für die ArbeiterInnen gesehen werden, helfen sie auch Niedriglohnindustrien wie etwa der Textilbranche, die keine adäquaten Löhne zahlen und andernfalls die Insel wegen Lohnanstiegen und Knappheit billiger Arbeitskräfte verlassen würden. Da sie aber alternative oder zusätzliche Einkommensquellen darstellen, verringern Transferzahlungen die Abhängigkeit einer Frau vom Lohn eines Mannes zusätzlich und tragen auch zum sinkenden Anteil von Männern an der Gesamtarbeiterschaft bei.

Schwächung der Arbeiterbewegung

Diese sozialen Unterstützungsmaßnahmen halfen zusätzlich zu ehrgeizigen Regierungsprogrammen im Wohnbau, Schulwesen und Gesundheitsbereich, die Kosten der sozialen Reproduktion der Arbeiterklasse abzudecken und Klassenkonflikte einzudämmen. Die staatliche Politik Puerto Ricos zielt mehr auf die Einbindung der Arbeiterbewegung als ihre Unterdrückung.

Die Industrialisierung führte auch zu einer tiefgehenden Umstrukturierung der Arbeiterklasse und paradoxerweise zu einer Schwächung der Arbeiterbewegung. Die militante Gewerkschaftsbewegung vor allem unter den Zuckerrohrarbeitern wurde ihrer Kraft durch den Niedergang der Zuckerindustrie und die steigende Auffächerung der industriellen Arbeiterschaft beraubt.

Der Anteil der gewerkschaftlich organisierten Beschäftigten an der Gesamtarbeiterschaft fiel in Puerto Rico von 20 Prozent im Jahr 1970 auf 6 Prozent 1988. Dies ist teilweise auch auf die Vernachlässigung der Arbeiterinnen durch die Gewerkschaften zurückzuführen.

Obwohl gewerkschaftlich organisiert, betrachteten die meisten weiblichen Bekleidungsarbeiterinnen bei meiner Befragung die „Internationale

Gewerkschaft der Arbeiter in der Frauenbekleidungsindustrie“ (ILGWU) als eine Unternehmensgewerkschaft, die nur wenig tut, um die Interessen der Arbeiterinnen zu verteidigen oder die Basis in ihre Entscheidungen einzubeziehen. Die Gewerkschaft ist in erster Linie interessiert, die Forderungen der ArbeiterInnen einzudämmen, um die Flucht von Bekleidungsfabriken in noch billigere Lohnregionen aufzuhalten.

Ständige Konkurrenz niedrigerer Lohnregionen

Sie waren dabei dennoch nicht sehr erfolgreich. Puerto Rico hat seinen Wettbewerbsvorteil an Mexiko und andere Karibikstaaten verloren, die ebenfalls Steuerbegünstigungen und noch niedrigere Löhne anbieten. Die Konkurrenz niedrigerer Lohnregionen hatte einen scharfen Rückgang in der Bekleidungsindustrie Puerto Ricos zur Folge.

Dieser Rückgang traf besonders ältere Frauen, die zwanzig Jahre oder länger in der Bekleidungsbranche gearbeitet haben und keine anderen Beschäftigungsmöglichkeiten haben. Entgegen dem globalen Muster, in denen die meisten weiblichen Beschäftigten in der Exportindustrie jung und unverheiratet sind, waren 75 Prozent der Bekleidungsarbeiterinnen in meiner Untersuchung älter als dreißig Jahre und zu zwei Drittel verheiratet. Wie in den USA bekommen ältere Frauen, die ihre Jobs aufgrund von Fabriksverlagerungen verlieren, keine Gewerkschaftspension, solange sie nicht über 62 Jahre sind und zumindest zehn Jahre in der Bekleidungsindustrie gearbeitet haben.

Die Situation in der Dominikanischen Republik

Obwohl die Dominikanische Republik ebenso wie Puerto Rico einen Wandel von einer Agrar- zu einer Industriewirtschaft durchmachte, unterscheidet sich der Entwicklungsprozeß beträchtlich von dem Puerto Ricos. Die Dominikanische Republik blieb bis in die achtziger Jahre von Agrarexporten – vor allem Zucker – abhängig, als die USA ihre Zuckerimportquoten drastisch kürzten.

Die Industrialisierung begann in der Dominikanischen Republik viel später als auf Puerto Rico. Sie orientierte sich in erster Linie auf den Ersatz von Importen, bis in den achtziger Jahren die massive und rasche Ausdehnung der Exportfertigung einsetzte, die weitgehend aus der Währungsabwertung und Senkung der Lohnkosten im Gefolge der Wirtschaftskrise resultierte.

Obwohl die Exporte von Fertigwaren sich zwischen 1981 und 1988 auf 502,1 Millionen Dollar vervierfachten, pendelte die Arbeitslosenrate zwischen 1985 und 1990 um 27 Prozent und ist weiterhin viel höher für Frauen als für Männer. Trotz einiger Erhöhungen des Mindestlohnes, sank die Kaufkraft des Mindestlohnes von 1984 bis 1990 um 62,3 Prozent. Die Wirtschaftskrise hatte eine höhere Arbeitslosenrate, Inflation und steigende Lebenshaltungskosten zur Folge. Dies führte zu steigender Migration aus der Dominikanischen Republik in die USA und auch nach Puerto Rico.

Arbeitslosigkeit der Männer erzwingt Frauenarbeit

Exportfertigungsbetriebe wurden durch den Überfluß an niedrigbezahlter weiblicher Arbeitskraft in die Dominikanische Republik gelockt. Der Frauenanteil an der Arbeiterschaft stieg von 25,7 Prozent im Jahr 1970 auf 35,5 Prozent im Jahr 1990. Zu diesem Anstieg trugen einige Faktoren des Entwicklungsprozesses bei, darunter Verstädterung, das Wachstum des Dienstleistungssektors und der Anstieg der Exportfertigung.

Zugleich stiegen die Beschäftigungsmöglichkeiten der weiblichen Bevölkerung durch einen Anstieg des Bildungsniveaus und ein deutliches Absinken der Gebärrate. Der männliche Anteil an der Arbeiterschaft sank in der gleichen Periode um zehn Prozent, Ausdruck verstärkter Inskriptionen in höheren Bildungseinrichtungen und die zunehmende Verdrängung aus der Wirtschaft, die sich mit dem Niedergang der Zuckerindustrie beschleunigte.

Die Arbeitslosigkeit von Männern, niedrigere Löhne und Preisanstieg erhöhten den Druck auf Frauen, mit Lohnarbeit zum Haushaltseinkommen beizutragen. Exportfertigung ist heute in den Städten die zweitwichtigste Beschäftigungsquelle für Frauen hinter der Tätigkeit als Hausgehilfin und ist mit dem Wachstum von Zollfreizonen seit 1980 weiter im Steigen. Im März 1992 waren 135.000 ArbeiterInnen in 23 Zollfreizonen in den verschiedenen Regionen des Landes beschäftigt.

Jeder vierte Haushalt von alleinstehender Frau geführt

Arbeitende Frauen leisten mittlerweile einen beträchtlichen wirtschaftlichen Beitrag zu den Haushaltseinkommen. In einer Befragung von Arbeiterinnen in der dominikanischen Exportfertigung betrachteten sich 1981 etwa 38 Prozent als die wichtigste wirtschaftliche Ressource des Haushalts.

Wie in Puerto Rico erklärt die Mehrheit der verheirateten Frauen, daß sie die Haushaltsentscheidungen ebenbürtig mit ihren Partnern treffen und daß die Ehemänner keine ausschließliche Kontrolle über die Familienbudgets mehr haben.

Ihre Autorität in der Familie leitet sich ab von ihrem gestiegenen wirtschaftlichen Beitrag zum Haushaltseinkommen, der im Licht gestiegener männlicher Arbeitslosigkeit große Bedeutung erlangt hat. In Kürze, es ist nicht einfach eine Frage, ob Frauen beschäftigt sind, sondern die Bedeutung ihres Beitrags zum Haushaltseinkommen, der Frauen eine Basis zum Widerstand gegen die männliche Vorherrschaft in der Familie gibt.

Wie in Puerto Rico trug die Bedrohung männlicher Autorität im Haushalt zu einem Anstieg der von alleinstehenden Frauen geführten Haushalte bei, der in der Dominikanischen Republik im Jahr 1984 auf 24 Prozent stieg.

„Wenn die Frau arbeitet, ändern sich die Dinge“

Eine 38jährige Aufseherin in einer Zollfreizone, die nun allein lebt, obwohl sie acht Kinder aus drei Lebensgemeinschaften hat, erklärte, sie würde ihre Arbeit nicht aufgeben, auch wenn sie einen anderen Mann fände: „Sie sind Machos. Sie meinen, wenn eine Frau arbeitet, wird sie zuviele Befehle geben. Wenn eine Frau arbeitet, denken Männer, ist sie ein bißchen zu liberal, sodaß sie sie nicht mehr mißhandeln oder mißbrauchen können. Wenn die Frau nicht arbeitet, dann muß sie vieles von einem Mann einstecken. Aber wenn sie arbeitet, dann ändern sich die Dinge.“

Die meisten Arbeiterinnen stimmen überein, daß Lohnarbeit ihnen größere Legitimität verschafft hat, um mit ihren Ehemännern zu verhandeln, obwohl achtzig Prozent der 1981 befragten verheirateten dominikanischen Frauen immer noch den Mann als Haushaltsvorstand betrachteten.

Allgemein scheinen egalitärere Beziehungen unter Paaren zu finden zu sein, in denen beide Partner arbeiten, ein höheres Bildungsniveau haben, länger in der Stadt gelebt haben, nicht sehr jung geheiratet haben und verheiratet sind, statt in Lebensgemeinschaft zu leben.

Veränderungen weniger markant als in Puerto Rico

Die Veränderungen sind jedoch weniger markant als in Puerto Rico, da die dominikanischen Arbeiterinnen in der Exportfertigung in der Regel jünger sind und für jüngere Kinder zu sorgen haben. Sie haben auch mehr Kinder als ihre puertoricanischen Kolleginnen, was ihre Abhängigkeit von den Löhnen der Männer erhöht.

Die Rate der Lebensgemeinschaften ist viel höher als in Puerto Rico. Doppelt soviele der befragten dominikanischen Frauen lebten in Lebensgemeinschaften als verheiratet waren, was eine höhere Instabilität der Beziehungen nach sich zieht. Dominikanische Frauen sind kürzer beschäftigt und weniger vor Entlassungen geschützt.

Es gibt keine Transferzahlungen, wie Arbeitslosenversicherung und Lebensmittelmarken, die in Puerto Rico die Folgen von Armut und Arbeitslosigkeit abfedern. Diese Faktoren, gekoppelt mit den Pressionen der Wirtschaftskrise, erhöhen die Unsicherheit der Frau und ihre Furcht, männliche Dominanz herauszufordern.

Unterschiede in der staatlichen Politik Puerto Ricos und der Dominikanischen Republik bestimmen den Einfluß der Lohnarbeit auf den Status der Frauen.

Zollfreizonen ohne Gewerkschaften

Dominikanische Arbeiterinnen in der Exportfertigung sind nicht gewerkschaftlich organisiert und erhalten in ihrem Kampf für höhere Löhne und bessere Arbeitsbedingungen oder auch nur für berufliche Weiterbildung wenig Unterstützung von der Regierung. Unzufriedenheit drückt sich eher in häufigem Arbeitsplatzwechsel oder Ausscheiden aus der Arbeiterschaft aus als in gewerkschaftlicher Organisation.

In den dominikanischen Zollfreizonen sind keine Gewerkschaften tätig, obwohl sie gesetzlich nicht verboten wären. ArbeiterInnen werden schlicht entlassen und bei anderen Unternehmen angeschwärzt, wenn irgendeine gewerkschaftliche Aktivität entdeckt wird. Hilda zum Beispiel wurde vor einigen Jahren mit sechzig anderen Frauen entlassen, weil sie versuchte in dem Unternehmen, in dem sie arbeitete, eine Gewerkschaft zu organisieren.

„Wer immer hier sich gewerkschaftlich organisiert, muß wissen, daß er seinen Job verliert und nicht länger in der Zollfreizone arbeitet", habe ihr der Manager bei ihrer Entlassung mitgeteilt, berichtet Hilda. Beschwerden von Arbeiterinnen beim Arbeitsministerium über schlechte Behandlung oder ungerechtfertigte Entlassung wurden generell zugunsten der Unternehmer zurückgewiesen.

Zwiespältige Bilanz

Hat das Wachstum der Exportfertigung den Arbeiterinnen in Puerto Rico und der Dominikanischen Republik Vorteile gebracht? Sicher hat Exportfertigung Frauen eine wichtige Quelle von Beschäftigung zu einer Zeit angeboten, da die Wirtschaftskrise die Haushalte zwingt, sich um zusätzliche Einkommen zu bemühen.

Diese Jobs haben trotz schlechter Entlohnung Arbeiterinnen ein Instrument gegeben, mit dem sie männliche Dominanz im Haushalt herausfordern können. Das ist vor allem in Puerto Rico der Fall, wo die Position des Mannes als hauptsächlicher Geldverdiener einer Familie durch sich in die Länge ziehende Arbeitslosigkeit, Migration und wachsenden Anteil von Frauen an der Gesamtarbeiterschaft beträchtlich geschwächt wurde.

Daß der höhere Frauenanteil an den Beschäftigten mit sinkenden Arbeitsmöglichkeiten für Männer zusammenfällt, trug jedoch in beiden Staaten zu einer hohen Rate instabiler Ehen und frauengeführter Haushalte bei, die Frauen immer größere Bürden und höhere Niveaus der Verarmung auferlegt.

Negative soziale Folgen der Exportenklaven

Die Enklavenform der Exportfertigung in der Karibik hat daher negative soziale Folgen für die Wirtschaft als Ganzes und die Haushalte im besonderen. Wegen des Fehlens von Verbindungen zur Binnenwirtschaft auf allen Gebieten, außer bei den Löhnen, kam auch kein selbsttragendes Wirtschaftswachstum zustande, das bessere Jobs für Frauen und Männer schaffen hätte können.

Die gegenwärtige Form der Exportenklaven bürdet Frauen zusätzliche Lasten auf, während Männer an den Rand gedrängt werden. Die Veränderung in der Industriestruktur dieser Enklaven scheint mit der Bewegung von Textiljobs zu hochqualifizierten Arbeitsplätzen in der Elektronik und anderen kapitalintensiven Fertigungen den Anteil der männlichen Beschäftigten in der Exportfertigung in Puerto Rico und der Dominikanischen Republik erhöht zu haben.

Diese Arbeitsplätze sind aber weiterhin stark von Exporten sowie Auslandsinvestitionen und Importen von Produktionsmitteln abhängig. Diese totale Abhängigkeit von ausländischen Investitionen und Märkten bedeutet, daß diese Exportenklaven ständig von der Schließung bedroht sind.

Diese Situation wird durch die gegenwärtige Furcht in der Karibik unterstrichen, daß das Nordamerikanische Freihandelsabkommen (NAFTA) viele ausländische Unternehmen bewegen wird, ihre Produktionen aus der Karibik nach Mexiko zu verlagern. Der wachsende Anteil von Männern an höher qualifizierten Jobs in der Exportfertigung illustriert auch ein fortgesetztes geschlechtsspezifisches Beschäftigungsprofil trotz der steigenden Nachfrage nach weiblicher Arbeitskraft.

Der Hauptnutznießer derartiger Exportenklaven sind die USA, die diese Strategie in Mexiko und in der gesamten Karibikregion forciert hat. Diese wirtschaftliche Umstrukturierung macht US-Firmen wegen der Senkung ihrer Lohnkosten konkurrenzfähiger auf dem Weltmarkt. Die Karibik ist so zu einem billigen Arbeitskräftereservoir geworden, das zunehmend von den USA abhängig ist. Diese Veränderungen in der Weltökonomie haben ebenfalls zur wachsenden Marginalisierung von Männern und der steigenden Abhängigkeit von Frauenlöhnen in der Region beigetragen. ■

Dr. Helen SAFA ist Professorin für Anthropologie und Lateinamerikanische Studien im Zentrum für Lateinamerikastudien der Universität Florida.

In ihren eigenen Worten...*

1992 kehrte die Schriftstellerin und Frauenaktivistin Margaret Randall nach Nicaragua zurück, um Frauen über ihre Beteiligung an der Revolution zu befragen. Sie hatte viele von ihnen bereits zehn Jahre zuvor für ihr Buch „Sandinos Daughters" (Sandinos Töchter) interviewt. Die folgenden Ausschnitte sind dem Buch „Sandinos Daughters Revisited" entnommen, das von der Rutgers University Press und New Star Books 1994 publiziert werden wird.

Sexuelle Belästigung

„Ich kann Ihnen sagen, da gab es jede Menge sexuellen Druck. In der Auffassung einer Reihe unserer männlichen Führer wurden Frauen weiterhin als ‚Meat' (Fleisch) oder ‚Cattle' (Vieh, Rinder) gesehen, wie es unser Machoslang ausdrückt. Der schnellste und leichteste Weg für politische Frauen, sich einen ‚Beschützer' zuzulegen und direkten Zugang zu Macht zu bekommen, war mit denen an der Macht ins Bett zu gehen. Wer weiß, wie mein Leben verlaufen wäre, wenn ich diese Art von Sicherheitsnetz in Anspruch genommen hätte.

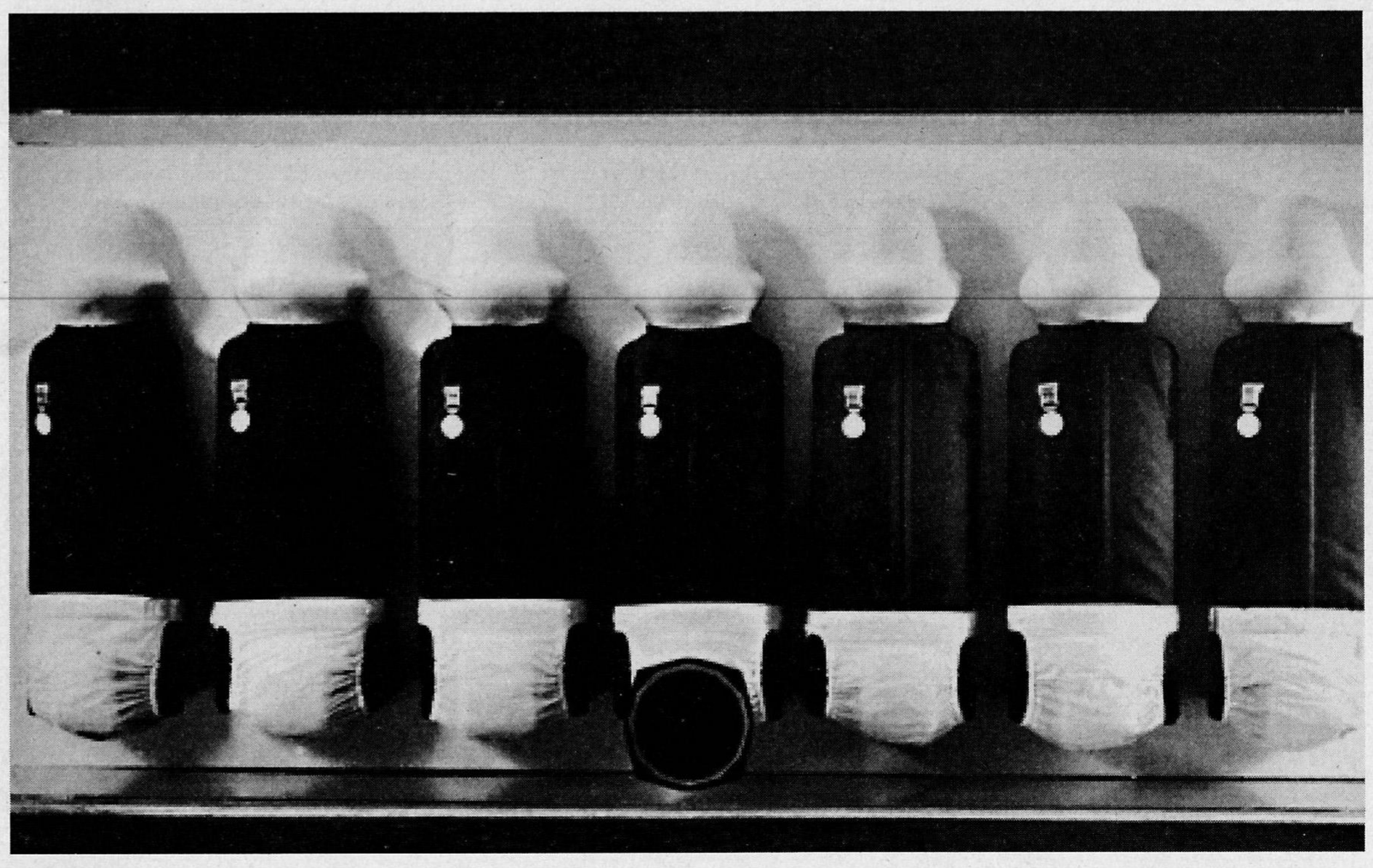
Als ich aus dem Kulturministerium ausschied, wollte mich einer der Comandantes ebenfalls in der Funktion einer Vizeministerin ins Außenministerium plazieren. Ich war nie in die Diskussionen hinter den Kulissen einbezogen, sodaß ich nicht wirklich weiß, was er im Sinn hatte. Aber ich kann Ihnen sagen, daß dieser Mann einige Zeit später anfing, buchstäblich hinter mir herzupirschen. Es folgte Einladung auf Einladung, Andeutung auf Andeutung. Eines Tages rief ich ihn an und lud ihn zum Essen ein. Ich mußte ihm sagen: ‚Schau, ich bewundere dich ungeheuer. Ich achte dich. Du bist einer der Führer dieser Revolution. Aber du sollst verstehen, daß ich eine freie Person bin, mit allen damit verknüpften Rechten. Ich bin absolut fähig zu entscheiden, mit wem ich eine Beziehung haben will. Glaub es oder glaub es nicht, ich fühle mich nicht zu dir hingezogen, nur weil du ein Comandante bist. So bitte ich dich, meine Entscheidung zu respektieren und hoffe, daß wir Freunde bleiben können.' Ich erinnere mich, daß er sein Essen stehen ließ. Er stand auf und wollte mich für einige Zeit nicht einmal grüßen."

Partei der Erotischen Linken

Daisy Zamora: „P.I.E. steht für ‚Partei der Erotischen Linken'. Eine Gruppe von Feministinnen begann sich zu treffen, um darüber zu reden, was in der Frauenbewegung vorging, weil deutlich war, daß die sandinistische Frauenbewegung eher entlang männlicher Interessen operierte, den sogenannten ‚Interessen der Nation'. Sie erzählten uns, wir müßten aufschieben, über Frauenprobleme zu reden, bis wir den Krieg gewonnen hätten, bis die Wirtschaft wieder auf den Beinen sei, bis ... was immer. Erst nachdem all das erreicht wäre, könnten wir über feministische Anliegen reden.

Zu diesem Zeitpunkt in den frühen achtziger Jahren hatten wir Frauen einen wirklichen Machtverlust erfahren. Wir hatten Truppen in die Schlacht geführt, wir hatten alles mögliche getan, doch sobald die Sandinisten die Regierung übernahmen,

* Entnommen aus »NACLA Report on the Americas« Juli 1993.
Übersetzung: Peter Mandorfer.



Renate Bertlmann, Diversi Veterani, 1980/81, Polyurethanschaum, Latex, Stoff, Windelhöschen, Orden, Plexiglasbedeckung mit eingebautem Lautsprecher, Soundcollage

wurden wir aus den bedeutenden Posten verdrängt. Wir mußten uns größtenteils mit mittleren Positionen zufriedengeben. Nebenbei erinnere ich mich, daß es zu Beginn der Revolution praktisch eine Todsünde war, deine Familie zu erwähnen. Wenn eine Frau sagte, ‚Ich kann nicht zu diesem Treffen gehen, weil ich bei meinen Kindern bleiben muß', wurde das einfach nicht akzeptiert.

Wir wandten ein, daß dies nicht zielführend sei, daß unsere eigenen Kinder sich gegen die Revolution stellen würden, weil sie diese unvermeidlich mit dem Verlust ihrer Eltern gleichsetzen würden. Wir hatten familiäre Verpflichtungen und sie zu erfüllen war wichtig. Ich erinnere mich, wie ich einmal sogar einen Ausspruch Jean Paul Sartres zitierte: ‚Ich glaube nicht an den Revolutionär, der sagt, daß er sein Volk liebt, aber unfähig ist, diejenigen zu lieben, die ihm am meisten verbunden sind.' Aber das war kein populärer Standpunkt. Und nun hatte ein Prozeß der Verdrängung begonnen. Wir glaubten zumindest mit unserer eigenen Organisation AMNLAE eine Stimme zu haben. Aber es wurde offensichtlich, daß wir keine hatten. Frauenfragen wurden aufgeschoben, auf immer.

Unsere bedeutendsten Probleme schienen immer als zweitrangig betrachtet zu werden. Wir konnten nicht Über Abtreibung sprechen ‚weil das bedeutet, gegen die katholische Kirche zu kämpfen'. So begannen einige von uns, sich zusammenzusetzen, um über diese Dinge zu reden. Wir nannten uns nicht von Beginn an die Partei der Erotischen Linken, aber gaben uns dann im Spaß diesen Namen. Er stammt von Ana Maria Rodas, einer guatemaltekischen Dichterin, die ein Buch geschrieben hatte ‚Gedichte der erotischen Linken' (P.I.E.). So kamen wir auf die Initialen P.I.E. Wir dachten sogar daran, ein Parteisymbol zu entwerfen. Ein Frauenfuß mit lackierten Zehennägeln!"

Mütter und Kinder

Gioconda Belli, Schriftstellerin: „Mein Gatte versuchte, mir Schuldgefühle einzureden – und ich habe gesehen, wie das auch bei anderen Frauen versucht wurde – Schuldgefühle gegenüber meinen Kindern. Er sagte ihnen: ‚Deine Mutter ist mehr an der Revolution interessiert als an euch. Für sie rangiert die Gesellschaft vor ihren eigenen Kindern.' Es hatte System. Und natürlich war das etwas, worüber wir Frauen gesprochen haben. Eine Revolution zu machen ist eine aufreibende Aufgabe. Es beansprucht eine Menge Zeit und Anstrengung. Es war nicht einfach für uns, unsere Rollen als Mütter und als Revolutionäre miteinander in Einklang zu bringen.

Viele unserer Kinder – vor allem in der Mittelklasse, wo wir das Privileg von Haushaltshilfen hatten – wurden für lange Perioden alleingelassen. Es ist einer der Widersprüche, mit dem du dich zu befassen hast. Wenn ich mit meinen Söhnen und Töchtern darüber sprach, sagte ich ihnen: ‚Ihr müßt verstehen, daß die Revolution für jeden ist, und wir müssen uns alle in diese Realität fügen.' Natürlich war mein Traum, eine dieser Familien zu haben, wo jeder dem Kampf verpflichtet ist: Ehemann, Gattin und Kinder. Ich träumte von einer Familie, wo jeder seine Aufgabe ausführte und dann zurückkam und seine Erfahrungen mit den anderen teilte. Daß das in meinem eigenen Leben unmöglich war, war für mich sehr schmerzlich. All die Anspielungen, die Pressionen, der Vater meiner Kinder versuchte, sie gegen mich einzunehmen.

Als Mutter kämpfte ich gegen dieses Schuldgefühl. Ich versuchte meine Söhne und meine Töchter für die Aufgaben der Revolution zu interessieren. Aber ich versuchte immer, die Entscheidungen meiner Kinder zu respektieren, sogar als es mich furchtbar schmerzte, daß drei von ihnen sich nicht für die Revolution entschieden. Es verletzte mich, weil es meine Kinder waren. Ich glaubte und glaube weiterhin an das Ideal einer für alle gerechten Gesellschaft. Eine Gesellschaft, die sich von der unterscheidet, in der ich aufgewachsen bin. Es ist frustrierend zu erkennen, daß ich nicht imstande war, dieses Ideal allen meinen Kindern zu vermitteln. Es stimmt mich sehr traurig. Wenn ich politische Apathie schon an einem Erwachsenen unangenehm finde, so finde ich sie umso negativer bei einem Kind."

Väter und Töchter

Vidaluz Meneses: „Mit meinem Vater war es sehr viel schwieriger. Ich war erleichtert, als er seine dreißig Jahre bei der Nationalgarde abgedient hatte und in den Ruhestand versetzt wurde. Ich war unglaublich erleichtert, weil ich mich erinnerte, wie Jahre vorher, als ich an diesen Studentendemonstrationen teilnahm, die Nationalgarde an der Straße auftauchte, die an das Universitätsgelände angrenzt. Mein Vater war damals Polizeioffizier. Als sie ihre Tränengasgranaten abfeuerten, hatte ich nicht nur Angst wie alle anderen. Meine größte Furcht war, daß ich meinem Vater gegenübertreten müßte. Ich dachte, das kann ich nicht. Es war so kompliziert. Es schmerzte einfach zu sehr. Der Gedanke, daß mein Vater gezwungen wäre, mich festzunehmen.

Ich hatte mit diesem Gedanken die ganze Zeit zu leben. Da waren einige von uns an der Front, die Töchter von Somozisten waren. Die Söhne und Töchter der Nationalgardisten waren dauernd mit der Möglichkeit konfrontiert, ihren Vätern im Kampf entgegentreten zu müssen – in einer bewaffneten Auseinandersetzung, oder wenn sie uns aufgriffen. Emotional war ich nicht stark genug für so eine Situation.

Dann bat Somoza meinen Vater, den Botschafterposten in Guatemala zu übernehmen. Als seine Tochter versuchte ich, ihm zumindest zu helfen, seine Arbeit als Botschafter akzeptabel zu erledigen. Ich gab ihm ein Buch mit dem Titel ‚Das ABC des Diplomaten.' Ich wollte, daß er etwas über Diplomatie lernt. Ich wollte nicht, daß er einen lächerlichen Eindruck machte, wie einer dieser ungebildeten ‚Recht-und-Ordnung'-Typen. Ich erinnere mich, wie ich meiner Mutter sagte, daß es eine gute Idee wäre, wenn mein Vater eine Bibliothek mit nicaraguanischen Büchern dort einrichten würde. Ich sagte, ich könnte die nicaraguanischen Studenten in Guatemala einladen, sie zu benützen. Es wäre das eine nette Geste, ein Beitrag. Mein Vater war einverstanden. Eine meiner jüngeren Schwestern kam, um ihm beim Einrichten dieser Bibliothek zu helfen. Ich kaufte hier Bücher für diese Bibliothek und meine Mutter und meine Schwester brachten sie dorthin.

Jetzt reden wir über 1976, 1977. Die Krise wurde tiefer und tiefer. Ich wurde mehr und mehr in den Kampf gegen die Diktatur verstrickt. Ich wollte mein Leben so vollständig wie möglich von seinem trennen. Aber es war hart. Ich dachte, er könnte herausfinden, was ich tat. Ich wollte nicht, daß ihn jemand jemals um Hilfe bitten müßte, mich herauszuholen, wenn ich verhaftet würde." ■

Camille Paglia und das postfeministische Entweder-Oder

Ein Lustspiel

Judith KIEFERSTÄDTL

Camille Paglia, die sich als Hecht im Karpfenteich versteht, hat reichlich Aufruhr verursacht und genießt ihre Popularität weidlich – Agent provocateur und wandelndes Ärgernis für alle, die „guter" Gesinnung sind und political correctness zum unumstößlichen Leitmotiv allen Denkens und Handelns erhoben haben. Die Zeichen für einen kritischen Dialog stehen schlecht: kalkulierte Raffinesse versus blauäugige Anständigkeit. Sich mit Paglias Thesen auseinanderzusetzen ist nicht ohne Reiz.

Das Apollinische und das Dionysische – Ein Rückgriff auf Nietzsche

In den 1990 in Amerika erschienenen Masken der Sexualität unternimmt Paglia den Versuch einer kulturgeschichtlichen Analyse, die bei den Ägyptern des Alten Reiches ihren Ausgang nimmt und bei den modernen Göttern und Göttinnen Hollywoods landet. Diese wahre Tour de force spult sich im wesentlichen unter drei Gesichtspunkten ab: 1. Das Wesen des Menschen setzt sich einerseits aus dem apollinischen und andererseits aus dem dionysischen Element zusammen. Mit diesem Mythos verknüpft sich 2. die Idee des „westlichen Blicks", der erst das Individuum erschafft und gleichzeitig der männliche (apollinische) Blick ist. 3. Sexualität ist gleich Natur und hat sich daher folgerichtig allen jüdisch-christlichen „Entschärfungs"-Versuchen letztlich erfolgreich widersetzt.

> Für den Westen ist das Individuum zentral. Die Prinzipien, die seine Darstellung in der Kunst bestimmen, nenne ich das Apollinische und das Dionysische. (...) Das Apollinische und Dionysische betrachte ich als ein zyklisches Muster von Expansion und Rückzug, Formlosigkeit und Umgrenztheit. (...)
> Ich schätze an Freud, die Gewandtheit seiner psychologischen Protokolle und seine spekulative Kraft, seine Fähigkeit, lange Beweisführungen zu organisieren. Den Freudianismus mit seinen ideologischen Haltlosigkeiten darf man nicht mit Freud selbst verwechseln: Freuds Schüler kamen nie auch nur in die Nähe seiner umfassenden Kraft. Aber ich bin Revisionistin: Wo nötig, ergänze ich Freud, manchmal mit Jung, dessen Archetypen mir gefallen, während ich seine nebulöse Prosa betrüblich finde. (...)
> Ich kann behaupten, daß das Weibliche in mir dem Schoß der Natur und nicht dem der Gesellschaft entspringt. Die Begriffe maskulin und feminin, die manche aus dem Vokabular streichen möchten, werden in diesem Buch in ihrer normalen, überkommenen Bedeutung verwendet. (...)
> Meine Masken sind keine ironischen Strategien oder Formen sozialer Anpassung, sondern filmische Visualisierungen, Produkte eines archaischen Prozesses bildlichen Denkens. Das Gehirn ist der neurologische Aufbewahrungsort der menschlichen Vergangenheit, und die Personae sind die geheimen Masken unserer Vorfahren und Nachkommen. Der Mensch ist nicht einfach nur die Summe seiner Masken.
> *Camille Paglia, aus dem gestrichenen Vorwort zu den „Masken der Sexualität"*[2]

Ein kleiner Exkurs in die Philosophie zuvor: Methodisch greift Paglia – neben einer positiven Bewertung Freuds und einer partiellen Rezeption Jungs, vor allem von dessen Archetypen, auf die mythische Konzeption von Kunst und Geschichte in Nietzsches Erstlingsschrift: Die Geburt der Tragödie aus dem Geist der Musik (1872) zurück. Es besteht kein Zweifel, daß die Ästhetik des 20. Jahrhunderts weitgehend von diesem Mythos Nietzsches geprägt wurde.[3]

Bei Nietzsche ist freilich sowohl das Apollinische als das Prinzip der Individuation (der fiktiven Identität) in der Form eines lustvollen Traums als auch das Dionysische als Prinzip des Zerbrechens der Individuation aus dem innersten Grunde des Menschen in der Form eines lustvollen Rausches in der menschlichen (also sowohl *männlichen* wie *weiblichen*) Natur begründet.[4] Indem Nietzsche die Schopenhauersche Weltverneinung[5] in eine dionysische Weltbejahung verkehrt, wird die Ästhetik zum zentralen Wert: das Dasein und die Welt können nur als ästhetisches Phänomen gerechtfertigt werden.

Die Kultur (das Apollinische) erzeugt den (notwendigen) schönen Schein der Identität, der vom dionysischen Prinzip der Entgrenzung ständig von Auflösung bedroht ist. In der späteren Metaphysik Nietzsches sollte aus dem Apollinischen der „Wille zur Macht" und aus dem Dionysischen die „ewige Wiederkunft des Gleichen" hervorgehen. Die tendenzielle Zuordnung des Männlichen zum Apollinischen und die des Weiblichen zum Dionysischen freilich kann nicht als Gleichsetzung Apollo = der Mann und Dionysos = die Frau verstanden werden. Dies gilt im großen und ganzen auch für Paglias Konzept dieser Begriffe; das Chthonische[6] allerdings steht bei ihr ausschließlich für das archaisch Weibliche.

Nach dem Bruch mit Wagners Idee des Gesamtkunstwerks und besonders in den späten Schriften tendiert Nietzsche freilich immer mehr dazu, das Apollinische von der Figur des Dionysos verschlingen zu lassen, und

stellt diesen Dionysos[7] als heidnischen Heros Christus entgegen.

Wie wir wissen, hat dieser Mythos von Apollo und Dionysos in unserem Jahrhundert nicht nur in der Kunst, sondern auch in der Politik eine nicht unwesentliche Rolle gespielt. Es sei in diesem Zusammenhang mit der Ausbildung der Ideologie des Dritten Reiches nur an Ludwig Klages kosmogonischen Eros und Alfred Bäumlers Interpretation des Chthonischen sowie an beider Rekurs auf Bachofens Mutterrecht erinnert (das ja auch der Feminismus in frisch-fröhlicher Unbefangenheit neuerlich ans Tageslicht gezerrt hat).

Paglia jedoch, weit entfernt davon, sich um den Problemkreis Faschismus wirklich zu scheren und in diesem Punkt der Unbedarftheit der von ihr geschmähten Feministinnen nicht unähnlich, greift unbelastet und frohgemut auf dieses undialektische und ahistorische Denken zurück.

Sexualität = Natur
Paglias Biologismus, der keiner ist

Schier erschlagen von dem gewaltigen Anspruch der Natur, die den Menschen in unerbittlichem Würgegriff hält und ihn zappeln läßt zwischen Leidenschaft und Angst, entfaltet Paglia vor unseren Augen eine Welt, die sich einzig diesem ungeheuren Spannungsverhältnis verdankt. Der Mensch als Marionette der Natur, hilflos und immerdar ausgeliefert ihren Kräften und Säften – was kann er tun, um dieser Macht zu entkommen? Nicht viel, es sei denn, er wäre Künstler und könnte diese Mächte bannen in gewaltigen Kunstwerken. Aber selbst dann entrinnt er nicht wirklich, wir alle bleiben doch Gefangene des Archaischen auf Lebenszeit. Hinzu kommt, daß dieser gewaltsamen Macht, die die Sexualität von außen über den Menschen ausübt, eine ihr innewohnende Gewaltsamkeit zur Seite gestellt ist, Sexualität also per se ein Moment an Gewalt in sich birgt. All dies bedingt zwangsläufig, daß durch Sexualität Macht (und Gewalt) ausgeübt wird. Diese Überlegung führt zur nächsten, nämlich daß Vergewaltigungen – allem feministischem Protestgeschrei zum Trotz – sehr wohl genuin mit Sexualität zu tun hätten und mehr seien als bloße Machtausübung und Unterdrückung. Überdies ist die Frau (siehe weiter oben) noch mehr Natur und Körperlichkeit unterworfen als der Mann, insofern sie es ja ist, die die Folgen sexueller Betätigung mit dem Preis des Kindergebärens bezahlt.

> Jetzt, in der Mitte meines Lebens akzeptiere ich, daß es fundamentale Geschlechtsunterschiede gibt, die hormonal bedingt sind. (...)
> Aber allmählich, Schritt für Schritt, Jahrzehnt um Jahrzehnt sah ich mich gezwungen einzuräumen, daß sogar eine Frau von abnormer Willensstärke ihrem hormonalen Wesen nicht entrinnen kann. Eines der Themen dieses Buches, für linkes Wunschdenken unverdaulich, ist die Fesselung der Frau an ihren Körper.
> *Camille Paglia, aus dem gestrichenen Vorwort*

Nun, all diese Überlegungen haben Paglia den Vorwurf, ein biologistisches Menschenbild zu vertreten, eingetragen und „mußten" freilich in weiterer Folge einen gewaltigen Aufschrei überzeugter Feministinnen hervorrufen, zumindest bei jenen, die sich ein erträgliches und wünschenswertes Leben nur als „soft" vorzustellen vermögen. Daß unser ganzes Leben von Beginn bis zum Ende alles andere als „soft" ist – und zwar tatsächlich *auch* aus Gründen unseres Menschseins an sich und wegen unserer Naturhaftigkeit –, wird gern außer acht gelassen. Doch so differenziert darf die Auseinandersetzung nicht sein, das Plakative scheint überzeugender, und ein Aufschrei der Empörung unisono schallt mediengünstig

Otto Dix, Dompteuse, 1922

weithin über die Lande. Eine etwas genauere Untersuchung von Paglias Behauptungen allerdings würde zeigen, daß der Vorwurf des Biologismus nicht so ganz zutrifft und eine Kritik ihrer Thesen an anderen Punkten anzusetzen hat.

Paglias Gleichung: Sexualität ist gleich Natur kann keinesfalls unwidersprochen bleiben. Niemand wollte leugnen, daß die Sexualität Teil unserer Naturanlage ist, und ebenso ist unbestritten, daß sie im menschlichen Leben eine wesentliche Rolle spielt. Nur, ganz so ungebrochen und atavistisch, wie Paglia uns glauben machen möchte, ist sie wahrlich nicht. Sosehr Drang und Begehren vorhanden sind, sosehr sind ihre Ausdrucksformen Resultat unserer familiär-individuellen und kollektiv-gesellschaftlichen Prägungen. Sexuelles Verhalten ist immer auch Folge eines geschichtlichen Prozesses, der willentlich gesteuert und verändert werden kann und nicht über uns hereinbricht mit der Unbedingtheit eines Erdbebens. Dies ist unter anderem ein Grund, warum verschiedene Kulturen beispielsweise verschiedene sexuelle Tabus errichtet haben. Derart ungehemmt, wie es Paglia postuliert, setzt Sexualität sich nur im pathologischen Bereich durch, und selbst hier wäre zu fragen, wieweit nicht auch die spezielle Art der Perversion mitbestimmt ist von der jeweils vorgegebenen gesellschaftlichen Norm. Menschliche Triebe sind immer sozial ge- bzw. verformt, sodaß auch die Art der Tabuverletzung von Sozialisation bestimmt scheint. Und insofern beim Menschen die Begriffe des Weibchens und des Männchens tatsächlich eine Reduktion auf das rein Physiologische darstellen würden, kann nur von Frau und Mann gesprochen werden: sie aber sind Kultur-„Produkte".

Dennoch greift der von Paglias Kritikern erhobene Vorwurf des Biologismus zu kurz, wiewohl verständlich ist, daß gerade die oben angeführten Gedanken dazu Anlaß geben konnten. Denn jenes Elementare der Sexualität, das Paglia konstatiert, ist (siehe weiter oben) gebrochen durch unsere Vorstellungswelt, durch Imagination, Mystifikation und Mythos einerseits und durch das („appolinische") Bestreben nach Distanzierung von der unbedingten Verfallenheit an die Natur andererseits. Freilich, es nimmt nicht wunder, daß gerade heute, in einer Zeit rasanter Entwicklungen, die geneigt machen, an die letzte und totale Überwindung aller Natur und aller natürlichen Vorgänge (Gen- und Fertilisationstechnologie) zu glauben und das dann für Befreiung zu halten, der Hinweis auf Natur und das prinzipielle Verhaftetsein in ihr Ärgernis erregt. Und insoweit scheint es, daß der (sehr wohl berechtigte) Hinweis auf die prinzipielle Naturhaftigkeit des Menschen in unseren Tagen etwas „Unanständiges" ist, das die Frauen in den Sumpf ihrer Kreatürlichkeit zurückzerren könnte. Es gibt viele Stimmen, die den Umstand, daß die Frauen es sind, die die Last des Kinderkriegens zu tragen haben, bitter beklagen. Dieses Verhaftetsein im kreatürlichen Prozeß scheint vielen ein Fluch, eine ungeheure Ungerechtigkeit, die die „Natur" sich da leistet.[9] Und insofern ist die Empfängnisverhütung ja zweifelsfrei ein Meilenstein auf dem Weg der Emanzipation der Frau – nur sollte uns das nicht dazu verleiten, darin eine Garantie auf ein mögliches geglücktes Leben zu sehen oder gar eine staatliche Garantie einzufordern, daß immer alles gleichzeitig möglich sein muß: sosehr auch günstige Rahmenbedingungen vieles erleichtern – eine Frau, die sich für Kind *und* Beruf (Karriere) entscheidet, wird sich immer in anderen Lebensumständen befinden als eine Frau nur mit Kind oder eine Frau nur mit Beruf. Bedingungslose Selbstverwirklichung schließt Mutterschaft und auch Partnerschaft per se aus.

Paglia ist weit entfernt davon, das heute Machbare zurücknehmen oder einschränken zu wollen, vielmehr vertritt sie den Standpunkt, daß die neuen Rechte und Möglichkeiten der Frau gleichzeitig auch die Pflicht zur Entscheidung in sich tragen: die je persönliche Entscheidung, welches Leben als Frau wünschenswert scheint, muß individuell getroffen werden, denn Fragen dieser Art lassen sich über den Weg der Empfängnisverhütung allein nicht beantworten – eine über „Technik" und staatliche Reglementierung quasi automatische Emanzipation gibt es nicht.

Sexualität, Macht und Gewalt

Im Beginn des neuzeitlichen Denkens steht die Vorstellung von Gewalt als Erkenntnisinstrument. Die Natur, die alle Geheimnisse birgt, muß „gefoltert" und in der Art eines „strengen Verhörs" untersucht werden (Bacon), bis sie gezwungen ist, ihre Geheimnisse preiszugeben. Am Ende dieses Prozesses steht das ehemals Fremde zur Disposition. Immer schon Metapher für Natur, wurde die Frau in der Folgezeit vor allem in Gestalt der Hexe als potentiell manipulierbare Verkörperung der Naturmächte gesehen: die Frau als Hexe mußte erobert und besiegt werden – dann würde ihr Geheimnis offenbar.

> „Ihr Name ist Tod", heißt es im Hexenhammer von der Frau. Sollte die Sterblichkeit besiegt werden, so mußte laut dieser Logik der Körper der Frau dran glauben. Das bedeutet natürlich *nicht*, daß die Frau die Verkörperung der Natur, der Sinne oder der Fleischeslust *war*, wie viele – auch gerade viele Anhängerinnen eines Natur- oder Mutterkultes – heute glauben. Die Frau war vielmehr Projektionsfläche für alle Vorstellungen von Natur, von Sinnlichkeit und Unberechenbarkeit. An ihrem Körper – zugleich symbolisch und real – wurde stellvertretend die mythische Ausrottung der Libido praktiziert, bis sich dieser Mythos schließlich in physische Realität verwandelte. Wie sehr aber diese physische Realität noch immer Mythos war, läßt sich an den seltsamen Theorien über die weibliche Libido aufzeigen, die gegen Ende des 19. Jahrhunderts auftauchen – und zwar nur in dieser Zeit und ausschließlich in den Industrieländern –, Theorien, laut denen sich die „normale" Frau durch einen Mangel an Libido auszeichnet.
>
> *Christina von Braun, Der Einbruch der Wohnstube in die Fremde*[10]

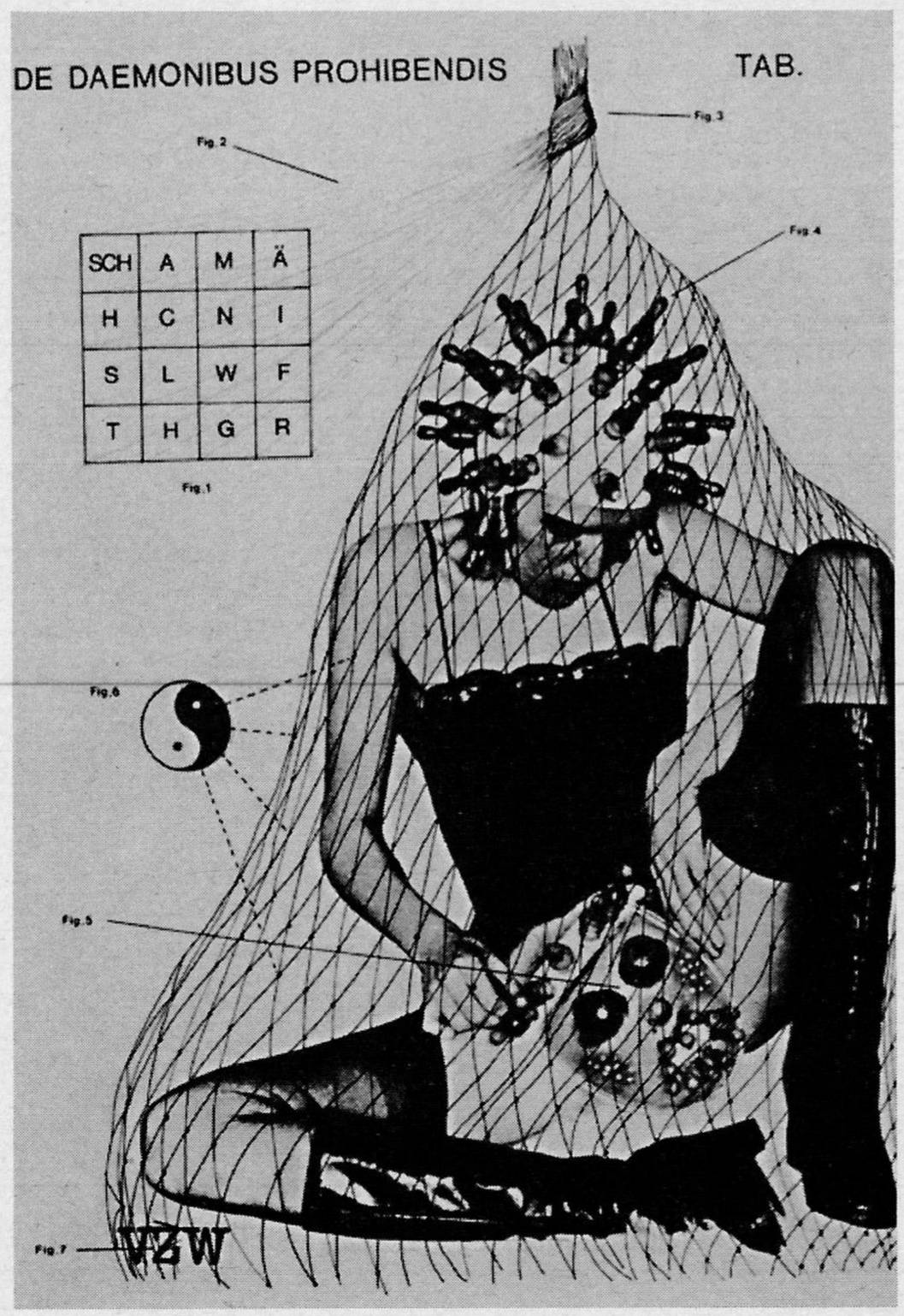
Der mythische Kampf gegen die Sterblichkeit des Menschen wird nach wie vor ausgetragen, wenn auch heute in Form eines „technischen Krieges", und wir sollten uns von seinen subtileren Methoden, die mit Verheißungen nicht geizen, nicht blenden lassen: mittels Gentechnologie ist das Schlachtfeld in den Uterus der Frau verlagert worden – eines der letzten Mythologeme des Fortschritts?
Aber auf dieser ewigen Suche nach dem „Geheimnis Frau" verbinden sich männliche Neugier und Phantasma auch zu einem endlos wiederholten Wandern von Frau zu Frau – ein Weg der Melancholie.

> Ist denn die körperliche Liebe nicht ewige Wiederholung des Gleichen? Nein. Es bleibt immer ein kleiner Prozentsatz an Unvorstellbarem. Sah er eine Frau in Kleidern, so konnte er sich zwar vorstellen, wie sie nackt aussehen würde (hier ergänzte die Erfahrung des Arztes die Erfahrung des Liebhabers), doch blieb zwischen dem Ungefähren der Vorstellung und der Präzision der Wirklichkeit ein kleiner Spielraum für das Unvorstellbare, und genau das war es, was ihm keine Ruhe ließ. Die Jagd nach dem Unvorstellbaren endet aber nicht etwa mit der Entdeckung der Nacktheit, sie geht weiter: Wie wird sie sich verhalten, wenn er sie auszieht? Was wird sie sagen, wenn er sie liebt? Wie werden ihre Seufzer klingen? Welche Grimasse wird sich im Moment der Lust auf ihrem Gesicht abzeichnen?
> Die Einzigartigkeit des menschlichen Ich liegt gerade in dem verborgen, was an ihm unvorstellbar ist. Vorstellen können wir uns nur, was an allen Menschen gleich, was allgemein ist. Das Individuelle des Ich ist das, was es vom Allgemeinen unterscheidet, was sich also nicht von vornherein abschätzen und berechnen läßt, was man am anderen erst enthüllen, entdecken und erobern muß. (...)
> So war es keinesfalls der Wunsch nach Wollust (die stellte sich später als eine Art Prämie ein), sondern der Wunsch, sich der Welt zu bemächtigen (mit dem Skalpell den daliegenden Körper der Welt zu öffnen), der ihn dazu bewegte, den Frauen nachzujagen.
> *Milan Kundera, Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins*

In dem bedauerlicherweise so platt und vordergründig geführten Diskurs über die Emanzipation der Frau mußte aber – allen vereinzelten Versuchen differenzierter Auseinandersetzung zum Trotz – bei den meisten Feministinnen Paglias Behauptung, Sexualität ist *auch* und *immer* Gewalt, einen ungeheuren Sturm an Empörung hervorrufen. Eines ist klar: Zu viele Frauen haben unter der Brutalität männlicher Sexualität zu lange gelitten und leiden auch heute noch darunter. Insofern ist die feministische Vorstellung, es müßte doch eine völlig gewaltfreie Sexualität geben und es käme nur darauf an, das Frauenbild der Männer entsprechend zu verändern und damit wäre auch ein veränderter Umgang der Männer mit den Frauen erreichbar, mehr als verständlich. Jedoch ... naturgemäß hat Paglias Feststellung, daß *über* Sexualität jeweils Macht ausgeübt wird – und zwar in (wie wir sehen werden) zweifacher Weise –, keinen Widerspruch gefunden. Hierin wird ihr vollauf recht gegeben, denn gerade diese Machtausübung ist es ja, unter der viele Frauen zu leiden haben ... Was hiebei aber gerne übersehen wird, ist der Umstand, daß diese Macht, zumindest wie Paglia sie versteht, keineswegs eine einseitig männliche ist, sondern vielmehr von beiden Geschlechtern ausgeübt wird. In diesem zentralen Punkt des Verhältnisses von Sexualität, Macht und Gewalt gilt es also, besonders genau zu trennen, was im folgenden versucht werden soll.

Ohne allen Zweifel: gesellschaftliche Machtstrukturen schlagen sich in der Beziehung der Geschlechter sehr wohl nieder. Ein krasses Beispiel hiefür ist das bekannte *Ius primae noctis* (also das mittelalterliche, frühneuzeitliche Recht des Gutsherren auf die Entjungferung der ihm hörigen jungen Frauen). Wiewohl auf diesem Recht keineswegs durchgängig bestanden wurde (z. B. gab es die Möglichkeit, das Mädchen freizukaufen), so war es doch Bestandteil des Rechtsgutes und somit Ausdruck eines gesellschaftlichen Verhältnisses. Nun, das *Ius primae noctis* liegt weit zurück; es gibt aber ein noch krasseres Beispiel, und zwar aus der unmittelbaren Gegenwart: die (zum Teil von oben befohlenen) Massenvergewaltigungen, die heute im ehemaligen Jugoslawien auf der Tagesordnung stehen, spiegeln genau jenes Prinzip, die allgemein herrschenden Machtverhältnisse auch im sexuellen Bereich unmißverständlich deutlich zu machen, wider. Die Ohnmacht der geschlagenen Feinde erfährt ihre definitive Bestätigung in der Demütigung der Männer, deren Frauen zum reinen Objekt der (diesfalls auf sexueller Ebene) fortgesetzten Gewalt gemacht werden.[11]

Was sich nun in diesen beiden Beispielen so direkt und brutal dokumentiert, hat in unserem heutigen Alltagsleben, also unter sogenannten normalen Verhältnissen, gleichfalls seine Gültigkeit, wenn auch in eingeschränktem Maße. Durch zwei Jahrtausende wurde im abendländischen Denken das biblische „die Frau sei dem Manne untertan" allzu wörtlich genommen, um nicht den Umgang der Geschlechter miteinander entscheidend bestimmt zu haben. Und so entspricht vielfach das je persönliche sexuelle Verhalten ziemlich genau der im Patriarchat etablierten Machtstrukturen, das dem Manne (nach wie vor) den Löwenanteil an öffentlicher Macht und Machtausübung vorbehält.[12] Insofern kann als gesichert gelten, daß bestimmte Formen der Unterdrückung, die im Sexualleben



Renate Bertlmann, Lehrtafel, 1982

vieler eine böse Bedeutung haben, nur allzusehr die Widerspiegelung unserer gesellschaftlich-öffentlichen, männerdominierten Realität[13] darstellen.

> Die Erotik ist ein von Gespenstern bevölkerter Bereich. Sie ist das Niemandsland, verflucht und verzaubert zugleich.
> *Camille Paglia, Die Masken der Sexualität*

Andererseits ist der Sexualität an sich eine spezifische Macht inhärent, die gegebenenfalls alle anderen sozialen und persönlichen Bezüge dominieren kann – und diese Art von Macht geht speziell von der Frau aus. Die Sexualität der Frau ist für den Mann letztlich rätselhaft und geheimnisvoll. Im männlichen Bild von der Frau vereinigen sich Vorstellungen von Geburt und Tod, geheimer Urkraft des Lebens und uferlosem Meer des Verschwindens in schier undurchdringlicher Weise. In diesem Spannungsverhältnis von Begehren, Faszination und Angst verstrickt, sieht der Mann sich der Frau gegenüber stets als gefährdet – zu sehr droht ihm Auflösung seiner Identität.

> Die mythologische Gleichsetzung von Frau und Natur entspricht den Tatsachen. (...) der Mythos, der den Narzißmus mit der Frau historisch in Verbindung bringt, ist eine wahre Erzählung. Männerbund und Patriarchat waren die Rückzugsbastionen, in welche die Männer hineingezwungen wurden von der gefürchteten Macht der Frau, ihrer Unergründlichkeit, ihres archetypischen Pakts mit der chthonischen Natur. Der Körper der Frau ist ein Labyrinth, in dem der Mann sich verirrt. Er ist ein von Mauern umgebener Garten, der mittelalterliche *Hortus conclusus*, in dem die Natur ihre dämonische Zauberei wirkt. Die Frau ist der ursprüngliche Verfertiger, der wirkliche Erste Beweger.[14] Sie verwandelt einen Schleim-auswurf in das sich ausbreitende Gespinst eines fühlenden Wesens, das an der schlangengleichen Nabelschnur hängt, mit der die Frau jeden Mann bindet.
> *Camille Paglia, Die Masken der Sexualität*

Renate Bertlmann, Die schwangere Braut, 11. Station

Der Frau – aufreizend in sich ruhend und ihrer schöpferischen Kraft bewußt –, die sich ihrer Macht stets vergewissert über das Begehren des Mannes, steht der Mann gegenüber, der für die Absicherung seiner Identität – über die männerbündische Bestätigung hinaus – auf die (jederzeit zurücknehmbare) Anerkennung durch die Frau angewiesen ist.

Die Ängste des Mannes gegenüber der Frau und die Notwendigkeit, sie zu überwinden, führen zu einer potentiell institutionalisierten Aggressivität in der Mann-Frau-Beziehung. Hinzu kommt, daß durch das seit dem 19. Jahrhundert traditionelle Bild der „sanften" Frau, bei der sich daher Aggression wesentlich raffinierterer Strategien bedienen muß, zusätzlich Bereitschaft zur Gewalt beim Mann provoziert wird.

Und so macht das von den Männern geprägte Bild von der an sich „sanften" und „friedfertigen" Frau kaum staunen, entspringt es doch zu offenbar dem männlichen Wunschdenken.[15] Und daß die Frauen – wider besseres Wissen – dieses Bild im großen und ganzen nicht lautstark dementieren, sondern eben subtile Strategien entwickelt haben, um mit der auch ihnen eignenden Aggressivität umgehen zu können, macht auch nicht staunen. Was hingegen sehr wohl staunen macht, ist der Umstand, daß heutige Feministinnen, die in ihrem Kampf gemeinhin „keinen Stein auf dem anderen belassen" haben, beim Thema genuiner weiblicher Aggressivität fortgesetzte Wahrnehmungsverweigerung betreiben. Das so energisch vorgebrachte Postulat des Sanften und Friedfertigen läßt ein wenig das Gegenteilvermuten.

Womit nun aber auch auf das der Sexualität *genuin innewohnende* Moment von „Gewalttätigkeit" verwiesen ist. Und dieses Moment an Gewalttätigkeit scheint mir nicht zu leugnen zu sein: Der vielfach geäußerte Wunsch nach Zärtlichkeit und liebevollerem Umgang miteinander während des Aktes ist verständlich, kann aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß jeder Akt auch Momente des Kampfes, Aspekte des Sieges und der Niederlage in sich trägt. Insofern kann das Bedürfnis nach kuschelweichem Sex ausschließlich individuell befriedigt werden und ist als für jede und jeden gültiger Anspruch schwerlich einzufordern.

> Es ist eine moderne Unterstellung, daß Sexualität und Fortpflanzung medizinisch, wissenschaftlich, intellektuell „in den Griff zu bekommen" seien, daß jedes Problem verschwinden werde, wenn wir nur lange genug mit dem Instrumentarium des Sozialen daran herumbasteln. (...) Der Individualismus, das von der Gesellschaft nicht mehr gezügelte Selbst, gerät in die herbere Knechtschaft der Naturverfallenheit. Von Rousseau führen alle Wege zu de Sade.
> *Camille Paglia, Die Masken der Sexualität*

Dessen Bild der Frau nun aber nicht mit deren vorgeblicher Gewaltfreiheit befrachtet ist, kann Paglia hier nur zustimmen. Jedoch ... die liberal-demokratische Ideologie hat das Ideal einer aggressionsfreien Gesellschaft „erfunden" und zahlt, insofern sie diesem neuen Mythos huldigt, mit dem Preis, daß sie der in der Tat in allen Bereichen vorhandenen Aggressivität zunehmend ohnmächtig gegenübersteht. Mir scheinen Feministinnen, die sich ihrer Vorreiterrolle so stolz rühmen, gut beraten, das Bild von der weiblichen Friedenstaube so schnell wie möglich „davonfliegen" zu lassen. Der Sexualität das Kondom des Friedvollen überzustülpen heißt sie abzuschaffen – ein später und geschenkter Sieg für ängstliche Männer?

Madonna & Co.
Prostitution als Gipfel geglückter Emanzipation

> Die gegenständliche Umwelt des Menschen nimmt immer rücksichtsloser den Ausdruck der Ware an. Gleichzeitig geht die Reklame daran, den Warencharakter der Dinge zu überblenden. Der trügerischen Verklärung der Warenwelt widersetzt sich ihre Entstellung ins Allegorische. Die Ware sucht sich selbst ins Gesicht zu sehen. Ihre Menschwerdung feiert sie in der Hure.
> *Walter Benjamin, Zentralpark*

Benjamins Beobachtung, daß unser ganzes (vom Kapital bestimmtes) Leben durchsetzt ist vom Warencharakter, worin die menschgewordene Ware Hure miteingeschlossen ist, hat – wiewohl ca. aus dem Jahre 1940 stammend – nach wie vor respektive mehr denn je ihre Gültigkeit. Und sofern nicht bürgerlicher Abscheu den Blick verstellt, wird Frauen, die ihr Leben als Prostituierte bestreiten, wohl gemeinhin Mitgefühl und Bedauern zuteil werden. Wie anders jedoch bei Paglia! Man hört und staunt: die Prostituierte als das *wahre* Weib – und nicht als *Ware* Weib.

In dem in Amerika im Jahre 1992 erschienen Sammelband von Aufsätzen, Interviews etc.: *Sex, Art, and Culture in America*[16] widmet Paglia dem Phänomen Madonna zwei kurze Aufsätze, in denen sich Begeisterung und Affirmation Bahn brechen in einem Maße, wie man es eher bei euphorisch gestimmten Jugendlichen erwarten würde, nicht jedoch bei einer erwachsenen Frau, die zudem dem Wissenschaftsbetrieb sich verpflichtet fühlt. Schier überwältigt von dem Bühnen- und Videoclip-Blendwerk Madonna, schlägt Paglias Geist Kapriolen, als stünde sie unter dem Zwang, in ihrem Schreiben mit Madonnas exzessiven Tänzen Schritt zu halten. Unversehens wird Madonna, unzweifelhaft ein enormes Showtalent, zum Inbegriff und Paradebeispiel befreiter (und qua Öffentlichkeit auch befreienden) Weiblichkeit, die das Reich der Sexualität für die Frauen zurückerobert. Und so wird in und durch Madonna die Frau wieder eingesetzt als die wahre Herrscherin, die changierend zwischen Dominatrix und Sklavin, triumphierend den Mann in ihren Bann zwingt.

Nun, so hätte man sich's wohl nicht gedacht. Daß Madonna nämlich bei ihrem „triumphalen" Unternehmen nichts anderes macht, als allen gängigen Klischees der Männerphantasien völlig zu Willen zu sein und sich scheinbar als allem und allen verfügbar auszuliefern, stört Paglia nicht. Im Gegenteil, für sie scheint Herrschaft über Sexualität in der Aufforderung zur uneingeschränkten Inbesitznahme zu liegen, sofern die Frau sich nur bewußt ist, welches Spiel sie da treibt und mit welchen Bildern sie ihre manipulative Anziehung inszeniert. Dies aber wäre die schlichte Reduktion der Frau auf das dem Mann gefällige „Weibchen", das traditionell die Männer an der Nase herumführt und sich solcherart ein einkömmliches Dasein er„liebt". Was ist daran neu, was ist daran revolutionär? Die Frau, die angeblich so grandios über die Sexualität und die Männer triumphiert, ist nichts anderes als eine Frau, die mittels ihrer exhibitionistischen Zurschaustellung alle Wünsche bedient. Insofern kann der „revolutionäre" Unterschied nur darin liegen, daß Madonna indirekt bezahlt wird – durch Kartenverkauf. Doch hierin liegt das Problem ja nicht. Wer wollte und sollte Madonna die Art ihres Gelderwerbs vorschreiben? Und wenn Frau Paglia durch solche Selbstinszenierungen zu wahren Hymnen hingerissen wird, so ist das durchaus ihr gutes Recht. Was allerdings sehr wohl Ärgernis erregt, ist die Tatsache, daß derlei als Inbegriff der Emanzipation gepriesen wird – mit dem unausgesprochenen Hintergedanken, daß keine Frau, die dergleichen nicht praktiziert, halt nicht beleidigt sein soll, wenn man ihr wahrhaftes Emanzipiert-Sein nicht zugestehen kann. Paglia, die es sich zur lieben Gewohnheit gemacht hat, alle ihre Kritikerinnen als verkrampfte Kleingeister zu brandmarken, deren Einwände so gar nicht ernstzunehmen seien, sitzt hier bei ihrem gnadenlosen Ritt über das weite Feld der Geschlechterbeziehung auf dem falschen Gaul.

Es bleibt die Frage, wie Paglia trotz der offenkundigen Differenziertheit ihres ästhetischen Instrumentariums – die man, bei allen Einwänden im Detail, etwa in den *Masken der Sexualität* durchaus konstatieren kann – zu einem meines Erachtens gravierenden ästhetischen Fehlurteil bei einem Phänomen wie Madonna kommen kann. Eine Klärung in dieser Frage könnte uns einiges über die Vorzüge und Mängel ihrer Darstellung und Methodik erkennen lassen. Ein Weg zu diesem Fehlurteil führt über ihren kategorisch affirmativen Bezug zur modernen (insbesondere der US-) *Kulturindustrie*, die sie im Kern als legitime Erbin der europäi-schen Kultur- und Kunsttradition versteht. Vielleicht spielt hier der Umstand herein, daß Paglia (als Einwanderin in der zweiten Generation) alles „Amerikanische" vom großstädtischen Lichterglanz umstrahlt, in der Aura authentischen, pulsierenden Lebens sieht. „Nothing succeeds like success" – diese Formel läßt für Paglia offenkundig die erfolgverwöhnte Madonna zu einer Ikone „gelungener" Weiblichkeit werden. Wer Erfolg hat, hat recht ...

Auf einer theoretischen Ebene wäre noch die Frage zu stellen, ob Paglia nicht bei Madonna einer Symptombildung „männlicher Weiblichkeit" als gelungener Form weiblicher Sexualemanzipation aufsitzt: mit dem Bild der „machtvollen Verführerin" und „grausamen Frau" betritt im Verlauf des 19. Jahrhunderts – als Gegenstück zur desexualisierten Frau – die „verruchte" Frau die Bühne (die im Zeitalter des aufkommenden Films dann als Vamp die Männer faszinieren und manipulieren wird). Als Carmen, Lulu oder Salome verkörpert sie geradezu die männlichen Vorstellungen von Weiblichkeit, die sich aus den verdrängten weiblichen Anteilen im Mann speisen.[17] Bezeichnenderweise aber ereilt diese Frauenfiguren alle ein böses Schicksal (Carmen – erstochen, Lulu – verdammt zur Hure, die ihr Ende durch einen Lustmörder findet, und Salome – künftigen Generationen Inbegriff der ihren sadistischen Impuls auslebenden Frau) – symbolische Abtötung des Weiblichen im Mann.

Überwältigt von einer Bilderflut sexueller Darstellungen, über Sex informiert wie nie zuvor in unserer Geschichte, analysiert und katalogisiert in Sex-Reports, aufgelistet in Statistiken, Sex als ständiges Thema in aller Munde – wie herrlich befreit also muß unsere Sexualität doch sein ... Vielleicht nicht ganz so frei, wenn in all dem Getöse dann auch der Verdacht laut wird, daß die Menschen einerseits zunehmend weniger Lust auf sexuelle Aktivitäten verspüren, andererseits aber das Ausmaß sexuellen Mißbrauchs immer erschreckender wird.

> Eine Sexualität hat man seit dem 18. Jahrhundert, seit dem 19. ein Geschlecht. – Vorher hatte man zweifellos ein Fleisch.
> *Michel Foucault in einem Interview*[18]

Jene schon apostrophierte Informationsflut in Sachen Sexualität hat ihren Ursprung bereits in der Gegenreformation. Mit dem Aufkommen des Beichtspiegels, der dem Gläubigen eine detaillierte Schilderung auch seiner sexuellen Verfehlungen abverlangte, wurde der Grundstein zur Verwissenschaftlichung der Sexualität gelegt. Die Repressionshypothese der Neuen Linken (besonders bei Herbert Marcuse), nämlich daß die bürgerliche Gesellschaft Sexualität in bisher historisch nicht gekannter Weise unterdrückt und tabuisiert habe, hat sich als Täuschung erwiesen. Macht ist (nach Foucault) dezentral und produktiv: sie wirkt in allen sozialen Beziehungen. Bevor Macht unterdrükken kann, produziert sie zuerst die Spielregeln, nach denen Unterdrükkung funktioniert. Mit der Produktion von Wissen erzeugt Macht Ordnungen, Codes von wahr und falsch, gut und böse, Normalität, Abweichung und Pathologie. Erst durch dieses Wissen wird das „normale Subjekt" konstituiert und dadurch das Handeln von Menschen beschreib- und kontrollierbar. Seit dem 18. Jahrhundert – also seit der Aufklärung – wird Sexualität in zunehmendem Maße Gegenstand moralischer, medizinischer, psychologischer und pädagogischer Diskurse, mittels derer das Wissen über Normalität und Abweichung festgeschrieben wird. (Staatliche und gesellschaftliche) Macht über menschliche Sexualität wird also nicht vorrangig durch Verdrängung und Tabuisierung ausgeübt, sondern im Verlauf eines gesellschaftlichen Diskurses. Das Wissen um Sexualität ist zugleich auch der (staatlich-gesellschaftliche) Schlüssel, der das Fortpflanzungsverhalten einer Normierung unterwirft. Und so wird mit ihm auch der Zugang zur „Bio-Macht" aufgesperrt: der Staat nimmt sich das Recht auf den direkten Zugriff auf Wachstum und Kontrolle der Bevölkerungsentwicklung.

Foucault, den Paglia übrigens aufs heftigste ablehnt (gleichzeitig mit dem Strukturalismus, womit sie sich aus wesentlichen philosophischen Diskursen der europäischen Gegenwart verabschiedet), entwirft das Bild einer Sexualität als eines übergreifenden *Systems des Wissens über Sexualität*. Der ars erotica (Liebeskunst) des Nahen und Fernen Orients korrespondiert im Abendland die scientia sexualis (Sexualwissenschaft).[19] Diese „Erfindung" von „Sexualität" hat im 18. Jahrhundert Einzug gehalten. Im Übergang des Absolutismus zur bürgerlichen Gesellschaft baute der Staat seine Macht über seine Untertanen aus. Alles Gegenläufige, Widerständige, auch Partikulare und Regionale mußte dem Zugriff des Staates eröffnet werden: Als zentraler Bereich im menschlichen Leben durfte auch Sexualität nicht im Individuellen verbleiben und damit einem öffentlichen Zugriff (Kirche, Staat) entzogen. Dieser Prozeß der gesellschaftlichen Aneignung individueller Sexualität konnte nur stattfinden im Rahmen einer öffentlichen Auseinandersetzung, durch die erst das Subjekt als solches konstituiert wird, das im *Sprechen* über Sexualität die „Wahrheit" über sich erfährt – allmählicher Übergang der Liebeskunst in Kunst-Liebe.

Und so haben mittlerweile der *Diskurs über Sexualität* und die *Allgegenwart der Pornographie* mit ihrer „totalitären" Sexualisierung der Industriegesellschaften jenen imaginären Ort besetzt, an dem einst das war, was als Sexualität bezeichnet werden sollte – ganz nach dem Motto: Lesen Sie Pornographie oder sind Sie noch aktiv?

Eine weitere Öffentlichkeit der Sexualität, eine größere Freizügigkeit als heute ist kaum vorstellbar. Doch drängt der Gedanke sich auf: Was individuell als Befreiung wahrgenommen wird, ist im Gegenteil totale Manipulation.

> Wir amüsieren uns zu Tode.
> *Neil Postman*

Welch überragende Rolle an dieser Öffentlichkeit die Medien tragen, bedarf wohl kaum der Erläuterung. Feststeht auch, daß die Muster des feministischen Diskurses (und das betrifft alle anderen öffentlichen Diskurse gleichermaßen) sich nur vor der Folie der Mediokratie verstehen lassen. Zuviel an Differenzierung muß ausgelassen werden, Verkürzungen sind das Gebot allenthalben, plakativ Griffiges beherrscht den Tenor. Am „besten" wäre es, alles könnte auf die Wirksamkeit einer Werbebotschaft geschrumpft werden.

Wer in dieser Kakophonie sich noch Gehör verschaffen will, ist auf schrille Töne angewiesen, und so verstehen sich gewisse Äußerungen Paglias als gezielte Provokation. Das soll ihr hier nicht zum Vorwurf gemacht werden. Sehr wohl hingegen muß ihr vorgeworfen werden, daß sie sich strikte weigert, ihr Denken auch nur annähernd um eine gesellschaftspolitische Dimension zu erweitern: allgewaltig und nicht im mindesten tangiert von Geschichtlichkeit, treibt die Urkraft Sexualität mit uns ihr tolles Spiel. Das wär's.

Im Zusammenhang mit dem übermächtigen Einfluß der Medien einerseits und Paglias Weigerung, in ihnen eine politische Macht zu erkennen, müssen auch ihre Bemerkungen zum Thema *date-rape* relativiert werden. Sosehr Paglia darin zuzustimmen ist, daß erwachsene Frauen (als die Studentinnen, von deren einschlägigen Erfahrungen diese Diskussion ja ihren Ausgang genommen hat, sich doch wohl verstehen) ihr Auftreten und ihre Ausstaffierung in einer Art Risikoabschätzung sich überlegen müssen und dementsprechend Entscheidungen zu treffen haben, wenn sie sich in den Dschungel der männ-lichen (Vorstellungs-) Welt begeben, so ist zugleich Paglia vorzuwerfen, daß sie dabei geflissentlich übersieht, wie sehr durch die mediale Sexualisierung unserer Gesellschaft eine (nicht nur für Studentinnen!) unheile Welt fortgeschrieben wird. Die Antwort vieler Feministinnen auf diese Problematik allerdings ist nicht frei von Komik – oder soll man gerührt sein? Ein für Männer obligatorischer Fragenkatalog verwandelt den Campus in ein Plätzchen sexueller Idyllik – sehr erfreulich. Anders verhält es sich aber mit Gewalt im Zusammenhang mit Geld, Sex oder Selbstbestätigung in den sozialen Wüsten amerikanischer Großstädte. In der – von den Medien stets weiter aufgeheizten – Brutalisierung und Sexualisierung einer „befreiten" Gesellschaft nimmt der Vergewaltiger sich sein „Recht".

> Es ist bekannt, daß ich auf ganzer Linie für Pornographie bin, für Kinderpornographie genauso wie für Gewaltpornos. Ich bin für Prostitution, nicht bloß für Prostituierte und gegen Prostitution. Ich bin für Abtreibung, für Homosexualität, für Männer, die in Frauenkleidern herumlaufen, für die Legalisierung von Drogen.
> *Camille Paglia, Der Krieg der Geschlechter*

Mit diesem neuheidnischen Glaubensbekenntnis vermeint Paglia, sich ihren Ruf nach Fortschrittlichkeit zu garantieren – und macht doch nichts anderes, als kritik- ja gewissenlos einer Welt den Hintern zu küssen, die es doch vielmehr verdiente, in ihn getreten zu werden.

> Die Anhänger Rousseaus, die das Individuum durch die rosarote Brille betrachten, sind angesichts weltweiter Ausbrüche von Gewalt und Anarchie außer sich oder deprimiert. Ich hingegen, die ich als Schülerin de Sades der Überzeugung bin, daß die Geschichte in der Natur spielt und Teil der Natur ist, tendiere zu viel mehr Heiterkeit und Optimismus als meine linken Freunde.
> *Camille Paglia, aus dem gestrichenen Vorwort*

Mit dieser Reduktion auf die Mächtigkeit kulturtradierter Bilder unter gleichzeitigem Ausblenden jeglicher gesellschaftspolitischen Relevanz muß Paglia zwangsläufig noch etwas sehr Entscheidendes verborgen bleiben: die vielleicht nicht so marginale Tatsache, daß die Sexualität ihrerseits längst schon instrumentalisiert worden ist im Dienste der Strategien einer weitgehend verselbständigten und zugleich allgegenwärtigen Werbe- und Kulturindustrie. Das westliche Individuum, versunken in Nabelbeschau und verstrickt in eigene wie fremde zeit- und nervenaufreibende Sex-Affären, hat alles Politische vom „Bildschirm" seines Bewußtseins ausgeblendet. Das Zusammenfallen von Öffentlichkeit und Privatheit entzieht auf die Dauer beidem den Boden. „Die Tyrannei der Intimität"[20] ersetzt einer verfallenden Öffentlichkeit am Bildschirm mit Geschichten von Sex and Crime den politischen Diskurs um Geld und Macht – recht praktisch in einer Zeit, in der die Reichen immer reicher und die Armen immer ärmer werden. ■

Judith KIEFERSTÄDTL ist freie Journalistin.

Anmerkungen

1 Die Masken der Sexualität (amerikan. Originalausgabe: Sexual Personae, Art and Decadence from Nefertiti to Emily Dickinson, London – New Haven 1990), Berlin 1992.

2 In: Sex, Kunst und Medienkultur. Der Krieg der Geschlechter, Berlin 1993.

3 Dieses Phänomen liegt auch Georg Lukács' kritischer Auseinandersetzung mit dem Irrationalismus in: Die Zerstörung der Vernunft zugrunde. Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, daß auch die von Paglia so bekämpften französischen Strukturalisten und Poststrukturalisten (von Foucault über Deleuze bis zu Derrida) in ihrer Kritik der Subjekt-Theorie auf Nietzsche basieren.

4 Apollo (Kultur) und Dionysos (Natur) sind in Nietzsches Ästhetik These und Antithese einer nicht dialektischen Synthese, die im Kunstwerk der attischen Tragödie ihre punktuelle ästhetische Lösung finden. Durch einen „metaphysischen Wunderakt" des hellenischen Willens vereinbart die Tragödie Dionysisches und Apollinisches.

5 Schopenhauer interpretiert ja das Leben als Leiden, von dem nur die Kunst punktuell Erlösung gewährt.

6 Das Chthonische ist das Erdverbundene und somit dem Tod Verfallene – nicht nur bei Paglia das als weiblich geltende, naturhafte, fruchtbarkeitspendende und todbringende Prinzip.

7 In den Phasen seines Wahnsinns identifizierte Nietzsche sich mit Dionysos.

8 Wobei Paglia allerdings nirgendwo eine matriarchale Gesellschaft lokalisiert – und damit hat sie recht!

9 Diesem „Fluch" jedoch mit den heutigen Techniken und Technologien (Befruchtung in der Eprouvette) zu begegnen, wodurch die Frau in letzter Konsequenz der Last des Gebärens endgültig enthoben wäre, erscheint sehr zu recht anderen Feministinnen als äußerst zweifelhaftes Unterfangen: Es ist eine weitere (die letzte?) Stufe des männlich-magischen Kampfes gegen Natur und Frau mit den Mitteln der Technik.

10 In: Christina von Braun, Die schamlose Schönheit des Vergangenen. Zum Verhältnis von Geschlecht und Geschichte, Frankfurt a. M. 1989.

11 Und dies könnte sehr wohl eine Bestätigung auch dafür sein – wie ja von vielen Feministinnen behauptet wird –, daß Vergewaltigung bloß Ausdruck von Unterdrückung und dem Wunsch nach Reduktion der Frau auf das „Weibchen" sei und also mit Sexualität im eigentlichen Sinne nichts zu tun habe.

12 Statistiken über Gewalt in der Familie belegen eindrucksvoll, daß beispielsweise das Prügeln von Ehefrauen beliebter „Sport" nicht nur bei Angehörigen der Unterschicht ist, sondern durchaus auch in sogenannten „guten" Familien gepflogen wird. Auch scheint sich die Nötigung zum Geschlechtsverkehr quer durch alle Klassen und Schichten einer gewissen Beliebtheit zu erfreuen. Wen wundert's? Allzusehr haben die Männer ihre (vermeintlichen) Rechte über die Frau verinnerlicht, um sich heute kampf- und krampflos auf den Umgang mit einer selbstbestimmten und selbstbewußten Frau einstellen zu können.
Wenn heute also in das ABGB der Begriff der Vergewaltigung in der Ehe eingegangen ist, so mag das der etwas schwierigen Exekutierbarkeit wegen etwas kurios scheinen, ist aber eindeutig Ausdruck einer neuen Bewertung des Selbstbestimmungsrechts der Frau, der solcherart der Wechsel vom bloßen Objekt der Begierde zu deren Subjekt konstatiert wird.
Eine Bemerkung am Rande: Das heterosexuell bestimmte Rollenklischee von Macht- und Abhängigkeitsverhältnissen setzt sich auch in homosexuellen Beziehungen weitgehend durch.

13 Diese Realität allerdings wird, was nicht zu unterschätzen ist, entscheidend von Bildern und Vorstellungen bestimmt – ein Umstand, der vielleicht erklären könnte, warum der Abschied von „liebgewordenen Gewohnheiten" so schwerfällt. Die Welt der Vorstellungen und Bilder erweist sich allgemein als widerständig.

14 Eine Bestimmung Gottes in der aristotelisch-scholastischen Tradition (Anm. d. Verf.).

15 Das Bild der sanften Frau korrespondiert dem zweifelhaften männlichen Bedürfnis nach „Abschaffung" der für ihn zunehmend als bedrohlich empfundenen Sexualität der Frau (19. Jahrhundert). So kommt es zur traditionellen Dreiteilung des Weiblichen in Mutter – Ehefrau – Hure, wobei durch die eindeutige Abgrenzung dieser Weiblichkeitskategorien Sicherheit und soziale Kompetenz im Umgang mit der Frau gewährleistet werden sollen.

16 Sex, Kunst und Medienkultur. Der Krieg der Geschlechter, Berlin 1993.

17 Die Krise der männlichen Identität um die Jahrhundertwende beschreibt Jacques Le Rider in: Das Ende der Illusion. Die Wiener Moderne und die Krisen der Identität, Wien 1990.

18 Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit, Interviews mit Michel Foucault, Berlin 1978.

19 Ihr Ziel ist nicht die Lehre der Lüste, sondern die enge Verknüpfung von Wahrheit und Sexualität. Sexualität wird zum Sprechen gebracht (auf Kosten des Fühlens): Diderots Les Bijoux indiscrets („Die sprechenden Kleinode", ein pornographischer Roman mit sprechenden Vaginen) sind hier eine pornographische Travestie dieses Unternehmens der Aufklärung.

20 Richard Sennett, Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität, Frankfurt a. M. 1986.

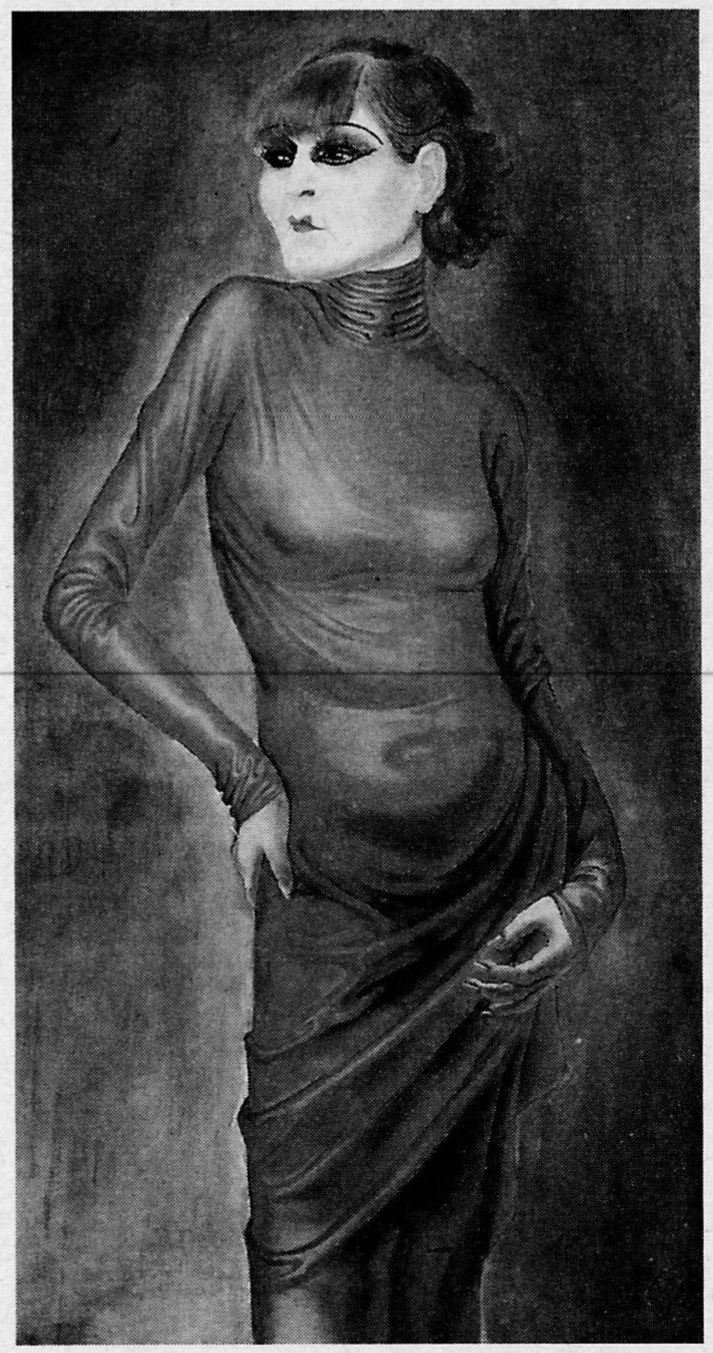
Scarlett O'Hara

Ein Versuch (Erster Teil)

Friedhelm KRÖLL

Die beiden erfolgreichsten US-amerikanischen Romane, Welterfolge, stammen aus der Feder von Frauen. Nicht zufällig, hat doch das kulturelle Milieu des innerhalb seiner Markierungsgrenzen egalitären neuenglischen Puritanismus früh schon dafür gesorgt, daß auch die Mädchen lese- und schreibkundig wurden. Welch ein Unterschied zu den katholischen Traditionsgebieten Alteuropas.

1852, knapp ein Jahrzehnt vor Ausbruch des amerikanischen Bürgerkriegs (1861 – 1865), in den traumatischen Wirkungen für die US-amerikanische Gesellschaft nur vergleichbar mit dem Vietnam-Krieg, erscheint Harriet Beecher-Stowes „Uncle Tom's Cabin, or Life Among the Lowly", Fanfare der Bewegung der Abolitionisten (Abschaffung der Sklaverei), literarischer Vorbote des Bürgerkriegs. Was immer ansonsten gegen den Roman „Onkel Tom's Hütte" künstlerisch und ideologiekritisch eingewendet werden mag, die Autorin, aufgewachsen in einem durch den Unitarismus gemilderten, das heißt sozial-ethisch getönten puritanischen Milieu, repräsentiert den für die amerikanische Kulturgeschichte charakteristischen Typ sich in die Welt hineinschreibender Frauen. Ihnen gebührt das Verdienst, Egalitarismus und Chancengleichheit bei individuellem „pursuit of happiness", wie sie in den Verfassungsdeklarationen der jungen USA niedergelegt worden sind, mit einigem civil courage (wofür es bekanntlich im deutschsprachigen Raum kein zureichendes Pendant gibt) entschieden beim Wort genommen und öffentlich eingeklagt zu haben. Wer sich mit der älteren US-amerikanischen Literatur von Frauen, die in einigen ihrer Partien später zur Frauenliteratur sich besondert hat, befaßt, bewegt sich auf verlassenem, nichtsdestoweniger aufschlußreichem Terrain. Aufschlußreich insofern, als diese Literatur nicht das Paradigma der „Geschlechterdifferenz", sondern das des – religionssoziologisch gesprochen – „innerweltlichen Egalitarismus" zum Bezugsrahmen hat. Hierfür mag Margaret Fullers „Woman in the Nineteenth Century" (1845), eine Art zeitnaher Neubearbeitung des berühmten Buches „Rights of Women" der legendären, von Rousseaus Egalitarismus höchst angetanen, ersten englischen Frauenrechtlerin modernen Zuschnitts, Mary Wollstonecraft-Godwin (1759 bis 1797), kursorisch benannt sein. Das Leitbild des Egalitarismus, es zieht sich wie ein roter Faden durch die US-amerikanische Literatur von Frauen, um erst spät, recht eigentlich erst in den achtziger Jahren, in der Reagan-Ära, von spezifischen Ausprägungen der Frauenliteratur, genauer: von psychologisch-akademischer Literatur in Gestalt des „geschlechterdifferenten Ansatzes", das heißt vom „Geist des Weiblichen", von der Idee eines konstitutionellen und von daher konstitutiven „Andersseins von Frauen" dementiert zu werden. Wäre Alexandra Ripleys kulturindustriell präformierter, nunmehr hollywoodreifer Welterfolg „Scarlett" (1991) womöglich der belletristisch-massenkulturelle Ausdruck des Dementis der egalitaristischen Tradition? Hätte vielleicht Reagans Widerruf selbst der Reste der Rooseveltschen Philosophie, der an der Vorstellung des „sozialen Egalitarismus" orientierte New Deal der dreißiger Jahre, seinen eigenartigen Widerhall in der Ripleyschen Korrektur des „geschlechteregalitaristischen Ansatzes", wie er in Margaret Mitchells „Gone with the Wind" aus der Mitte der Dreißiger Jahre, alsbald ein internationaler Bestseller, aufscheint?



Otto Dix, Bildnis der Tänzerin Anita Berber, 1925

Jedenfalls, Harriet Beecher-Stowes Roman „Onkel Tom's Hütte" atmet, in religiöser Umkleidung, den Geist des klassischen, privilegienfeindlich naturrechtlichen Egalitarismus. Er ist moralisch gemünzt gegen das „rassendifferente Paradigma" des Sklavenhalter-Welt- und Menschenbildes auf den Südstaaten-Plantagen. Beecher-Stowes Anklage gegen die „rassistische Differenzphilosophie" bzw. ihr ethisch durchfärbtes Plädoyer für einen hautfarbenindifferenten Egalitarismus enthält ein bemerkenswertes Porträt der Frau eines Plantagenbesitzers. Diese Frau schindet ihr schwarzes Sklavenpersonal nicht nur wider alle ökonomische Vernunft, nein sie tut dies, obwohl sie eine Frau ist. Anders, sie verstößt nicht nur gegen das Gebot einer rationalistischen Wirtschaftsethik, sondern zudem, und das erscheint recht eigentlich als das Verwerfliche ihres Charakters, gegen das Gebot der charity (Nächstenliebe). Diese nun gilt innerhalb des Ostküsten-Unitarismus (sozialethisch gemilderter Puritanismus) als konstitutiver Bestandteil genuin „weiblicher Ethik". Das vornehmlich weibliche Lesepublikum nicht weniger als die männliche moralisierende Literaturkritik, namentlich dann in Europa, hat das Verhalten dieser Gutsbesitzersfrau denn stets als Verkörperung „hysterisch bornierter Selbstsucht" mißbilligt. Will sagen:

insofern sie eine Frau ist, kann sie auf Nachsicht rechnen, für ihre ökonomische Irrationalität. Insofern sie eine Frau aus der Klasse der Plantagenbesitzer ist, kann sie vom Standpunkt des protestantisch-bürgerlichen Menschen- und Weltbildes auf diese Nachsicht nicht rechnen, zumal dann nicht, wenn aus der hysterischen Steigerung der Selbstsucht gar ökonomischer Schaden erwächst.

Frevel am Ethos des Weiblichen – hysterische Herzlosigkeit

Als besonders verabscheuungswürdig aber erscheint das Verhalten dieser Frau erst im Lichte des von Beecher-Stowe zum Bewertungsmaßstab gesetzten „weiblichen Ethos". Die Frau des Plantagenbesitzers zieht Empörung auf sich, weil sie sich „als Frau" gegen die „Sprache des Herzens", gegen die Seiten des Weiblichen verhärtet hat, weil sie die tradierte Kulturnorm des „genuin Weiblichen" zutiefst verletzt. Daß es ausgerechnet eine Frau ist, die sich gegenüber den Schwarzen über alle rationalen Maße hinaus hysterisch herzlos verhält, zeugt vom insgeheimen Frauenbild der Autorin: die Frau als vernunftschwächeres, labileres Wesen. So enthüllt sich unversehens die Wahrheit des Porträts der Frau des Plantagenbesitzers: die bürgerliche Ideologie der Weiblichkeit. Sie verfällt in eine „hysterisch bornierte Selbstsucht", weil sie als Frau dafür besonders anfällig erscheint. Kurz, das im Vergleich zu den männlichen Schindern der Schwarzen überdimensionierte Maß des Verwerflichen ihres Verhaltens resultiert daher, daß sie schindet, obwohl sie eine Frau ist. Die Empörung der Autorin, manifest im Porträt eines Scheusals, sowohl wie die Entrüstung des Lesepublikums über das Verhalten dieser Frau, gewinnen ihre Energie daraus, daß hier demonstriert wird, wie eine Frau die quasi-konstitutionelle „Stimme des Herzens" verstummen läßt, wie sie am (unitaristisch) bürgerlich schematisierten „Ethos des Weiblichen" frevelt. Vor dem Horizont dieses Ethos wird, Jahrzehnte später, Margaret Mitchell ihre Heldin, Scarlett O'Hara, plazieren.

Es fällt auf, daß immer dann, wenn Harriet Beecher-Stowe in ihrem Roman „Onkel Tom's Hütte" die Argumentationsebene des radikalen naturrechtlichen Egalitarismus, von woher das Plädoyer für die Menschenrechte (freilich noch nicht die Zuerkennung der vollen Bürgerrechte an die Schwarzen) seine Überzeugungskraft bezieht, verläßt, und, in der Absicht, beim Lesepublikum entsprechende Empfindungen auszulösen, sich an die Zeichnung von Persönlichkeitsprofilen begibt, sie überhaupt in den Duktus der moralischen Verurteilung durch Überzeichnung verfällt. Darin äußert sich zunächst einmal ein Kunstgriff, um moralische Entrüstung hervorzurufen, ihrer Botschaft Mobilisierungskraft zu verleihen. Dahinter aber steckt mehr und noch anderes. Es ist der Egoismus als Sucht, als nicht durch Ethik gezügelte Lebensführung, der von der Autorin an der Frau des Plantagenbesitzers exemplarisch der moralischen Verurteilung unterzogen wird. Nicht aber wird der Egoismus als Prinzip der Selbstbehauptung im gesellschaftlichen Leben kritisiert. Die Übertreibung, nicht die Sache selbst wird mißbilligt, diese bleibt außen vor. Wie könnte es auch anders sein. Ahnt oder weiß doch, genauer: ist es doch der neuenglischen Puritanerin selbstverständlich, daß der Egoismus der legitime Bruder des Egalitarismus ist, insofern als Gleichheit im Modell bürgerlich-kapitalistischer Vergesellschaftung privilegienfreie Gleichheit der Chancen meint. Chancen, die je individuell frei und ohne falsche Skrupel zu nutzen sind – bei Strafe des Scheiterns und Versagens. Namentlich für die Konstitution der USA aus dem Geist antifeudaler Privilegienkritik ist die Auslegung des Egalitarismus als Gleichheit der Chancen, der Möglichkeiten und eben nicht der sozialen Wirklichkeiten der Individuen, treibendes ideologisches Elixier von Anbeginn gewesen. Deshalb genau ist es das Hysterische, das Übertriebene am Egoismus, ist es vor allem die auf rassistisch ummantelte Privilegien gestützte Selbstsucht, die bei Beecher-Stowe unter moralische Anklage gestellt wird. Für die Schwarzen soll, dies die Botschaft von „Onkel Tom's Hütte", gleichsam eine naturrechtlich verbürgte Gleichheit der Chancen erwirkt werden, für die die Freiheit im Sinne von individueller Freizügigkeit Voraussetzung ist. (Daß hinter Beecher-Stowes ethischer Botschaft das Interesse des US-amerikanischen Nordens an der „freien Lohnarbeit" sich geltend macht, liegt auf der Hand.)

Der Roman hat im bürgerlichen Milieu der Ostküste ebenso wie im antifeudal gestimmten bürgerlichen Europa sogleich millionenfach die Herzen gerührt, weil er an den Gerechtigkeitssinn, soweit dessen Maß die privilegienfreie Gleichheit der Lebenschancen bildet, appelliert hat. Er hat die Gemüter deshalb bewegt, weil er, und das ist sein Rührendes (was ihn für Generationen als Kinderbuch prädisponiert hat) sowohl wie sein Ideologisches, die Wahrheit wie Grenze seiner Botschaft, das Schicksal der Schwarzen in den Südstaaten als Ausdruck moralischer Verworfenheit, das heißt als ethisch zu zensierende, weil auf ungerechtfertigte feudale Privilegien der weißen Herrenklasse der Plantagenbesitzer gegründete Form des Egoismus denkt und eben nicht als Kritik des Egoismus selbst. Der Roman geißelt die feudale, gleichsam vormodern-inhumane Selbstsucht im Namen des durch den modernen, naturrechtlichen Egalitarismus unterkellerten Egoismus, ohne daß dieser, die Lebens- und Individualisierungsform des Yankeetums des Nordens, beim Namen genannt wird. Der Roman konnte seit jeher die Herzen der bürgerlichen Leserschaft ungebremst aufwühlen, weil er die Herzlosigkeit des Egoismus beklagt, ohne den Egoismus im System der Gleichheit der Chancen, zumal den des Erwerbs, im Herzen zu treffen; weil er, nicht zuletzt durch die exemplarische Verschiebung des Egoismus-Problems in die Sphäre der „weiblichen Ethik" („hysterisch bornierte Selbstsucht"), die tiefe Ambivalenz des im Yankeetum geradezu klassisch inkorporierten Prinzips der bürgerlich-kapitalistischen Vergesellschaftung, die Dialektik von „Egoismus und Freiheitsbewegung" (Max Horkheimer), die „Zweideutigkeit allen Fortschritts" (Theodor W. Adorno) in naiver Selbstgewißheit, mithin in puritanischer Selbstgerechtigkeit ausblendet.

An diesem Punkt, der wirklichen Bruch- und Schwachstelle des bürgerlichen Egalitarismus, worauf der moderne Egoismus erst erblühen konnte, von Marx später in der „Kritik des Gothaer Programms" im Lichte der Gleichheitsproblematik im Sozialismus treffsicher thematisiert, hat bekanntlich alle konservative (romantische bis reaktionäre) Kritik an der bürgerlich-kapitalistischen Form der Vergesellschaftung, beginnend mit Edmund Burkes Polemik gegen die französische Revolution von 1789, angesetzt. So auch die intellektuelle

und künstlerische Reaktion aus den Südstaaten von Anbeginn, stets und vehement, bis hin eben zu Margaret Mitchell, die in ihrem Epos „Vom Winde verweht“ dem Yankeetum, dem unverschleierten Konzentrat bürgerlich-kapitalistischer Vergesellschaftung, den Spiegel hinhält, und dies delikaterweise in der Perspektive der Lebensführung einer Frau, Tochter eines irischen self-made-man, der in die Klasse der Baumwoll-Herren aufgestiegen ist.

Das Yankeetum, so das durchläufige Grundmuster der intellektuellen und nachgerade künstlerischen Kritik aus dem Südstaaten-Milieu, das egalitär und also im Gewande der Humanität daherkomme, entlasse die Schwarzen aus der Behütetheit des ihnen konstitutionell zukommenden Sklavendaseins, um sie in den Dschungel des in Wahrheit herzlosen Kapitalismus, in das Dickicht der Städte des Nordens, in die Jagdgründe der geldgierigen Yankees zu treiben. Anders, die Schwarzen würden aus der patriarchalen Wärme der Plantagenherren vertrieben, um sie schutzlos der Kälte, der egalitär-egoistischen Konkurrenzgesellschaft auszuliefern, wofür die Schwarzen qua Konstitution nicht einmal ausgerüstet seien. Dies sei die Wahrheit der Freiheitsphrase der Yankees. Dort, im Yankeetum, sei die Brutstätte der Herzlosigkeit zu suchen. Wenn schon, dann sei das Yankeetum inhuman. Es sei mit der doppelten Moral der Freiheitsstatue, die schon Kafka in den ersten Zeilen seines Amerika-Romans eher als Alpdruck denn als Symbol des Freiheitstraumes gedeutet hat, im Rücken, in falscher Selbstgerechtigkeit in den Bürgerkrieg gezogen, um auch im Süden sein System der organisierten, kalten Selbstsucht einzurichten, seinem Prinzip der egoistischen Selbstbehauptung auf formell egalitärer Grundlage zum Siege zu verhelfen. Halbierter, bürgerlicher Fortschritt eben, der vom Preis des Rückschritts keine Notiz nähme, das berühmte Körnchen Wahrheit in der reaktionären Kritik.

Die Signalwörter Selbstsucht und Selbstbehauptung, der neuzeitliche Schlüsselbegriff Egoismus, Tabuwort aller neueren und neuesten Diskurse über Individualisierung und Biographiebastelei bis in die politische Linke hinein, führen geradewegs zu jenem anderen der beiden erfolgreichsten US-amerikanischen Romane, zu „Gone with the Wind“. Während bei

Otto Dix, Die Irrsinnige, 1925

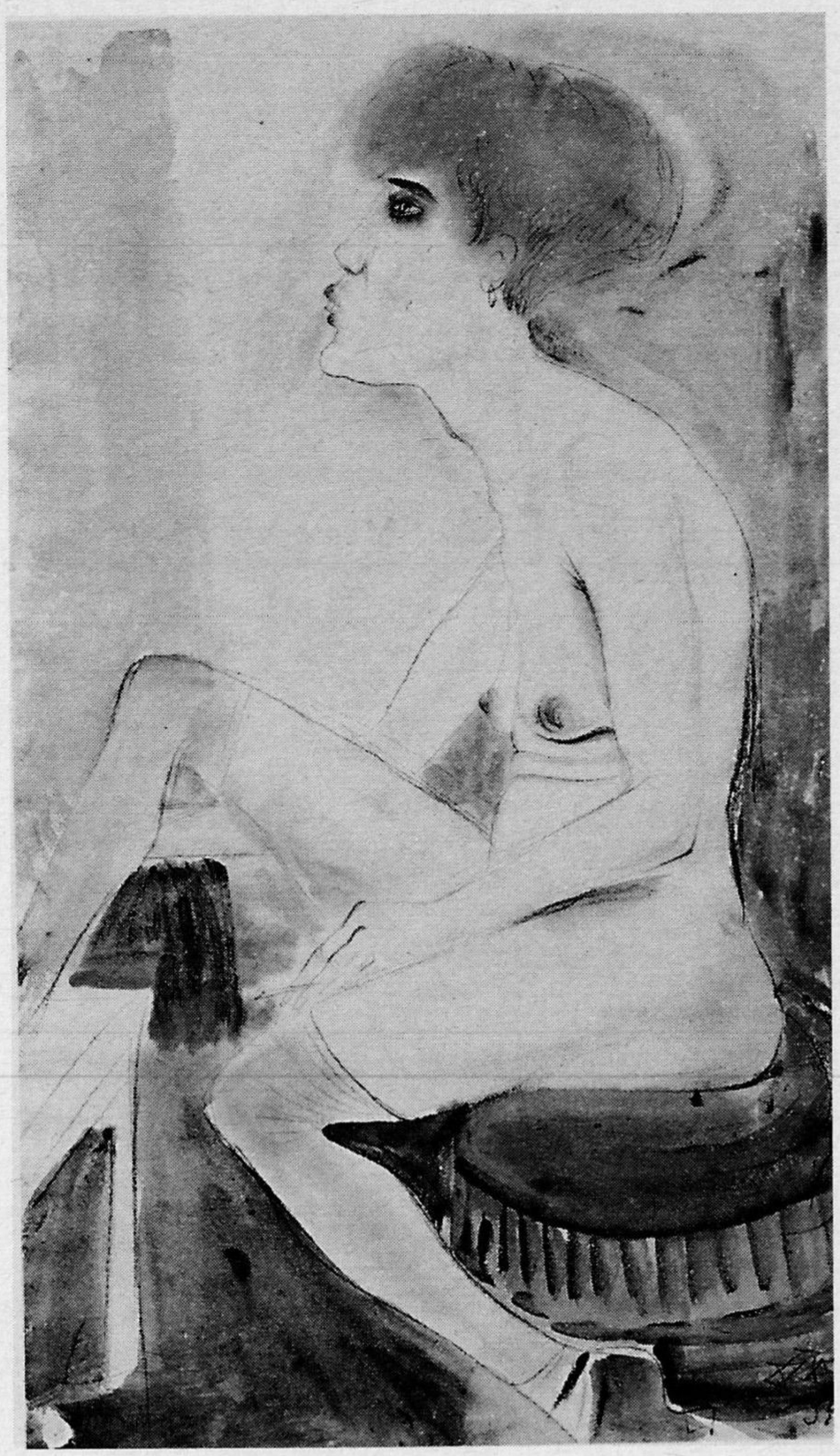
Beecher-Stowe Frauen Nebenfiguren bleiben, rückt der rund achtzig Jahre nach „Onkel Tom's Hütte“ geschriebene Roman, der zur historischen Szenerie hat, wofür Beecher-Stowe nach bestem Wissen und Gewissen mithalf Stimmung zu machen, gemeint ist der amerikanische Bürgerkrieg (1861 – 1865), Frauen ins Zentrum des Geschehens. „Vom Winde verweht“ hat mindestens eine Frau zur Heldin, eben die legendäre Scarlett O'Hara, auf deren filmische Transposition im Rahmen dieses Versuchs hier nicht eingegangen wird. Daß Margaret Mitchell eine Frau zur Zentralfigur einer Darstellung des „männlichsten aller Gewerbe“, des Krieges, setzt, ist außergewöhnlich genug. Daß sie aber ihre Heldin zu allem anderen denn zu einer Passionsfigur schnitzt, „die Frau als Opfer, als das leidende und duldende Wesen“, sondern sie an ihrer Scarlettfigur den Entwicklungsweg einer selbstbewußten „Täterin“ demonstriert, verleiht ihrem Unternehmen den eigenartigen Reiz, schiebt die dokumentarische Fabel in die Nähe des Brechtschen Stückes „Die Gewehre der Frau Carrar“, worin ein anderer Bürgerkrieg, der spanische, unter anderen, politischen Vorzeichen, thematisch ist.

Konträr zu Beecher-Stowe ist ihre literarische Nachfahrin aus dem Süden durchweg bemüht, stures Moralisieren und larmoyante Sentimentalität zu unterlassen. (Daß die Verfilmung dies konterkariert hat, steht auf einem anderen, dem Hollywood-Blatt.) Mitchells Gestus namentlich in der Schilderung ihrer Heldin ist so unbekümmert wie das Yankeetum, soweit dieses nicht das ethisch vorgewärmte Reservat dessen betritt, was auch hier „weiblicher Charakter“ dünkt.

Paulinische Verwandlung – Frau als Yankee

Hieran gemessen hat Margaret Mitchell mit ihrer Scarlett eine anethische Figur geboren. Abstrahiert man von dem spezifischen Äther der heraufbeschworenen Nostalgie, der das Epos „Vom Winde verweht“ durchzieht, – die Autorin gehört ohne Zweifel in die lange Tradition der Südstaaten-Epik, die über viele Jahrzehnte hinweg die Kränkung durch Bürgerkriegsniederlage und ökonomisch-sozialen Niedergang des Alten Süden nicht verwunden hat – treten eine Schriftstellerin und ihre Heldin ins Licht, die die Lektionen des Yankeetums, bei der letzteren erzwungen durch die Katastrophe des Bürgerkriegs, gelernt haben. Wenn einstmals Beecher-Stowe im Namen des aufgeklärten Yankee-Nordens am exemplarischen Fall einer Südstaaten-Herrin die „hysterisch bornierte Selbstsucht“ des Sklavenhalter-Milieus mit erheblichem moralischen Aufwand attackiert hatte, so treibt es Margaret Mitchell dahin, am verwandten exemplarischen Fall einer Southern Belle, (einer verwöhnten Schönen des Südens, Tochter eines nach seiner Einwanderung schnell zu Reichtum gelangten Plantagenbesitzers), die Ethik des Nordens, die Moral der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft auf das zurückzustutzen, was sie im Kern zusammenhält: Selbstsucht sans phrase, Selbstbehauptung bar jeder Hysterie. Dies gelingt ihr, indem ihre Heldin Scarlett das (maskuline) Ethos des Yankeetums ohne Zögern sich anverwandelt und in der Lebenspraxis erfolgreich durchexerziert. Hatte sie, gleichsam der gesellschaftlichen Natur- und Lebensform einer Southern Belle inhärent, gestern kein sonderliches Empfinden für das Lebensschicksal der Schwarzen, so heute, nach ihrer paulinischen Verwandlung

in einen Yankee, der zufällig eine Frau ist, keines für die Männer. Sie sind ihr kaum mehr als Odysseus die Frauen: Objekte und Kalkulationsposten ihrer Unternehmungen und Operationen. Just dies läßt ihren neuen Habitus zum Skandal werden, innerhalb der männlichen nicht weniger als der weiblichen Mitwelt. Scarlett O'Hara verabschiedet zunächst das gesellschaftliche Drehbuch des Südens mitsamt den darin für die Frau vorgesehenen kulturellen Skript feudal-patriarchalen Zuschnitts („erotischer Leichtsinn"), und stellt sich auf das Yankeetum um. Bei der Umstellung auf das neue gesellschaftliche Drehbuch des Nordens jedoch entlegitimiert sie von vornherein das darin vorgeschriebene kulturelle Skript bürgerlich-patriarchalen Zuschnitts („moralische Herzensbildung"). Indem sie solcherart auf das anethische Daseinsprinzip kalkulatorisch-instrumenteller Selbstbehauptung sich einstellt, nachdem der Süden auf das Vergesellschaftungsideal des Yankeetums umgestellt worden ist, das heißt, indem sie sich gleichsam und wie selbstverständlich „wie ein Mann" ins neue Leben einschaltet, tut die Heldin Mitchells nichts anderes, als den naturrechtlichen Egalitarismus, der dem Süden vom Norden soeben in Bezug auf die Rechte der Schwarzen angesonnen worden ist, nunmehr beim weiblichen Wort zu nehmen. Sie macht mit dem Egalitarismus als Konstitutionsprinzip der bürgerlichen Gesellschaft ernst, dieses Mal und mit nicht weniger naturrechtlicher Legitmität im Rücken in Bezug auf das Geschlecht. Weniger obwohl als gleichgültig dagegen, daß sie eine Frau ist. Indem Scarlett O'Hara, durch die Bürgerkriegsumstände eines nackten Überlebenskampfes erzwungen, die lebens- und individualisierungsformtypische „hysterische Selbstsucht" einer Southern Belle, manifest etwa in Gestalt von Kleider- und Putzsucht, abstreift und sich auf den Standpunkt und in die Lebensform der rationalen Selbstsucht, des egoistischen Kalküls im Lebenskampf begibt, kurz: indem sie durch die „Modernisierungsschule des Yankeetums" hindurchgeht, lernt sie das innerste Geheimnis jener von Beecher-Stowe inkorporierten „protestantischen Ethik", lernt sie das tatsächliche Ethos des Yankeetums kennen: das (investierte) Geld. Von ihm wußte Marx in den „Grundrissen" so hübsch zu formulieren, daß es der „Gott aller



Otto Dix, Sitzender Akt mit roten Strümpfen, 1923

Waren" sei, auch der menschlichen Arbeitsvermögen, gleichgültig dagegen, dessen wird Scarlett in ihrer neuen Rolle als Unternehmerin spontan inne, ob es sich dabei um männliche oder weibliche Arbeitsvermögen handelt.

Erst als frischgebackene Yankee, die das Urgebot der US-amerikanischen Verfassung von der self-made-happiness, dem Lebensglück aus eigener Kraft und auf eigene Rechnung, sich zu eigen macht, tritt sie in Erscheinung als das, was amerikanische Frauen seit fast zweihundert Jahren überhaupt gelten: kalt.

Kalte Frauen – egalitäre Frauen?

Es ist Alexis de Tocqueville gewesen, der in seinem berühmten Reisebericht „Über die Demokratie in Amerika" (1835/1840) den Begriff „Kalte Frauen" geprägt hat, ein Bild der Amerikanerin, das seither namentlich aus der europäischen Kulturperspektive stets aufs neue reproduziert worden ist. Ob es sich dabei um weibliche oder männliche Augen handelt, hat kaum einen gravierenden Unterschied gemacht. Und er ist es gewesen, der das im Vergleich zu Alteuropa auffällig anders geartete Auftreten und Erscheinungsbild der amerikanischen Mädchen und Frauen in einen systematischen Zusammenhang mit dem wesentlich antifeudalen Grundzug des amerikanischen Lebens, dem Egalitarismus, gebracht hat; Tocquevilles Schlüsselkategorie zum Verständnis des gesellschaftlichen Lebens in den USA schlechthin.

Nun ließe sich lang und breit über das tatsächliche Ausmaß des Egalitären in der Beziehung zwischen den Geschlechtern in den USA des Yankee-Milieus räsonieren und streiten. Fraglos sind der Grad der Selbständigkeit und der Handlungsspielraum der Frau in der klassisch-puritanischen Familie, durch Rezeptionsschemata des Alten Testamentes kulturell imprägniert, nicht eben umwerfend, gemessen an heutigen Anspruchsstandards. Die neuenglisch-puritanische Familie ist ausgesprochen patriarchal geprägt. Und auch in den USA trat das Wahlrecht für Frauen erst spät, 1920, in Kraft. Aber, und hierüber ließe sich Erhellendes und Detailliertes insbesondere im Zusammenhang mit der Situation der amerikanischen Mädchen und Frauen aus dem Milieu der jüdischen Einwanderung aussagen (bedeutende Protagonisten der älteren bürgerlichen, der proletarischen sowohl wie der neueren feministischen Frauenbewegung entstammen diesem Herkunftsmilieu), es gehört zur Eigenart der neuenglisch-puritanischen Tradition weiblicher Sozialisation, darin nicht zufällig, sondern systematisch mit der jüdischen verwandt, daß innerhalb der strikt patriarchalen Ordnung den Mädchen stets und selbstverständlich erhebliche Bildungschancen eingeräumt worden sind. Diese bilden die Quelle einer merklichen Intellektualisierung durch Literarisierung, welche we-

sentlich mit dafür verantwortlich ist, daß die USA auf eine – verglichen mit der europäischen Entwicklung – bedeutende Phalanx öffentlichkeitswirksam schreibender Frauen zurückblicken können. Gewiß, Bildung ist kein Synonym, wohl aber ein Einfallstor für Emanzipation. Es ist richtig, daran zu erinnern, daß orthodoxe Juden ebenso wie orthodoxe Puritaner wohl gebildete, nicht aber emanzipierte Frauen sich wünschten. Allerdings, und hier liegt die entscheidende Nuance, die Grenze als Chance, es ist ebenso richtig festzuhalten, daß die charakteristische Partizipation der Mädchen an der Bildung einen wesentlichen Ausgangspunkt darstellt, von dem aus die im Vergleich zu Alteuropa im historischen Verlauf stets weiterreichenden Möglichkeiten der amerikanischen Mädchen in Richtung auf Durchsetzung egalitärer Ansprüche verständlich werden. Illiteralität zementiert das patriarchale Schicksal, Literarität, Lese- und Schreibkundigkeit, öffnet im gesellschaftlichen Durchschnitt zumindest die Luken für Selbstreflexion und Welterfahrung. Luken, durch die die Leitdominante der neuenglisch-puritanischen, mithin US-amerikanischen Kultur: „Self-Reliance", Selbstvertrauen, zudem ausdrücklich Gebot der puritanischen Religion, bis zu einem merklichen Grad auch die Mädchen erreicht hat.

„Die jungen Mädchen sind in allen protestantischen Völkern in ihrem Tun weit selbständiger als in katholischen Völkern." Gleichwohl ist Tocqueville nicht entgangen, daß sich der Entfaltungsraum der jungen Amerikanerinnen bei Übertritt in die patriarchale Ehe um etliches einschränkt, freilich ohne daß die vordem erworbene Erfahrung von Bewegungsmöglichkeit vollends verloren ginge.

Wie immer auch, Auftreten und Erscheinungsbild der Amerikanerin, selbst der verheirateten, haben Europäer nicht weniger als Europäerinnen sogar noch bis unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg, als Frauen amerikanischer Soldaten ins öffentliche Wahrnehmungsfeld traten, überrascht, häufig abgestoßen. (Das „skandalöse Bild" schlechthin, zugleich höchst aufschlußreich, die Kinderwagen schiebende, dabei Hosen tragende und ungeniert rauchende Mutter.) Und es kann überhaupt keinen Zweifel darüber geben, daß die Amerikanerin, wo immer auch die Grenzen ihrer kulturell bedingten größeren Bewegungsspielräume liegen mögen, einen im Vergleich zu Alteuropa auch ideologisch stets anders akzentuierten Platz eingenommen hat, einen Platz, der durch die Leitdominante des Egalitarismus, Pendant zur Selbstbehauptung, entscheidend bestimmt worden ist. Wo wäre denn, um die große amerikanische Nationalliteratur exemplarisch anzuführen, zu Mitte des 19. Jahrhunderts in Europa ein Autor vom Rang, von der Prominenz und Ausstrahlung eines Walt Whitman, der etwa in dem berühmten Gedicht mit dem bezeichnenden Titel „Ich singe das Selbst" die Zeilen schreibt: „Ich singe das Weibliche gleichen Rangs mit dem Männlichen". Whitman, der in den dynamischen Frontier- und Pionier-Songs unablässig den Egalitarismus beschwört: „Und so tauche ich und dringe ich/ der ich bin, immer weiter vor./ Zufrieden mit Gegenwart und Vergangenheit./ An meiner Seite und hinter mir,/ Eva folgend./ Oder vor mir und ich ihr folgend ebenso."

Bei Whitman besonders finden sich die Hinweise darauf, was für die europäischen Augen stets das „Kalte" der Amerikanerin ausgemacht hat. Es ist nicht nur die Distanz und Selbstdistanz erzeugende literate Selbständigkeit, das pragmatisch-demokratische Bildungsmoment.

Das Lob der Fitness – Jiu-Jitsu

Hinzu tritt, was Tocqueville bereits als ein Charakteristikum der Yankee-Kultur beobachtet und dem Whitman Stimme verliehen hat: das Selbstverständnis der USA als eine „Athletische Demokratie", woran auch Mädchen und Frauen einverständig teilhaben. Das Lob der fitness, es hat in den USA die Geschlechterdifferenz je schon transzendiert. (Überhaupt der Sport in seiner egalitaristischen Wirkung!) Die überragende Bedeutung des Athletischen, gepaart mit „Bewegung" als dem „Grundimpuls der Amerikaner", worauf Siegfried Kracauer im Kontext seiner Filmgeschichte hingewiesen hat, das Hohelied auf den jungen, kräftigen, zumal widerstandsfähigen Körper, es wird gesungen bei dem sozialistisch inspirierten Nietzscheaner Jack London ebenso wie in den maskulinen Mythen des legendären Hemingway. Nicht genug, wer „Vom Winde verweht" aufmerksam liest, der wird das sportive, Widerstandsfähigkeit begünstigende Moment in der Attributierung der Scarlett O'Hara kaum übersehen können. Kraft, Bewegung, Jugendlichkeit, zusammen mit der Religiosität als historischem, nationalen Gestus, als soul, ergeben wesentliche Momente der corporate identity der US-amerikanischen Gesellschaft. Davon zehrt Rhett Butler nicht weniger als Scarlett, die sich in ihrem Selbstbehauptungskampf Seele freilich nicht gestatten kann, schlüge diese ihr doch, weil Einfallstor für die männliche Instrumentierung des „Weiblichen", zum Handicap im Konkurrenzkampf aus. Die USA, tendenziell eine geschlechtsegalitäre Fitness-Demokratie, erst in dieser Beleuchtung erschließt sich der american way of life. Girl Culture, Girl Power (1909 wird das Wort girl erstmals im deutschen Sprachbereich inventarisiert, bald freilich schon in sentimentaler Verkitschung) sind Formeln die, diesseits ihrer Reklamefunktion für den US-Export, ursprünglich ihren Sinn aus der Idee der egalitären, „athletischen Demokratie" bezogen haben.

Pragmatisch gebildet und körperlich fit, mit diesem gleichsam maskulinen Erscheinungsbild und Auftreten hat die amerikanische Frau, Klischee hin, Klischee her, in der Kulturöffentlichkeit des weiblichen Europa zunächst Entrüstung, dann Nachahmung (zuerst in den zwanziger Jahren), und des männlichen zunächst Empörung und dann Schaudern ausgelöst. Kafka ist es gewesen, der in seinem Amerika-Roman dieser Wahrnehmung präzisen Ausdruck verliehen hat, indem er schildert, wie der junge Auswanderer aus der K. und K.-Monarchie, Karl Roßmann, kurz nach der Ankunft in Nordamerika von wenigen Jiu-Jitsu-Griffen einer Tochter aus gutem Hause (jüdischer Background) wortwörtlich aufs Kreuz gelegt wird bzw., zur Bewegungslosigkeit verurteilt, sich aufs Sofa geworfen erfährt. So recht in den zwanziger Jahren ergießt sich eine Flut von Männerliteratur, worin, aufgeschreckt und larmoyant, vor dem, wie häufig zu lesen ist, „Einbruch des amerikanischen Matriarchats" gewarnt wird. Vor Augen stand ihr die junge, sportive Frau, etwa in den Gestalten der „Tennisspielerin" und „Autofahrerin". Letztere besonders abschreckend, weil hier die Frau nicht einmal vor den Unwägbarkeiten der modernen Technik, für männliche Kulturkritiker schon beängstigend genug, zurückschreckt. „Amazonen in

Männerkleidern", gegen dieses Erscheinungsbild schleuderten die alteuropäischen Kulturpatriarchen, befällig zitiert von den Protagonistinnen des „Weiblichen Ethos", zur Spottlust Brechts und Feuchtwangers, ihr „Weiche Satan!". So ist etwa der weitgereiste Kosmopolit Graf Hermann Keyserling derart aufgeschreckt, daß ihn „die Frauen ... im heutigen Amerika tatsächlich eine höhere Kaste" dünken. Schuld daran habe, und das ist das Quentchen Warheit in seinen maßlosen Überzeichnungen der Emanzipation der amerikanischen Frau, der Egalitarismus, dem auch die Männer gefrönt und dabei übersehen hätten, daß die „amerikanische Demokratie einen von ihrem Standpunkt aus verhängnisvollen Fehler (machte): sie übersah in ihrem Bild vom Leben die *Frau.*" Es sei so, „daß weibliches Sein just in dem Lande am meisten bedeutet, in dem die Frau am aktivsten ist und sich selbst in erster Linie vom Begriff des Könnens (sic!) her beurteilt".

Sich vom Selbstbehauptung verbürgenden Können her beurteilen, das ist die Pointe der Scarlett O'Hara in der authentischen Darstellung Margaret Mitchells. „Gott ist mein Zeuge", heißt es in einer Schlüsselszene des Romans, als Scarlett den Ruin ihrer ökonomisch-sozialen Existenzweise als Southern Belle gewahr wird, „ich will nie mehr hungern." Auf den Trümmern der väterlichen Plantagenexistenz setzt die Verwandlung der Southern Belle zur Yankee ein. Der feudal-frivole Leichtsinn weicht der Selbstbehauptung als Lebensprinzip. Die Gunst der Stunde, die im Ruin des Südens steckt (sagt nicht Rhett Butler: „Am Zusammenbruch einer Zivilisation ist ebensoviel zu verdienen wie am Aufbau."), nutzend, im Vertrauen auf ihre Widerstands- und Willenskraft, zieht sie ihre neue Bahn als erfolgreiche Geschäftsfrau. Ledig aller bindenden Herkunftsfamilialität, erscheint sie gleichsam als eine Trümmerfrau, die den Aufbau ihres neuen Selbst selbst besorgt. Sie ist successful, indem sie Wesentliches abstreift, was der Konvention genuin weiblich gilt.

Scarlett dämmert etwas davon auf, was Adorno in Kalifornien einmal so formuliert hat, ohne an „Vom Winde verweht" bestimmt zu denken: „Der weibliche Charakter und das Ideal der Weiblichkeit, nach dem er modelliert ist, sind Produkte der männlichen Gesellschaft." In einem längeren Desillusionsprozeß wird sie ihrer Jugendliebe zu Ashley, dem aschblonden, zivilisationsmüden Repräsentanten des Alten Südens, als Ausdruck der Grande Illusion einer versunkenen Kultur mitsamt deren Lebensökonomie inne. Von der verzehrenden Jugendliebe bleibt einzig die Asche der Verantwortung, später als Ehrenwort beglaubigt, zurück, Ashley nicht unter die Räder des neuen Yankeezeitalters geraten zu lassen. Scarlett kümmert sich um ihn, indem sie ihn in ihrem Unternehmen als Angestellten einstellt.

Lebensführung als Buchführung

Sie selbst konzentriert sich auf die harten Regeln der Neuen Welt, indem sie auf dem Klavier des Yankeetums sans phrase spielt. Ledig des feudalspielerischen mithin erotischen Leichtsinns sucht sie ihr Heil nun nicht in der bürgerlichen Gefühlsromantik. Ihre Kinder ebenso wie ihre Schwangerschaften dünken sie berufsökonomische Hemmnisse, die ihrer neuen Selbstbehauptung im Wege stehen. Kalt funktionalisiert sie ihre Eheschließungen wie sie ihre Kinder vernachlässigt bzw. in die Obhut anderer gibt. So als hätte sie Marxens Skizze der unsentimentalen neuen, der bürgerlichen Zeit gelesen („Elend der Philosphie"), stellt sie ihre Lebensführung auf Buchführung um:

„Kam endlich eine Zeit, wo alles, was die Menschen bisher als unveräußerlich betrachtet hatten, Gegenstand des Austausches, des Schachers, veräußert wurde. Es ist dies die Zeit, wo selbst Dinge, die bis dahin mitgeteilt wurden, aber nie ausgetauscht, gegeben, aber nie verkauft, erworben, aber nie gekauft: Tugend, Liebe, Überzeugung, Wissen, Gewissen etc., wo mit einem Wort alles Sache des Handels wurde. Es ist die Zeit der allgemeinen Korruption, der universellen Käuflichkeit oder, um die ökonomische Ausdrucksweise zu gebrauchen, die Zeit, in der jeder Gegenstand, ob physisch oder moralisch, als Handelswert auf den Markt gebracht wird, um auf seinen richtigsten Wert abgeschätzt zu werden."

Daß in der Neuen Zeit alles auf seinen Preis hin bestimmt wird und diese Erfahrung zum pragmatischen Grundwissen der ungenierten Amerikanerin zählt, hatte schon Tocqueville bestaunt: „Sie will wie die junge Europäerin gefallen, sie weiß aber genau, um welchen Preis." Hundert Jahre später ist es jener Graf Keyserling gewesen, der nach seinen USA-Reisen geradezu konsterniert feststellt, was längst zum Erfahrungsgut der amerikanischen Trivial- nicht weniger als der Großen Literatur rechnet: „Der Typus des marrying sort of girl, das sich aus Wortbruch- und Ehescheidungsprozessen ein Vermögen erwirbt..." Wo alles zur Ware wird, da wird – ganz unsentimental – auch die Heirat zum Marktgeschehen, reguliert durch die „magische Macht des Reichtums". Daß dann gar noch „selbst Prostituierte ihr Handwerk als strenge Berufsarbeit (betrachten)", ist für das Wahrnehmungsschema dieses alteuropäischen Blicks, worin Prostitution gerne mystifiziert wird, geradezu ein Schock.

Kurz, zur pragmatischen Bildung und zum fitnessfundierten Selbstbehauptungswillen gesellt sich die ganz unsentimentale puritanische Berufsethik, die Scarlett ebenso für sich reklamiert, wie es Männer je schon getan haben. Es ist die Nüchternheit des Tauschwertstandpunktes, die das Bild der amerikanischen, zumal jungen Frau prägt. Schon Scarletts Vorfahrinnen haben demonstriert, worauf es ankommt: Tüchtigkeit, gründend im Vertrauen ins eigene Können, gleichgültig gegen die Praxisfelder, auf denen es sich bewährt. Und seien es das Können und die Tüchtigkeit einer parasitären Beutekapitalistin und selbstbewußten Konsumentin, wie sie von der prominenten amerikanischen Drehbuch-Autorin Anita Loos in dem Roman „Blondinen bevorzugt" (1927) inmitten der ersten großen Amerikanisierungswelle gefeiert worden ist, zudem noch den alteuropäisch-kultivierten Patriarchalismus von London bis Wien dem Gelächter preisgebend. (Hatte nicht Brecht, hatte nicht später die „Dialektik der Aufklärung" die kalte List als die Waffe und das Erfolgsrezept des sagenhaften Odysseus, Urbild des Bürgers, entziffert?! Und wäre demnach die zur weiblichen Attitüde stereotypisierte, mithin dem „femininen" Höflingstum schlechthin zugeordnete Intrige nichts anderes als das aus der Tiefenstruktur der Ohnmacht resultierende „Elend der List"?!)

Scarlett O'Hara, sie mausert sich zur selbständigen, zur investiven Konsumentin, nicht weniger fit fürs (ökonomisch-soziale) Überleben als ihre männlichen Konkurrenten. Ihre erfolgreiche Probe aufs Yankeetum offeriert die Möglichkeiten weiblicher

Emanzipation ebensowohl wie sie die Geschlechtsindifferenz der Schranken bürgerlicher Emanzipation bezeichnet. Das freilich genügt, um alteuropäische Augen zu entzünden. Während Margaret Mitchell an ihrer Scarlett-Figur arbeitet, läßt jener Garf Keyserling seiner Empörung über die seelenlose Amerikanerin, „Marke Flapper", die nur an „Tatsachen glaubt" und ein „Geschlechtsleben" habe, „wie es der unmoralischste Mann nie führte, sofern er eine Seele hat", freien Lauf. Nicht in der Wildheit der Leidenschaft, die ist in der (männlichen) Definition „weiblicher Spezifik" durchaus gebilligt, sondern in der berechnenden „Seelenlosigkeit" wird das Übel der Amoralität verortet: „Diese schlechtinnige Gefühllosigkeit, mit der Frauen da ihre Männer verlassen und gerichtlich belangen, die Offenherzigkeit, mit der sie Intimitäten preisgeben, die Rücksichtslosigkeit, mit der sie, sobald sie organisiert sind, ihre sozialen Instinkte auf Kosten einzelner ausleben, stellen einen einzigen erschreckenden Beweis für unsere Behauptung dar ...", daß in den USA „kein egoistischer Mann es auch nur entfernt mit einer selbstsüchtigen Frau aufnehmen" könne. Der europäische Graf, von seiner eigenen Überzeichnung des respektlosen amerikanischen Flapper-Typs zum US-Amazonentum zusätzlich geängstigt, er plaudert, in aufgeregt-moralisierender Verunstaltung, nur aus, was das Yankeetum, das Scarlett als ihre Existenz- und Handlungsbedingungen vorfindet, in Wahrheit zusammenhält: Konkurrenzgesteuerte Selbstbehauptung.

Es ist Lion Feuchtwanger gewesen, der bar allen dämlichen Moralisierens in seinem Dreiakter „Die Petroleuminseln" von 1923, also gegen Anfang des ersten großen Amerikanisierungsschubs in Europa, an seiner Titelfigur Miss Deborah Gray, ihres Zeichens gewitzte Präsidentin eines Ölkonzerns, vorführt, daß man nicht Mann sein muß, um Konzerne zu lenken, über Menschen zu herrschen. Selbstredend, daß die magische Macht ihres Reichtums ihre Häßlichkeit mehr als wett macht. Indem, je auf ihre Weise, Miss Gray und Scarlett, von der es im Auftakt von „Gone with the Wind" lakonisch heißt, daß sie „nicht eigentlich schön zu nennen" war, der bürgerlich-kapitalistischen Vergesellschaftung umwerfend anethisch deren eigene Melodie, die sie zu beherrschen gelernt haben, vorspielen, wird kenntlich, daß dem gegenüber die Befangenheit im männlich definierten „Ethos des Weiblichen" die Reproduktion von Ohnmacht bestens besorgt. Die Tauschwertgesellschaft prägt den Zwang zur Selbstbehauptung auf, deren Abgrund der Ruin ist, welcher im Yankeetum ohne Ansehen des Geschlechts generell zur Ohnmacht und Abhängigkeit verdammt. (Genau dies erzählen alle Trivialmythen der US-Fernsehserien rund um die „magische Macht des Reichtums", deren weibliche Prototypen des Erfolgs für die europäische Netzhaut bis heute als „Biest" vermarktet werden.)

Otto Dix, Matrose und Mädchen, um 1923

Weiblicher Ethos als Falle

Geld ist das pure Substrat der Yankee-Vergesellschaftung, Hochform der bürgerlichen. Margaret Mitchell läßt ihre Helden so handeln, wie es die traditionelle puritanische Ethik als Erfolgsrezept vorsieht. Derzufolge schlagen Leidenschaft, flottierende Empfindungen und Gefühlsromantik je nach Skalenwert entsprechend als rote Zahlen in der Bilanz durch. Gefühle, sie kommen teuer zu stehen, sie sind die Form der Bewegung in ökonomisch und sozialer Abhängigkeit. In der Romantisierung des „weiblichen Ethos" wittert Scarlett O'Hara die Falle, worin sie ihrer neu erworbenen Selbständigkeit verlustig ginge. Schroff weist sie dessen Zumutungen zurück, worüber nicht nur die Männer in ihrer sozialen Umsphäre Klage führen. Ihr dämmert auf, daß das Ausagieren des „genuin Weiblichen", Resultat bisheriger Vergesellschaftung, ungestraft einzig im Reservat

der männlich stereotypisierten weiblichen Lebensformen, gleichsam nur als abhängige Variable möglich ist. Was zumal von der alteuropäischen Kulturkritik, durchläufig konservativen Zuschnitts, am US-amerikanischen Typ des Flappers „als eine naturwidrige (!) Überbetonung dessen, was dem männlichen Pole eignen sollte", verabscheut wird, ist in der authentischen Scarlett-Figur inkorporiert: die schroffe Absage einer Frau an die Zumutung des Spielballs als Standpunkt ihrer individuellen Vergesellschaftung. Was da als „Naturwidrigkeit" diffamiert wird, ist der unverstellte Anspruch auf Überwindung von Ohnmacht, der im Wege expansiver Selbstbehauptung sich zu verwirklichen trachtet.

„Geliebt wirst du einzig, wo du schwach dich zeigen darfst, ohne Stärke zu provozieren." Dieses Diktum Adornos hätte die Heldin Margaret Mitchells durchaus unterschreiben können. Hätte aber darauf ebensogut mit einer Sentenz aus Brechts „Dreigroschenoper" antworten können: „Wir wären gut – anstatt so roh/ Doch die Verhältnisse, sie sind nicht so." Scarlett O'Haras Wahrnehmung der Verhältnisse lassen sie aus der Überzeugung heraus handeln, daß sie durchaus geliebt wird, wenn sie schwach sich zeigt, daß aber diese Schwäche die Stärke des Geliebten provoziert. Weil sie der Liebe als Gift für ihre neu gewonnene Souveränität mißtraut, versagt sie sich folgerichtig der Hingabe an die leidenschaftlichen Empfindungen für den Mann, der in der Hollywood-Filmversion zum Prototyp der Mischung aus Männlichkeit und Zärtlichkeit verdichtet worden ist: Rhett Butler. So als hätte jener Graf Keyserling in die Schreibwerkstatt Margaret Mitchells schauen dürfen, liefert er gleichsam den Kommentar zum Scarlettschen Habitus, worin sich der männliche Kontrapunkt bricht: „Die Frau, nicht der Mann, ist in erster Linie utilitaristisch. Der Mann ist der Abenteurer, der Spieler, das ewige Kind."

Scarlett O'Hara in der authentischen Gestaltung Margaret Mitchells wirft Licht, und das erhebt „Gone with the Wind" schließlich in den Rang bedeutender Literatur, auf den Riß, der durch die Vernunft, im emphatischen Sinne der Aufklärung, geht. Eine Wunde, in die der Marquis de Sade mit seinem drastischen Schreibfinger gebohrt hat und die von der Romantik von allem Anfang an zur Seite des Gefühls, zu dessen Hypostasierung als Substrat der Subjektivität, hin rezipiert und durchgearbeitet worden ist. Bis heute ist jener Riß die Stelle, aus der der Strom schierer Irrationalität quillt, über die Lebensphilosophie bis zum „postmodernen Diskurs". Daß Margaret Mitchell, geprägt durch die Tradition der Südstaaten-Perspektive die Antinomie bürgerlicher Vernunft, Verstand versus Gefühl, wohl geahnt hat, ist an der kontrapunktischen Personenführung ablesbar. Was Scarlett für ihren Selbstbehauptungskampf, ihre ökonomisch-soziale Selbständigkeit, für ihre utilitaristische Kälte als Preis bezahlen muß, ist an der anderen weiblichen Schlüsselfigur, Melanie Ashley, angezeigt. Als Verkörperung des überkommenen „weiblichen Ethos", ermöglicht durch und im Schutze des Reservats der abhängigen Lebensform als Hausfrau, ist sie der Spiegel, worin die Gefühlsaskese, die Kosten für das Scarlettsche Emanzipationsunternehmen, konturenscharf ins Licht treten. Aber, wiewohl Margaret Mitchell Melanie, „diese kleine unscheinbare Frau" als Verkörperung der „Kraft der Schwachen, Sanften und Zarten" in ihr Recht setzt, läßt sie sie in ihrer epischen Komposition dahinscheiden, so wie der Süden, dem diese Frau merklich stärker verhaftet bleibt, angesichts der Übermacht des Yankeetums untergegangen ist.

In der Schlußszenerie des Romans sehen wir demgegenüber eine Scarlett O'Hara („Ich halte alles aus"), die ihre Rückkehr auf Tara imaginiert. Mit „wundem Herzen", aber mit „emporgerecktem Kinn" tritt sie dem „morgigen Tag", der Zukunft, entgegen, Niederlagen und bitteren Widerfahrnissen zum Trotz. Hinter ihr liegt die Familien-Offerte Rhett Butlers, die sie, obwohl sie ihn nicht verlieren mochte, darin biographisch konsequent, ausgeschlagen hatte. Butler hatte ihr die Rückkehr in den Hafen geborgener Zweisamkeit angeboten, indem dieser „Freibeuter" ihr einbekannt hatte, daß er „des Herumstreichens müde" sei. „Ich bin jetz fünfundvierzig Jahre, in dem Alter beginnt der Mensch einiges zu schätzen, was er in der Jugend leichtsinnig verworfen hat, Familienzusammengehörigkeit, Ehre und Sicherheit." (Im Nachfolge-Roman „Scarlett" von Alexandra Ripley wird Rhett Butler, um der Zweisamkeit mit Scarlett sich zu versichern, die „Freibeuter"-Existenz fortschreiben müssen.) Auf Butlers Angebot einzugehen, die Mitchellsche Scarlett hat es nicht mehr vermocht. Sie vertut gleichsam diese Chance bzw. wird, wenn, dann zu spät unsicher, ob sie sie wahrnehmen soll. Hinter den erreichten Stand ihrer Souveränität als „unsexed" Yankee wäre sie allemal zurückgeworfen worden, weshalb Mitchell sie im Schlußbild in der „Einsamkeit der Freiheit" zeichnet. Auf Tara freilich, dem alten Grundbesitz, denn der Südstaaten-Autorin mochte im Zeichen der während ihrer mehrjährigen Arbeit an ihrem „Vom Winde verweht" hereingebrochenen Weltwirtschaftskrise, des Schwarzen Börsenfreitags, inzwischen den Immobilien als Boden für die Selbstbehauptung doch wohl mehr abgewinnen als dem zirkulierenden, inflationsanfälligen Geld.

Daß es zu Mitchells Scarlett, Chiffre für Selbstbehauptung als Einstieg in die Emanzipation, in der amerikanischen Literatur stets, vorher und nachher, Gegenmodelle gegeben hat, davon zeugt nicht nur der prominente Schuld-und-Sühne-Roman von Nathaniel Hawthorne „The Scarlett Letter" (1851), sondern auch ein zu der Zeit, als „Gone with the Wind" noch im Stadium des Schreibens war, publizierter Roman mit dem Titel „Scarlet Sister Mary" (1928). Darin wird die Botschaft ausgesendet und angesonnen, daß das Eigenrecht der Frau darin bestehe, sich auf ein geordnetes Liebesleben zu besinnen und der Mutterschaft Priorität einzuräumen, gleichsam ein erstes Vademekum gegen den „Geist des Scarlettismus". Das jüngste und prominenteste Gegengift gegen die Mitchellsche Versuchung ist freilich Alexandra Ripleys „Scarlett" (1991), worin die Versagungen der authentischen Scarlett, die Kosten ihrer Selbständigkeit, durch die Gnade ihres späten Schlüsselerlebnisses, die jähe Erkenntis des Wertes der Mutterschaft, aufgehoben, zeitgeistkonform – der Roman wird während der Reagan-Ära geschrieben – beglichen werden. Das irische Grün im Lande der Großmutter statt des Scharlachrot der „Sünde der Selbstbehauptung", die Versöhnung Scarletts mit dem „weiblichen Ethos", Gegenwart und Zukunft als Rückkehr zur ältesten, archaischen Vergangenheit? ■

Univ.-Doz. Dr. Friedhelm KRÖLL ist Soziologe in Nürnberg, er lehrt auch an der Universität Wien.

Chiapas – historische Herausforderung

Von Präsident Salinas hängt Mexikos demokratische Zukunft ab

José Alvarez ICAZA

Die tragischen, vorhersehbaren und wohl nötigen Ereignisse von Chiapas hatten weitreichende Auswirkungen in ganz Mexiko und selbst auf internationaler Ebene.

Zunächst ist hervorzuheben, daß der Regierung von Carlos Salinas aus dem tiefen Elend der indianischen Völker Mexikos heraus die bisher bedeutendste Opposition zu einem für sie denkbar ungünstigen Zeitpunkt erwachsen ist: nämlich gerade in jenem Moment, als sie meinte, den Höhepunkt erfolgreicher Regierungstätigkeit erreicht zu haben. Vor aller Welt spielte Salinas de Gortari drei unzweifelhafte Trumpfkarten aus:

- es in Rekordzeit geschafft zu haben, Mexiko im Hinblich auf eine vielversprechende „Modernisierung" salonfähig gemacht zu haben;
- mit Luis Donaldo Colosio einen Nachfolger designiert zu haben, den voraussichtlichen Präsidenten bis zum Jahr 2000;
- Mexikos Einschluß in einen Freihandelsvertrag mit den USA und Kanada erreicht zu haben, durch den Mexiko am „größten Markt der Welt" teilhat.

Und das alles erreichte er ohne Störung jenes „sozialen Friedens", in dem sich das Land seit nun schon über 60 Jahren entwickelt hat.

Gerade in diesem Augenblick, am 1. Jänner 1994, dem Tag des Inkrafttretens des Freihandelsvertrages, betritt das Zapatistische Heer der Nationalen Befreiung die Bühne und erklärt vom lakandonischen Urwald aus dem mexikanischen Heer dem Krieg, als „Grundpfeiler der Diktatur, in der wir leben, über den die herrschende Partei die Kontrolle ausübt und an dessen Spitze heute der illegitime Staatschef Carlos Salinas de Gortari steht".

200 Indios mit Holzgewehren?

Im ersten Augenblick glaubte die Regierung, die Rebellion dieser „200 des Spanischen unkundigen Indios mit Holzgewehren", wie sich Elmer Setzer, der Gouverneur von Chiapas, zwei oder drei Tage nach Ausbruch des Konfliktes ausdrückte, ersticken zu können. Doch als sich die mexikanische Armee anschickte, den Kampf mit den Zapatisten aufzunehmen, stellte sich heraus, daß diese sich aus den sechs ursprünglich besetzten Städten bereits zurückgezogen hatten und in weiteren fast 40 Gemeinden erfolgreiche militärische Operationen durchführten. Damit hatte sich der Konflikt bereits auf fast die Hälfte von Chiapas ausgeweitet.

Angesichts dieser Situation befahl der Präsident der Armee, massiv vorzugehen, um die Zapatisten auszuschalten. Das führte zu den weithin bekannten Folgen für die Zivilbevölkerung, wie Bombardierungen, Massenverhaftungen, Ermordung von Hunderten von Zivilisten usw. Erst als die Regierung erkannte, auf wie große Ablehnung sie damit bei der mexikanischen Bevölkerung und in der internationalen Öffentlichkeit stieß, entschied sie sich für einen radikalen politischen Kurswechsel. So ließ sie die Behauptung fallen, der Konflikt sei durch die Kirche und insbesondere durch Samuel Ruiz, den Bischof der Diözese San Cristobal de las Casas, verursacht worden, wir es zunächst Girolamo Prigione, der apostolische Nuntius, erklärt hatte.

Salinas entließ daraufhin Innenminister Patrocinio González Garrido, den starken Mann des Regimes, den er vor kaum einem Jahr ernannt hatte, um mit eiserner Faust die völlige Kontrolle über die für August 1994 vorgesehenen Wahlen sicherzustellen. Und er rief seinen Freund Manuel Camacho Solís zu Hilfe, er möge sich in Chiapas und Mexiko auf die Suche nach „Frieden und Versöhnung" begeben, obwohl es zwischen Salinas und Camacho erst sechs Wochen vorher zu einer schweren Auseinandersetzung über die Frage der Ernennung eines Nachfolgers für das Präsidentenamt gekommen war. Und schließlich übte Salinas zum ersten Mal Selbstkritik: „Wir werden Mißstände abstellen."

In Mexikos politischer Szenerie stehen nun zwei Figuren im Rampenlicht: Bischof Samuel Ruiz, der das Vertrauen der Indígenas und auch des EZLN genießt und hinter dem jetzt alle Bischöfe Mexikos stehen, ja selbst Manuel Camacho. Dieser wieder stützt sich auf das Vertrauen des Präsidenten und eines großen Teils der mexikanischen Öffentlichkeit.

Camacho Solís hat die schwere Aufgabe, dem Land Frieden zu bringen, angenommen. Ist er erfolgreich, so wird das Luis Donaldo Colosio, den designierten Präsidentschaftskandidaten der Regierungspartei PRI, einiges an politischem Gewicht kosten, und gleichzeitig werden seine eigenen Chancen steigen, als Präsidentschaftskandidat aufgestellt zu werden, sei es durch die PRI oder durch eine neue unabhängiger Partei.

Tiefgreifende Veränderungen notwendig

Damit es zur Versöhnung kommen kann, sind tiefreichende Reformen nötig. Zunächst muß die Regierung die EZLN als kriegführende Partei anerkennen. Dann müssen die Eigentumsverhältnisse in Chiapas geändert werden, indem man den Indígenas jenes Land zurückgibt, das ihnen Großgrundbesitzer, Viehzüchter und Kaffeebarone geraubt haben. Die Regierung muß darüber hinaus den Übergang zu einer tatsächlichen Demokratie zulassen, den systematischen Wahlschwindel abschaffen und sicherstellen, daß die Opposition an den die Wahlprozesse betreffenden Entscheidungen beteiligt wird. Schließlich muß die Regierung jene Funktionäre, die sich der neuen Politik von Salinas widersetzen, austauschen.

Um die ersten beiden Forderungen

wird es im schwierigen Verhandlungsprozeß zwischen der Regierung Mexikos und dem Heer der Zapatisten gehen. Die beiden letzten hingegen werden zu ernsten politischen Spannungen führen, nicht zuletzt zwischen Carlos Salinas und Cuauhtémoc Cárdenas, dem Präsidentschaftskandidaten der PRD („Partei der Demokratischen Revulotion"), ist doch die von Salinas in den ersten fünf Jahren seiner Amtszeit mit so viel Nachdruck verfolgte Strategie der politischen Auslöschung dieser Partei erfolglos geblieben.

Innerhalb der Opposition zum „Salinismus" herrscht in Mexiko derzeit eine Stimmung euphorischer Hoffnung. Indiz dafür war die Demonstration und anschließende Kundgebung auf dem Platz der Verfassung in der Hauptstadt (Zócalo) am 12. Jänner, an der unter der zentralen Losung „Schluß mit dem Massaker!" über 200.000 Demonstranten teilnahmen. Es handelte sich dabei um die erste große von der Opposition organisierte politische Versammlung seit dem Amtsantritt von Salinas de Gortari. Sie war von Kritik an der Regierung und von Solidaritätsbekungungen mit den Zapatisten gekennzeichnet.

Für die unmittelbare Zukunft zeichnen sich einige mögliche Szenarien ab:

- Die Regierung sieht ein, daß sie ihre derzeitige Politik ändern muß und erfüllt die Forderungen der Bevölkerung.
- Angesichts der Schwierigkeiten, die obige Variante mit sich bringt, kehrt die Regierung zu ihrer früheren repressiven Politik zurück und stürzt das Land in ein Blutbad unabsehbaren Ausmaßes.
- Es wird ein politischer Raum geschaffen, in dem die gegensätzlichen Kräfte schrittweise Übereinkünfte erzielen, die schließlich mittelfristig in eine Demokratisierung des Landes münden.

Eine geeinte Linke notwendig

Eine große Unbekannte im Zusammenhang mit diesen Varianten ist die Frage: Wie wird sich die Regierung der USA verhalten, jenes mächtigen Nachbarn Mexikos, der bisher stets die Probleme Mexikos als Probleme für seine eigene nationale Sicherheit betrachtete? Und wie wird sich dabei die Tatsache auswirken, daß das Konfliktgebiet Chiapas über die größten Erdölreserven Mexikos verfügt und für Zentralamerika, eine über viele Jahre von Kriegen und jetzt von Friedensbemühungen geprägte Region, von enormer strategischer Bedeutung ist?

Wenn es zu einer positiven Lösung kommen soll, müssen auch die mexikanische Linke und die Volksorganisationen eine Reife an den Tag legen, die sie bisher oft vermissen ließen. Alte ideologische Muster, wie etwa der Slogan von der „Vorreiterrolle der Arbeiterklasse" oder die Aufspaltung in rivalisierende Gruppen, müßten über Bord geworfen werden, und egoistische Partikularinteressen müßten bei der nötigen Suche nach gemeinsamen Konsenspositionen hintangestellt werden.

In diesem Kontext wird die solidarische Unterstützung durch die internationale Öffentlichkeit, die sich an den Ereignissen von Chiapas so interessiert gezeigt hat, eine bedeutende Rolle spielen und kann sogar für die Zukunft der Demokratie in der Region entscheidend sein. ■

José Alvarez ICAZA ist Journalist in Mexiko (APIA – Agencia Periodística de Información Alternativa).

Otto Dix,
Die Barrikade,
1922

Bis alles in Scherben fällt?

Zwei „konkurrierende Idiotismen“ in Rußland

Werner PIRKER

Nun hat Boris Jelzin zwar endlich die Verfassung, die er wollte, aber ob die auch ihn noch will, ist gar nicht mehr so sicher. Denn der Urnengang zwischen St. Petersburg und Wladiwostok, der zum Votum für die „Fortsetzung der marktwirtschaftlichen Reformen“ hätte werden sollen, gestaltete sich zum „Marsch auf den Kreml“.

Dessen Gebieter, schon ganz „von Gottes Gnaden“, entsagte sich vorerst jeden Kommentars zu den profanen Vorgängen außerhalb der Mauern seiner neuen Machtvollkommenheit und ließ dann die Verfassung für ihn sprechen, in der es so schön heißt: „Der Präsident ist der Garant der Verfassung...“

Je mehr Jelzin, desto weniger Jelzinismus. „Das Volk“, mit dem Boris Nikolaiewitsch früher so gut konnte, ist des großen historischen Dramas, das er – einmal auf dem Panzer stehend, dann wieder im Panzer sitzend – stets aufs neue inszeniert, längst überdrüssig geworden. Wesentlich größeren Zulauf findet zur Zeit die große Horror-Show des Schirinowskij-Wanderzirkus mit den täglichen „Rußland über alles“-Vorstellungen, in denen die Welt immer in Scherben fällt. Der russische Bär, ein schlafender Bär während der Sowjetperiode, ist aufgewacht und brüllt was das Zeug hält. Entsprechend brüskiert fühlt sich die Internationale Stiftung zur Förderung der marktwirtschaftlichen Demokratie, hielt sich doch die Nachfrage nach westlichem Politikangebot erstaunlich gering. Das „freie Spiel der Kräfte“ auf von den Sowjets freigeschossenem Terrain war nach russischen Spielregeln ausgetragen worden.

Die „demokratische Diktatur“, wie sie vom Globalen Planungskomitee für Rußland konzipiert worden war, um den Märkten die Freiheit zu sichern und kollektivistisches Bewußtsein umzukonditionieren, was die Beseitigung der „Diktatur der Demokratie“ (der Räte) zur Voraussetzung hatte, verrät sich zu eindeutig als Erziehungsdiktatur, als daß sie nach Jahrzehnten fehlgeschlagener Erziehungsarbeit Popularität auf sich ziehen könnte. Sie ist zudem ein theoretisches Unikum, da sie sich weder mit der wirklichen Spontaneität der Prozesse verträgt, noch die Notwendigkeit ihrer gesellschaftlichen Steuerung wirklich anerkennen will. Das Regime aber, das den demokratischen Widerstand gegen den sozialdarwinistischen Reformterror zu neutralisieren vermochte, sieht sich nun einer ganz anderen Gefahr ausgesetzt: der Diktatur von unten.

Diese autoritär gesinnte Basisströmung hatte Jelzin und seinem Politbüro beim April-Referendum eine allerletzte Chance gegegen, bei der Zerschlagung der Sowjets befand sie sich bereits nicht mehr auf deren Seite. Das Kräfteverhältnis drohte vielmehr zu kippen. In seinen populistischen Fähigkeiten, unterschiedlichste Strömungen gleichzeitig zu bedienen, war Jelzin bereits deutlich überfordert. Zudem verfehlten Entschlossenheit und Todesmut der Parlamentarier nicht ihre Wirkung. In der Erniedrigung und abschließenden Vergewaltigung des russischen Parlamentarismus erkannte die Masse der Privatisierten ihr eigenes Schicksal. Freilich finden Ereignisse dieser Art immer in mehreren Versionen statt, über deren Gültigkeit die gesellschaftliche Akzeptanz befindet. Die gültige Version vom Oktober 1993 ist von den Verlierern geschrieben worden und steht auf Moskauer Häuserwänden zu lesen: „Jelzin – Mörder“ und „Die Offiziere haben das Volk verraten“...

Wiedergeburt Rußlands in der Vierten Welt

In diesem Sinn war der „zweite Sieg über den Kommunismus“ eine Niederlage. Der Jelzinismus übt nicht mehr die ideologische Hegemonie aus. So ist der Mann aus Swerdlowsk, der an die Macht gelangt war, weil er seine Politik mit der Objektivität der Prozesse, wie sie sich aus dem Scheitern des Realsozialismus ergeben hatten, zu verbinden wußte, nicht, wie er sich das so vorgestellt hatte, zum Gestalter, sondern zum prominentesten Opfer der marktwirtschaftlichen Verhältnisse geworden, weil diese nicht, wie per Ukas befohlen, zur Stabilisierung führten, sondern das genaue Gegenteil bewirkten. Ihm gelang immerhin in kaum zwei Jahren, was die KPdSU in mehr als sieben Jahrzehnten nicht zuwege brachte: der Gesellschaft ihrer letzten Selbstachtung zu berauben. Aus dem Ural in die Hauptstadt gekommen, um für einen Sozialismus ohne Privilegien einzustehen, schaffte er zwar nicht die Privilegien ab, aber den Sozialismus, freilich nur eine Situation nachvollziehend, die von objektiven Determinanten bestimmt war. Fortan sollte eine gerechte Lösung der Eigentumsfrage über die Herstellung marktwirtschaftlicher Beziehungen erfolgen, doch als die Expropriateure der Expropriation wurden die Mafiosi und Nomenklaturisten vorstellig. „Alle Macht den Sowjets“ war gefordert worden, um diese dann zusammenschießen zu lassen. Die „Wiedergeburt Rußlands“, emphatisch angekündigt, fand in der Vierten Welt statt. Dieses Kunststück muß Boris Jelzin erst einmal jemand nachmachen, die Hoffnungen nicht bloß einer, sondern gleich mehrerer Epochen in so kurzer Zeit zunichte zu machen. Immerhin wurde damit erreicht, daß heute die russischen Achtjährigen schon ganz anderen Wertvorstellungen anhängen als es noch die Vierzehnjährigen tun.

„Neues Denken“ hatte die ruhmreiche Sowjetwissenschaft an die „revolutionäre Erkenntnis“ herangeführt, daß eine wirkliche Demokratisierung der Gesellschaft nur über die Herstellung privater Eigentumsverhältnisse möglich wäre. Dem folgte als nächster Erkenntnisschritt, daß die Privatwirtschaft nur im Schutz einer Diktatur richtig aufblühen könnte. Diese sollte selbstredend eine „aufgeklärte“ sein, eine Diktatur der innovativen Kräfte, die den Widerstand der sozialistisch-degenerierten Basis niederzuhalten hätte. Neurussische Interessen reflektierende Gesellschaftstheorie hatte zudem im „Neid der Besitzlosen“ ein schnell anwachsendes faschistisches Potential geor-

tet. Der kriminellen Bereicherung auch noch ein gutes antifaschistisches Gewissen zu verschaffen, ist zweifellos ein Meisterstück „demokratischer" Demagogie, die freilich auch einen Teil der Wahrheit widerspiegelt. In Rußland kreuzen sich nämlich zwei diktatorische Strömungen: eine elitäre und eine populistische. Das für den Faschismus kennzeichnende Bündnis zwischen Elite und Mob fällt hier auseinander, wohl auch deshalb, weil der Prozeß der Klassenformierung noch nicht abgeschlossen ist. Elitarismus und Egalitarismus in ihrer ursprünglichsten Form prallen aufeinander, was das Szenario einer lumpenproletarischen Diktatur, quasi-bolschewistischer oder völkischer Orientierung nicht ausschließt, wie es sich ja auch ganz konkret angedeutet hatte, als Alexander Ruzkoj, gestützt auf Anpilows rote und Barkaschows braune Bataillone, den Kreml erstürmen wollte. Und es war wohl auch kein Zufall, daß die ersten Kundgebungen gegen Verelendung und nationalen Ausverkauf, noch im Herbst 1991, von Anpilow und Schirinowskij gemeinsam gestaltet worden waren.

Verheißung einer urrussischen Volksgemeinschaft

Das von Wladimir Schirinowskij entwickelte Gegenmodell zum Jelzinismus richtete sich vorerst gezielt an die Verlierer der großen Umverteilung, an jene Massen, die in der Reform-Buchhaltung als „Altlast" aufscheinen, als das zurückgelassene Inventar des „Lumpensozialismus". In der klirrenden Kälte der kapitalistischen Restauration, die ihre Opfer auch noch verhöhnte, sie zu aussterbenden Exemplaren erklärte, klang des nationalistischen Wanderpredigers Verheißung einer urrussischen Volksgemeinschaft, dazu ausersehen, sich die Erde untertan zu machen, geradezu anheimelnd. Zum speziellen Adressaten dieser Hommagen an das ruhmreiche russische Volk wurde die „an der Heimatfront besiegte Armee".

Mit Rattenfängerinstinkt hatte Schirinowskij erkannt, daß ein ausschließlich an den Gesetzen des Marktes orientiertes Wertsystem, denn etwas anderes hatte die neue Agitabteilung nicht anzubieten, zwar die Verhältnisse exakt widerspiegelt, aber durch das Fehlen jeglicher sozialen Idee letztendlich nicht konsensfähig sein konnte. Die mit den Lenin-Büsten auf die Müllhalden beförderten gesellschaftlichen Ideale begannen sich ihrer neuen Umgebung gemäß zu artikulieren: russisch-imperial und völkisch. Wladimir Wolfowitsch Schirinowskij – „Meine Mutter war Russin, mein Vater Jurist" -, selbst jedenfalls kein Kind slawischer Traurigkeit, sprach mit aufdringlicher Konsequenz die im allgemeinstaatlichen Untergang verwobenen individuellen Schicksale an, um sie mit nationalistischem Sendungsbewußtsein zu erfüllen.

Unermüdlich schürte der schreckliche Volksheld die Wut um den Verlust der sowjetischen Großmachtstellung, wobei er allerdings die von der UdSSR propagierten Grundsätze – antiimperialistische Solidarität und Friedenssicherung – in ihr extremes Gegenteil verkehrte. Was Schirinowskij suggeriert, ist das leibhaftige „Reich des Bösen". In einer Welt des brutalen Überlebenskampfes, so die Botschaft, müßten die Russen ihre natürliche Überlegenheit zur Geltung bringen.

Die Moral neurussischer Kriegsgewinnler wird so keineswegs in Frage gestellt, sondern auf die Spitze getrieben: „Jedem Russen seine Kriegsbeute." Schirinowskij erhebt die postsozialistische Ellbogengesellschaft zum imperialistischen Programm. Hier spricht die Gier der Zukurzgekommenen, die auf ein kollektives Erfolgserlebnis hoffen. Es ist der Revanchismus der sozial Enteigneten, der keineswegs als „kommunistische Revanche", sondern mit der Absicht auf „Arisierung" unterwegs ist.

Jelzin kein Kosmopolit

Diktatorische Strömungen können nur massenwirksam werden, wenn sie sich mit dem Nationalismus verbinden. Hier liegt das große Dilemma des amtierenden Präsidenten, daß er seine „russische Seele", die sich in seinem ganzen Äußeren materialisiert zu haben scheint, bei der Weltbank hinterlegt hat. Kosmopolit aber ist Jelzin deshalb noch lange keiner. Der konterrevolutionäre Umsturz im August 1991 firmierte als „russische Wiedergeburt", was zu einer kalten Enteignung der UdSSR führte und keineswegs als allgemeiner Ausbruch aus dem „Völkergefängnis" konzipiert war, sondern als Unterordnung der Unionsrepubliken unter die russische Staatlichkeit, was die Ukraine, deren Bevölkerung sich beim Referendum mehrheitlich für den Weiterverbleib in der Union ausgesprochen hatte, schleunigst das Weite suchen ließ. Erst dann wurde der Vielvölkerstaat auf Konsensbasis aufgelöst. Das aber spaltete die antikommunistische Allianz und ließ die Anhänger des Imperiums zu erbitterten Gegnern der „kosmopolitischen Usurpatoren" werden.

Nachdem sich nun der zum „Führerstaat" drängende „imperiale Instinkt" bei den Wahlen gehörig Respekt zu verschaffen wußte, sind die Schocktherapeuten um Jegor Gaidar von ihrer „antifaschistischen" Rolle, die sie ja nur eingenommen hatten, um moralisch unbeschadet mit den „Lumpenproleten", das heißt mit der gesellschaftlichen Basis überhaupt, abrechnen zu können, selbst so überzeugt, daß sie sogar die Kommunisten zur „antifaschistischen Aktionseinheit" überreden wollten. Wo doch bis zum Wahlsonntag Kommunismus und Faschismus noch als Synonyme gegolten hatten. Der erste Kommentar aus dem Regierungslager über den Wahltriumph der „Liberaldemokraten", den Gennadij Burbulis tätigte, lautete auch noch entsprechend: die Ursache dafür sei in den Tiefen des sowjetischen Totalitarismus zu suchen. Gaidar ließ hingegen wissen, daß er künftig die Kommunisten nicht mehr als Kommunisten respektieren werde, sollten sie sich der Selbstverständlichkeit ihrer antifaschistischen Kampfaufgaben entziehen. KP-Chef Gennadij Sjuganow zeigte sich von dieser Drohung wenig beeindruckt und machte klar, daß er für eine Reform, welche die „Zerstörung Rußlands" beinhalte, keinerlei Verantwortung zu übernehmen gedenke.

Das kann man irgendwie verstehen. Weniger verständlich ist, warum sich ausgerechnet das elitäre Pack des antifaschistischen Feldes bemächtigen konnte und warum derlei Impulse nicht von den Kommunisten ausgehen. Zumal die Berührungspunkte zwischen den beiden miteinander konkurrierenden Strömungen mittlerweile ohnedies evident sind. Die Verteidigung des Weißen Hauses hatte ohne den Wahlsieger vom 12. Dezember stattgefunden, der sich auch für Jelzins Verfassungsentwurf, der ihm lediglich zu „kosmopolitisch" schien, erwärmen konnte. Beide sehen Rußlands Einheit durch die Ausschaltung der örtlichen Selbstverwaltung garantiert und auch hinsichtlich des „nahen Auslands", den in der Unabhängigkeit vor sich hindümpelnden

oder sich gegenseitig zerfleischenden ehemaligen Unionsrepubliken herrscht grundsätzlich Übereinstimmung darüber, daß der alten Reichsidee wieder Geltung verschafft werden müßte. Der amtierende Präsident läßt sich lediglich weniger in die Karten blicken als dessen aggressiver Herausforderer. Daß der Existenz der Sowjetunion mutwillig ein Ende bereitet wurde, die sowjetische Geschichte somit unvollendet blieb, erweist sich für die „Neue Weltordnung" als Fluch. Vorbei sind die Zeiten der „friedlichen Koexistenz", ein von Schirinowskij getriebenes Rußland könnte sich zum größten Irrläufer der Weltgeschichte entwickeln. Als Sowjetunion von der historischen Bühne verdrängt, meldet sich die Großmacht zurück, den Westen nicht mehr mit aufdringlichen Friedensangeboten nervend, ihn nicht mehr mit einer fremden, sondern mit der ihm eigenen Logik konfrontierend. Ein Szenario, das die guten alten Bedrohungslügen nachträglich als äußerst phantasiearm blamieren würde.

Wenig Spielraum für linke Politik

Im Spannungsfeld zwischen einem den nationalen Ausverkauf zügig vorantreibenden Handelskapitalismus und Schirinowskijs imperialistischem Programm ergibt sich für linke Politik nicht viel Spielraum. Zudem ist die Sjuganow-KP eben so wie sie ist und wohl auch nicht anders sein könnte. Sie ist die authentischste aller in Rußland nur denkbaren kommunistischen Parteien und gerade deshalb nicht wirklich kommunistisch. Ihre Vergangenheit als Staatspartei kann und will sie wohl auch gar nicht verleugnen. Deshalb unternimmt sie auch jetzt den Part einer „staatstragenden Partei" und richtet diesen Anspruch gegen den „kollektiven Rasputin", der mit Wollust den Untergang des Landes herbeiführe. Und Sjuganow hat ja auch nicht unrecht, wenn er die von den Moscow-Boys betriebene äußerste Zuspitzung des sozialen Antagonismus als Angriff auf die Staatlichkeit denunziert. Das Schlimme an den postkommunistischen Kommunisten ist nur, daß sie von den objektiven Determinanten der postkommunistischen Situation derart überwältigt sind, daß auch sie sich als Postkommunisten verhalten und auf jedes „Querdenken" verzichten.

In der theoretischen Aufarbeitung des staatssozialistischen Desasters genausowenig radikal wie in ihrer Kapitalismuskritik, ist die KP in der gegenwärtigen Auseinandersetzung vor allem darum bemüht, die Mitte zu halten. An den imperialistischen Visionen des Herrn Sch. hat Sjuganow lediglich auszusetzen, daß sie zu „extremistisch" seien. Sie sind ihm im Grunde wohl auch sympathischer als Gaidars „liberal-kosmopolitisches Modell".

Für Lenin war der Imperialismus als „staatsmonopolistischer Kapitalismus" die unmittelbare Vorstufe und materielle Vorbereitung des Sozialismus. In der „Drohenden Katastrophe und wie man sie bekämpfen soll" schreibt er: „... der Sozialismus ist nichts anderes als staatskapitalistisches Monopol, das zum Nutzen des ganzen Volkes angewandt wird und dadurch aufgehört hat, kapitalistisches Monopol zu sein". Schirinowskij beliebt es, das Ganze umgekehrt zu sehen: die Entwicklung eines staatsmonopolistischen Kapitalismus aus den staatssozialistischen Strukturen heraus. Gaidar hat „seinen" Lenin auch verkehrt gelesen, aber genau andersherum als die „Imperialisten". Denn das Wesen seiner Reform besteht in der Rücknahme des erreichten Niveaus der Vergesellschaftung, konzipiert als totale Destrukturierung, die sich aus der bewußten Freisetzung der marktwirtschaftlichen Spontaneität ergibt. Die Vergesellschaftungskrise, die dieses „Reformwerk" auslöst und die ohne historisches Beispiel ist, deren Lösung auf einer fortschreitenden Linie der Entwicklung man sich auch bewußt verweigert, wird dann noch als „heilsamer Schock" gepriesen.

Vergesellschaftungskrise

Sjuganows „patriotischer Pragmatismus" wird angesichts dieser wahnwitzigen Ideologisierung der Ökonomie, der Privatisierung um der Privatisierung willen, nachgerade wieder verständlich. Der Einsicht folgend, daß Rußlands nahe Zukunft nicht in emanzipatorischen Sozialismus-Modellen liegen könne, wird das einzig „Machbare" darin gesehen, die Zerfallstendenzen aufzuhalten und eine an den Gegebenheiten und historischen Traditionen des Landes orientierte „Generallinie" zu entwickeln, die natürlich, so der obligatorische Nachsatz, von der Priorität allgemein-gesellschaftlicher Interessen über die privatistischen auszugehen habe. Das ist eine im Grunde zentristische Orientierung, deren Effektivität auch weitgehend davon abhängen wird, ob sich ein wirkliches ideologisches und politisches Zentrum, und das könnte per Definition nur ein nichtkommunistisches sein, zu stabilisieren vermag, was den Kommunisten vielleicht auch den nötigen Freiraum verschaffen könnte, sich ein wenig visionärer mit der Zukunft zu beschäftigen.

Zwei konkurrierende Idiotismen

Um ein starkes Zentrum herum könnte eine neue politische Landschaft entstehen, welche die gegenwärtige Polarisierung in zwei konkurrierende Idiotismen außer Kraft setzt.

Weder Jelzins Sieg beim April-Referendum noch Schirinowskijs triumphaler Einzug in die Duma sollten darüber hinwegtäuschen, daß sich die bestimmende Tendenz im gesellschaftlichen Bewußtsein „zentristisch" definiert, das heißt weder dem abstrakten, irrationalen Radikalismus der Reformer folgt, noch der Idee eines aggressiven großrussischen Imperialismus viel abgewinnen kann. Die Polarisierung der russischen Gesellschaft wurde bewußt von den kapitalistischen Fundamentalisten herbeigeführt, weil ihnen nichts mehr zuwider ist als der „zentristische Sumpf", in dem sie ihre Radikalreformen versinken und das Schreckgespenst einer neuen NÖP, das heißt einer pragmatischen Ökonomie, die ihr Jahrhundertwerk in Frage stellen könnte, aufsteigen sehen. Deshalb mußten die Sowjets weg. Nicht weil sich im Weißen Haus die „kommunistische Revanche" verschanzt hatte, sondern weil dort das Bedürfnis nach einem gesellschaftlichen Kompromiß artikuliert worden war.

Wie man Jelzin aber mittlerweile kennt, wird er weiter den „zentristischen Verrat" bekämpfen, auch wenn sich Teile seines Reformlagers davon angezogen fühlen sollten, und das Absinken der Massenloyalität in Richtung Null durch eine Verstärkung des repressiven und ideologischen Staatsapparats auszugleichen versuchen. Dabei könnte er, bei Anspannung aller Kräfte, vielleicht seine linken und zentristischen Gegner ein weiteres Mal in die Knie zwingen, der rechtsradikalen Herausforderung wäre er dann aber sicher nicht mehr gewachsen. ■

Werner PIRKER ist freier Journalist.

Eine „Mailänderin“

Luisa Muraro, Die symbolische Ordnung der Mutter, Ital. Originalausgabe: L'ordine simbolico della madre, Rom 1991, Deutsche Übersetzung von Gesa Schröder, Campus Verlag, Frankfurt a. M./New York 1993, 170 Seiten, 265 Schilling.

Luisa Muraro lehrt an der Universität Verona und gilt als prominente Vertreterin der italienischen Frauenbewegung. Sie ist Mitbegründerin der Gruppe „Diotima“ (eine Verbindung von Philosophinnen und Wissenschaftlerinnen seit 1984) und in der Mailänder Frauengruppe „Liberia delle donne di Milano“ engagiert.
Die vorliegende Schrift ist ein Versuch, der „symbolischen Ordnung des Vaters“ – also dem „Gesetz des Vaters“ respektive dem Primat des Phallus als generellen Signifikanten der symbolischen Ebene durchaus im Sinne Lacans – die symbolische Ordnung der Mutter als emanzipatorisches Unternehmen entgegenzustellen. Auch wenn man die symbolische Ebene und mit ihr die Tiefenstruktur sozialen Geschehens, also die symbolische Ordnung nicht als so homogen betrachtet, wie es Lacan aus theorie-immanenten Gründen konsequenterweise tun mußte, setzt der Versuch eines Umsturzes der symbolischen Ordnung, den Muraro offenbar im Auge hat, kein evolutionäres Vorgehen voraus, sondern ein revolutionäres Durchbrechen des Circulus vitiosus im dreipoligen Beziehungssystem Mutter – Tochter – Vater. Muraro ist sich dieser Problematik durchaus bewußt, wenn auch bezweifelt werden kann, daß die „Dankbarkeit gegenüber der Mutter“ auf der Ebene der symbolischen Ordnung diese revolutionäre Umkehr zu leisten vermag.
„Die Zeit hat von sich aus nicht die Macht, die symbolische Ordnung zu verändern, während sie dagegen die materielle Realität sehr wohl verändert. Ich bin zu der Schlußfolgerung gelangt, daß Zeit und symbolische Ordnung gleichberechtigte Instanzen sind, insofern beide vermittelnde Instanzen sind, Instanzen der Denkbarkeit des Realen. Vergessen wir nicht, daß auch die Zeit eine Ordnung ist, die Ordnung, die wir der Erfahrung des Werdens geben. Im allgemeinen brauchen Veränderungen Zeit. Nicht aber diejenigen, die die symbolische Ordnung betreffen: im Gegenteil, diese unterbrechen die Zeit, heben sie auf. Deshalb ist ein schrittweises Vorgehen, wenn es darum geht, die symbolische Ordnung zu verändern, lediglich eine Vermeidungsstrategie. Auf dieser Ebene stellt sich die Veränderung nämlich augenblicklich ein. Oder sie stellt sich nicht ein, dann aber auch nicht in zweitausend Jahren.“ (S. 106 f.)
Nach Muraro ist die symbolische Ordnung selbst nicht beurteilbar (in Kategorien der Ethik oder Logik): sie liegt vielmehr jedem Urteil voraus und ist das Sich-Darstellen des Realen in einer bestimmten historischen und sozialen Situation, ohne allerdings das Reale selbst zu sein. Gleichwohl könne die symbolische Ordnung „Gegenstand einer auf Veränderung zielenden Absicht sein“ (S. 109). Muraro bezieht sich hier auf die Geschichte der unbewußten Formen des Sozialen; so zunächst auf die „dongue durée“ Fernand Braudels, im weiteren auch auf Lévy-Strauss und Marx. In diesem Sinn versteht Muraro ihre Revolution des Symbolischen politisch (S. 110).
Im ersten Kapitel beschreibt Muraro die Geschichte der Philosophie aus ihrer subjektiven Erfahrungsperspektive; sie sieht in dieser eine Institutionalisierung des Patriarchats. Die Philosophen hätten ihre Fähigkeit zur Schaffung von symbolischer Verknüpfung gerade aus der historisch privilegierten Mutter-Sohn-Beziehung gewonnen. So müsse Frauen philosophisches Denken notwendigerweise äußerlich bleiben. Die besondere Beziehung zur Mutter entfalte sich in der primären, symbiotischen Vermittlung der Außenwelt seitens der Mutter, zumal durch die Muttersprache (3. Kapitel). An die Stelle der Mutter kann später auch ihr Ersatz – Vater, Gott, Liebe, Geld – treten.
Hier müßten vor allem Frauen zu den „Ursprüngen“ zurückkehren.
Das Buch Muraros enthält gewiß in manchen Aspekten Ansatzpunkte des weiteren feministischen Diskurses, doch scheint einiges vor allem auf der theoretischen Ebene – wie die Autorin gelegentlich auch selbst bemerkt – noch nicht ganz ausgereift.

Wolfgang W. Priglinger

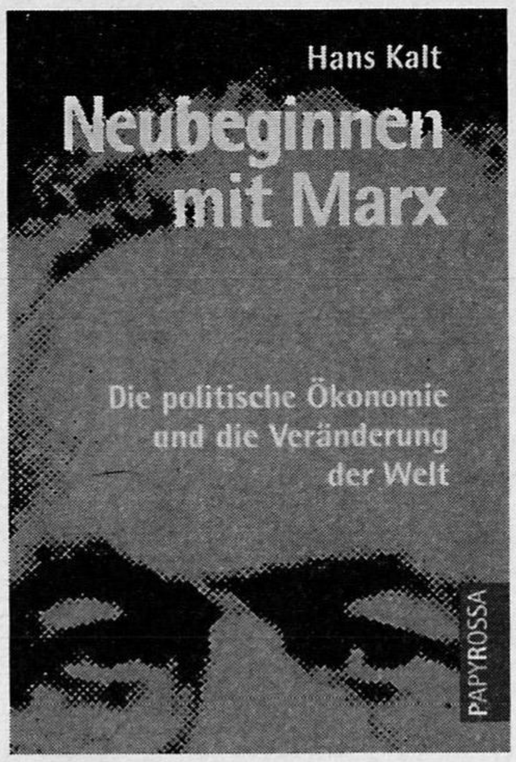
Standardwerke für politisches Denken und Handeln

Hans Kalt, Ist die Wirtschaft noch zu steuern? Anatomie der Krise. 143 Seiten, 155 Schilling,

Hans Kalt, Neubeginnen mit Marx. Die politische Ökonomie und die Veränderung der Welt. 236 Seiten, 250 Schilling.

Beide: PapyRossa-Verlag, Köln 1993.

Arbeitslosigkeit, Staatsverschuldung, auswegloses Elend der Entwicklungsländer, Ökologie-Kollaps, Massenzulauf zu rechtspopulistischen Führerparteien, statt realem Sozialismus nun Kapitalismus auf niedriger Ebene, GATT-Verträge mit Ächzen und Stöhnen unter Dach, Maastricht und EU vertiefen Spaltung Europas, NAFTA einigt angeblich Nordamerika… Aktualität. Und was ist der Hintergrund? Wo liegt die Perspektive?
Hans Kalt, Wirtschaftswissenschafter, früherer Chefredakteur der „Volksstimme“ und KPÖ-Funktionär in höchsten Gremien, hat zum Jahresende 1993 sein Buch über die Anatomie der Krise vorgestellt, ein paar Monate zuvor erschien „Neubeginnen mit Marx“. Darin heißt es im Vorwort von Peter Fleissner:
„Alle bisherigen Spielarten linker Theorien, die auf eine Abschaffung oder zumindest Verbesserung der gegenwärtigen unerträglichen Zustände abzielen, müssen nun auf den Prüfstand… Einigkeit herrscht nach wie vor darüber, daß Geschichte nicht von einzelnen gemacht werden kann, wenn die entsprechenden Massenbewegungen oder zumindest schweigende Mehrheiten fehlen… Diese Bewegungen bedürfen aber einer – wenn auch noch so geringen – Identität, eines kleinsten gemeinsamen Nenners, der allgemein, allen gemeinsam ist. Wo kann diese Identität gefunden oder hergestellt werden, wenn so verschiedene und widersprüchliche Meinungen vorhanden sind?“ fragt Fleissner und fügt eine Antwort an: „Die Probleme des Kapitalismus sind universal geworden, sie sind heute Probleme der ganzen Welt. Es gibt keine Ausreden oder Entschuldigungen mehr für ihn. Kapitalistische Wirtschaft wird sich in Zukunft für ihre Folgen vor den Menschen der Erde verantworten müssen.“
Aus der Funktionsweise der kapitalistischen Wirtschaft und deren Folgen ergeben sich die notwendigen Theorien und Bewegungen. Hans Kalt hat es sich zur Aufgabe gemacht, dieses System aus marxistischer Sicht zu analysieren und Schlußfolgerungen zu entwickeln. Übrigens hat sich auch die Wirtschaftswissenschaft des Systems durchaus der Erkenntnisse von Karl Marx bedient, als sie den Ausweg aus der katastrophalen Situation nach dem ersten Weltkrieg suchte: „Es war unbestreitbar das Verdienst von John Maynard Keynes, die Angst der nichtmarxistischen Politökonomen vor einem ‚Abrutschen‘ zu Marxschen Auffassungen beiseite geschoben zu haben. Ohne sich darauf zu berufen, ging er von der Auffassung über die gesamtwirtschaftliche Reproduktion aus, wie sie Marx im zweiten und dritten Band des ‚Kapital‘ entwickelt hatte. Allerdings ohne die von Marx daraus abgeleiteten gesellschaftspolitischen Konse-



quenzen."
Was der Mangel an gesellschaftspolitischen Konsequenzen in der Folge bewirkte, ist bekannt. Aus der Analyse der weiteren Entwicklung sieht Hans Kalt vom heutigen Gesichtspunkt zwei Optionen für das System:
Die eine Möglichkeit besteht in der Beendigung jeglicher staatlicher Konjunkturpolitik. Das Kapital müßte die Sozialpartnerschaft beenden, der Spielraum für Reformschritte würde enger, das politische Szenario könnte sich im Verlauf eines zugespitzten Verteilungskampfes verändern (Rechtsparteien!). Die einzelnen Staaten würden weiter zu regulieren versuchen, es gäbe jedoch auch Kräfte, die bewußt den Absturz des Reproduktionsprozesses in Kauf nehmen.
Die andere Option wäre eine Rückkehr zum Instrumentarium von Keynes. Dies erforderte eine Politik, in der nach Anspringen der Konjunktur die Verschuldung auf Kosten des Kapitals abgebaut werden müßte. Ein verschärfter Verteilungskampf wäre ebenfalls nicht zu verhindern. Vor allem böte auch eine allgemeine Rückkehr zu den Instrumentarien von Keynes den Entwicklungsländern keinen Ausweg aus der Dauerdepression.
Ob und wie die kapitalistische Wirtschaft noch zu steuern sei, ergibt sich aus der Analyse der Entwicklung staatlicher Regulierungsmethoden. Als Keynes in den zwanziger Jahren die heilige Kuh der frei wirkenden, sich selbst regulierenden Marktwirtschaft in den Stall trieb, um die grüne Wiese des kapitalistischen Reproduktionsprozesses mit Hilfe staatlich eingesetzten antizyklischen Düngers nahrhafter zu machen, begannen einige Jahrzehnte Regulierungsgeschichte. Internationale Dimension entstand mit dem Abkommen von Bretton Woods (1944). Hans Kalt untersucht jedoch die Widersprüche, die daraus erwuchsen und neue Lösungen notwendig machten. Anfang der siebziger Jahre war der Steuerungsmechanismus von Bretton Woods am Ende. Nationale und globale Regelungsversuche, „angebotsorientierte Marktpolitik", der „Neomonetarismus" (Hajek) verschleierten schließlich die Steuerungsmöglichkeiten auch ohne staatliche Eingriffe, und zwar durch die Monopol- und Finanzbeziehungen des internationalen Industrie- und Finanzkapitals. Das allmähliche Ansteigen der Finanzschulden, die massive Verschlechterung der Reproduktionsbedingungen in den Entwicklungsländern mit den notwendigen Eingriffen (Umschuldung 1982) und der Kollaps in Osteuropa werden von Kalt ebenso untersucht wie die jüngsten Versuche im Bereich der Zinsen- und Währungspolitik.
Entscheidend ist für Hans Kalt ein theoretischer Ansatz: das Wertgesetz, dem die Warenproduktion unterliegt, und das schon vor Marx entdeckt worden war (Smith, Ricardo). „Bestimmend für die Größe des Wertes ist die für die Erzeugung einer Ware oder die Erbringung einer Leistung jeweils durchschnittlich erforderliche Zeit abstrakter menschlicher Arbeit... Die kapitalistische Produktionsweise beruht auf Kauf und Verkauf auch von Arbeitskraft für jeweils bestimmte Zeit oder Leistung... Zum Unterschied von der Wertbildung bei anderen Waren geht in den Wert der Arbeitskraft auch der historisch bestimmte Lebensstandard ein, den sich die Arbeiterklasse des jeweiligen Landes erkämpfen konnte... Die Arbeitskraft hat die Fähigkeit, mehr Wert zu schaffen, als zu ihrer Erhaltung notwendig ist. Ohne diese Eigenschaft wäre der geschichtliche Aufstieg der Menschheit nicht möglich gewesen...
Die Wertteile, die aus dem Wert der Roh- und Hilfsstoffe, durch Abnützung der Maschinen, Bauten und Anlagen, sowie die notwendigen Kosten für den Transport der Fertigwaren zum Markt auf letztere übertragen werden, unterliegen in dieser Zeit einer – sich mit dem Tempo des technologischen Fortschritts beschleunigenden – Abwertung..."
So ist das in der „Anatomie der Krise" zu lesen. Welche Widersprüche sich jedoch daraus ergeben und wie sie gelöst werden (oder nicht), welche komplizierten Folgen und Wechselwirkungen bei jeder Verletzung der Wertgesetze entstehen, das versucht der Autor vor allem in „Neubeginnen mit Marx" mit wissenschaftlicher Präzision darzustellen. Eine präzise und in ihrer sachlichen Kürze bestechende Analyse mit zahlreichen konkreten Daten, Fakten und vielen ausführlichen Quellenangaben liegt hier vor.
Kalt entschuldigt sich (!) im Vorwort dafür, „zum Verständnis des Nachfolgenden mit dem am schwersten verständlichen Thema beginnen" zu müssen. „Das sind einige Aspekte der Marxschen Werttheorie selbst, die seit Marx nicht mehr oder zuwenig beachtet worden sind, obwohl gerade sie hätten weiter erforscht werden müssen." Dieser Hinweis bezieht sich nicht nur auf die Ignoranz von Partei- und Staatsführungen des ehemaligen realen Sozialismus, sondern auch auf die notwendige Auseinandersetzung innerhalb des Kapitalismus. Darum werden im folgenden ausführlich das Regulierungssystem behandelt, seine Grenzen aufgezeigt, die Veränderungen der Sozialstrukturen analysiert und die gesellschaftspolitischen Auswirkungen gezeigt. Anknüpfend an das Vorwort von Peter Fleissner in „Neubeginnen" ist auf die politischen Auswirkungen zu verweisen (Schlußkapitel dieses Bandes). Hier sind die aktuell wichtigsten Erscheinungen und Widersprüche skizziert. Das kann's aber nicht gewesen sein. Wozu ein solch arbeitsaufwendiges Werk, wenn nicht am Schluß die Frage gestellt wird: „Was tun?" Das folgt als Schlußkapitel auf die Titelfrage des anderen Bandes, ob die Wirtschaft noch zu steuern sei.
Eine von menschlichen Bedürfnissen gesteuerte Wirtschaft kann sich nur auf der Grundlage gesellschaftspolitischer Umwälzungen entwickeln. Den Optionen der kapitalistischen Wirtschaft ist diese Alternative entgegenzustellen. Es gibt keine Automatik bei der Ablösung des kapitalistischen Systems durch ein sozialistisches, betont Kalt. Die Analyse des Kapitalismus zeigt immer festere internationale Kooperation. Das erfordert eine international handlungsfähige Arbeiterklasse (auch diesen Begriff behandelt Kalt) und die Entwicklung politischen Bewußtseins, was nur in der Auseinandersetzung möglich ist.
Noch etwas wird aufs neue klar herausgearbeitet: Die Aufhebung der alten Produktionsverhältnisse, angekündigt im „Manifest" vor fast 150 Jahren, und das Gestalten einer sozialistischen Gesellschaft erfordert eine politische Partei mit der Fähigkeit, „die höchsten und aktuellsten wissenschaftlichen Ergebnisse des menschlichen Forschens bei Festlegung ihrer programmatischen Ziele wie ihrer täglichen Politik zu berücksichtigen. Sie muß daher marxistisch sein ... im Sinne der Auffassung Antonio Gramscis, der den Marxismus als die wissenschaftliche Welt-

anschauung betrachtete. Aber eine Partei kann sich nie darauf beschränken, ihre Tätigkeit auf die einer wissenschaftlichen Akademie zu beschränken. Sie muß handlungsfähig sein. Das aber erfordert die von Lenin besonders stark betonte Einheitlichkeit des Handelns", faßt Kalt zusammen.
Die Frage des Übergangs zum Sozialismus steht nicht unmittelbar auf der Tagesordnung. Für die tägliche politische Praxis auf allen Ebenen, als Medikament gegen Resignation, Anpassungsdruck und sozialpartnerschaftliche Gehirnerweichung, zur Gestaltung linker Programmatik und nicht zuletzt zur „Vergangenheitsbewältigung" liegen zwei Standardwerke vor, für die dem Autor und dem Verlag zu danken ist. Dieser Dank läßt einige Flüchtigkeit in der Herstellung (man muß wohl die Korrektoren einsparen) verschmerzen. Gegen sinnstörende Fehler, falsche Seitenhinweise in Fußnoten und ähnliches mehr sollte es aber Rezepte geben.

Hubert Schmiedbauer

Partizipatorische oder moralisch aufgerüstete Demokratie?

Giovanni Sartori, Demokratietheorie, aus dem Englischen übersetzt von Hermann Vetter, hg. von Rudolf Wildenmann, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1992 (orig. 1987), 616 Seiten, 765 Schilling.

Michael Th. Greven, Macht in der Demokratie, Denkanstöße zur Wiederbelebung einer klassischen Frage in der zeitgenössischen Politischen Theorie, Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 1991, 296 Seiten, 479,50 Schilling.

Sartori verfügt über das Denkvermögen des gebildeten Hausverstands. Die Grenzen seiner Vorstellungskraft werden zweimal sichtbar. Einmal wenn er Karl Marx bezichtigt, dieser würde die Menschheit als einen Organismus denken. Sein Mißverständnis von Marxens Kritik der liberalistischen Einbildung von Menschen als vereinzelten einzelnen gründet tiefer als in seiner Unkenntnis der Einleitung zu den „Grundrissen" – Sartori ist außerstande, sich einen anderen Begriff von Gesellschaft zu machen als den der „Summe der einzelnen".
Das führt ihn in das Dilemma, daß er „die Demokratie" durch ihre Erfolge gefährdet sieht. Bewertet würde die Demokratie wie jede Regierungsform danach, was sie an „Nebenprodukten" zustande bringe. Die Demokratie sei ökonomisch so außerordentlich erfolgreich und der utilitaristische Rationalismus so einflußreich gewesen, daß dies eine „Revolution der steigenden Erwartungen" bewirkt, ja geradezu eine neuartige Gesellschaft hervorgebracht hätte: die der „Anspruchsberechtigten" die keinerlei Pflichten oder Verpflichtungen mehr kennen würden. Wenn nun aber das Ende des beständigen Wirtschaftswachstums drohe, könnte neue Unruhe bevorstehen, „weil die einzigen befriedeten Gesellschaften diejenigen sind oder sein werden, deren Wirtschaftsleistung deutlich rascher als ihre Bevölkerung wächst" (S. 474).
Dies könnte auch sein Gutes haben, weil wir vielleicht „dem Ende der Surrogate" entgegengingen. Nun sollte uns dämmern, daß es keine wirtschaftliche Heilung für nichtwirtschaftliche Übel geben, und, allgemeiner, daß ein amoralischer (postmoralischer) Mensch kaum eine gute Gesellschaft hervorbringen könne. Der moralische Mensch wäre verdrängt worden vom rationalen, und zwar durch Manipulation, für die es nach Satoris Vorstellung keine Grenze gibt: „Da der Mensch keine Natur im naturalistischen Sinn hat, sondern das ist, was er zu sein glaubt, ist es ohne weiteres möglich, ihn nur noch zu einem ökonomischen Wesen zu machen."
Dies wäre auch auf politischem Gebiet erfolgt, auf dem sich die Logik des politisch nichtengagierten „lachenden Dritten" durchgesetzt hätte. Soll heißen: Die Mitglieder und Anhänger der politischen Gruppen hätten keinen größeren Vorteil von ihrem Engagement als die politisch wenig interessierten, um die sich die Führungen sogar mehr bemühen müßten als um ihre sicheren Parteigänger. Denn der Vorteil der Demokratie ergebe sich aus dem was sie sei: „das Nebenprodukt einer konkurrenzbestimmten Methode der Auswahl von Führern".
Mit dieser jeden Inhalts entleerten Fassung von Demokratie, einer Fortführung des auf Schumpeter zurückgehenden Modells der elitistischen Konkurrenz-Demokratie, läßt sich in der Tat ein aktuelles demokratiepolitisches Problem scheinbar folgerichtig wegargumentieren. In seiner Kritik an Robert Michels' „ehernem Gesetz der Oligarchisierung" gesteht er diesem zu, ein wichtiges Problem zu thematisieren: ob die Parteien in sich demokratisch sind oder nicht. Doch wäre dieses Problem für die Demokratie unerheblich. Da seine Argumentation gerade an dieser Stelle typisch ist für eine ganze Richtung, sei sie hier ausführlich wiedergegeben: „Weder Marx noch Michels nehmen den Unterschied (zwischen dem Leben unter der Herrschaft etwa Churchills und der Hitlers) wahr oder erklären ihn. (...) Sie suchen die Demokratie in Strukturen, nicht in *Interaktionen*. (...) Statt in das Innere der Organisationen zu blicken, sollte man das Zusammenwirken gegensätzlicher und konkurrierender – natürlich politischer – Organisationen ins Auge fassen. Warum und worum konkurrieren sie? Offenbar um Anhänger, denn ihre Stärke beruht auf deren Anzahl. Wie konkurrieren sie? Offensichtlich und nach eigenem Bekunden, indem sie ihren Anhängern Nutzen und Vorteile versprechen. Daraus ergibt sich, daß in dem Wettbewerb der politisch organisierten Minderheiten der politisch Aktiven die unorganisierte Mehrheit der politisch Inaktiven zum Schiedsrichter – und letztlich zum lachenden Dritten – wird. Wie oligarchisch sich also die Organisation jeder Minderheit von innen ausnimmt, das Ergebnis ihrer Konkurrenz ist, insgesamt gesehen, doch demokratisch. Das ist, ich betone es, kein optimaler Zustand. ...*trotz allem* ergibt sich insgesamt eine Großdemokratie aus der bloßen Tatsache, daß die *Macht* der Entscheidung zwischen den Konkurrenten in der Hand des demos liegt" (S. 159-160).
Seine Antwort auf Gefährdungen der Demokratie heißt moralische Aufrüstung – siehe oben. Dagegen tritt in den Hintergrund, was sich Sartori als Aufgabe gestellt hat: die Demokratie durch begriffliche und theoretische Klarheit zu stärken. Sein stärkstes Argument für die „liberale Demokratie" (eine andere habe es in Großgesellschaften real nie gegeben) bleibt die faktische Beschränkung der politischen Macht durch regelmäßige Wahlen, denen sich jede aus der Mehrheit gebildete Regierung stellen muß. Das Interesse, wiedergewählt zu werden, bringe das praktisch wirksame Prinzip der „antizipierten Reaktion" hervor, was bedeutet, daß eine auch noch so starkie Mehrheit Mutmaßungen darüber anstellen müsse, ob ihre Entscheidungen auf so massive Ablehnung stoßen könnten, daß dies ihre Wiederwahl gefährden könnte. Sartori sieht durchaus die daraus resultierende relative Schwäche der Problemlösung, die als Mangel an Mut zu unpopulären Entscheidungen wegen des Schielens auf den nächsten Wahltermin beklagt wird. Ein Ausweg wäre aber nur um den Preis der Aufgabe der entscheidenden Sicherung der Demokratie zu haben: des Wettbewerbs, der durch Individual- und Minderheitsgarantien in der Verfassung abgesichert werden müsse.
In der Politikwissenschaft scheint weithin Einigkeit mit Sartoris Auffassung vorzuherrschen, daß Macht in der Demokratie kontrolliert, damit eingeschränkt, somit

kein eigentliches Problem weder der empirischen Forschung noch der Theoriebildung wäre. In dem von Greven herausgegebenen Band sind Beiträge von mehreren Tagungen der Sektion „Politische Philosophie und Theoriegeschichte“ der „Deutschen Vereinigung für Politische Wissenschaft“ zum Thema versammelt. Der Herausgeber hat dem einen seiner zwei Artikel programmatisch ein Zitat von Urs Jaeggi vorangestellt: „Diejenigen, die die Macht besitzen, bevorzugen unklare und verschwommene Begriffe; ...diejenigen, die dem abhelfen wollen, stehen demgegenüber vor der Notwendigkeit, ihre Ideen klar herauszustellen...“

Greven nennt als die Grundfragen der politischen Wissenschaften: Macht, Herrschaft, Legitimität. Damit beschäftige sich aber vielmehr die Soziologie. Dagegen werde heute in der Zunft stattdessen geredet von: Ressourcenmobilisierung, Steuerung und Evaluierung. Die Wortwahl würde nicht nur die begrüßenswerte Versozialwissenschaftlichung des Faches bezeichnen, „sondern leider auch den Verlust einer prinzipiell historischen und darum kritischen Dimension. Das Problem der Macht, eine der, wenn nicht *die* Frage des geschichtlichen Denkens über Politik scheint in ihm durch die Demokratie selbst gelöst; die Demokratie ist danach die Lösung“ (S. 107-108).

Greven selbst vertritt die Auffassung, die Trennung von Staat und Gesellschaft sei eine herrschaftsfunktionale Einbildung, derzufolge die Gesellschaft zur Quelle aller Gefährdungen erklärt würde. Wir würden längst in einer „politischen Gesellschaft“ leben, meint dagegen der Autor.

Gemeinsame Fragestellungen haben die neun Autoren und eine Autorin nicht gefunden. Manche Beiträge haben mit dem Titel des Buches nur wenig zu tun. So bietet der Band breit gestreutes, vielleicht verstreutes Wissen über und rund um das Thema.

Georg Fischer

Re-Politisierung!

Ulrich Beck, Die Erfindung des Politischen. Zu einer Theorie reflexiver Modernisierung. es 1780, Suhrkamp Verlag, Frankfurt 1993, 303 Seiten, 156 Schilling.

Beck, inzwischen in München Hochschullehrer, gehört zu den wenigen Soziologen in Deutschland, die diesen Namen verdienen. Soziologie ist für ihn öffentliche Theorie und Kritik der Gesellschaft. Seit seiner einige Furore machenden Publikation „Risikogesellschaft“ ist ihm eine gewisse Prominenz in der öffentlichen Zukunftsdiskussion zuteil geworden, der er jüngst erst in einem glänzenden »Spiegel«-Essay (Nr. 47/1993) unter dem Titel „Zurück in die Zukunft“ insofern gerecht geworden ist, als er ebendiese Prominenz dazu genutzt hat, beherzt mit dem (deutschen) Nationalismus, mit der „Wiederverzauberung des Nationalen“ überhaupt abzurechnen.

Der neuerlich virulenten Bewegung der Gegenmoderne unter der Flagge des Nationalen ist auch in der vorliegenden Veröffentlichung ein instruktives Kapitel „Die Erfindung der Nation als halbierte Moderne“ gewidmet. Hier wie in anderen Passagen zeichnet sich Beck als ein Autor aus, der *unbefangen* denkt. Befangenheit in den Schemata der „klassischen Industriemoderne“ mit den „leitenden Ideen und Schlüsselkategorien: Nationalstaat, Klassen, wissenschaftliche Wahrheit, Technikglaube, und dem Freund-Feind-Schema des Politischen“ (S. 261) ist für Beck gleichsam der „Alp der toten Geschlechter“ der als Hypothek auf der gegenwärtigen Zukunftsdiskussion lastet.

Mit seiner „Erfindung des Politischen“, seiner Suche nach einem „politischen Programm der radikalisierten Moderne“ als Gegengift zu allen Varianten gegenmoderner Rückwärtsbewegungen, unternimmt er den Versuch, Ansatz- und Anknüpfungspunkte für eine „neue Qualität des Politischen“ zu entdecken und mithin in Umrissen zu formulieren. Um aber erst einmal zu Suchbewegungen zu gelangen, so das (Zwischen-)Fazit am Ende des Buches, sei ein neuer Modus der Einstellung zur Welt zu entwickeln. Diesen entnimmt er durchaus dem europäischen Denkerbe. Es handelt sich um einen renovierten Skeptizismus, wie er ihn bei dem der „Relegionskriege“ überdrüssigen französischen Essayisten Michel de Montaigne exemplarisch vorgebildet sieht.

„*Pazifismus und Zweifel sind Wahlverwandte*. Wahrheit und Militär entstammen ein und derselben Denkkiste“ (S. 262). Beck weiß sehr wohl, daß er mit diesem Befund in der engeren Nähe postmoderner Beliebigkeit sich bewegt. Daß er aber mit seinem Vorschlag für eine „Erfindung des Politischen“ im Ausklang der traditionellen Industriemoderne so gerade am anything goes vorbeischrammt, anders: daß er nicht dem Zauber postmodernistischer Gegenmoderne erliegt, dafür sorgt die entschiedene Nutzung wissenschaftlicher Denkweise. Allerdings, einer soziologischen, im weiteren gesellschaftswissenschaftlichen Denkweise, die nicht länger Heils- und Gesetzmäßigkeitsgewißheiten mit der Suchbewegung wissenschaftlicher Analyse verwechselt. Unsicherheit, Offenheit, Möglichkeitsfelder, das sind Kategorien, von denen die „Erfindung des Politischen“ geleitet wird. Nicht zufällig ist es an entscheidenden Stellen Robert Musils Denkfigur „Wenn es Wirklichkeitssinn gibt, muß es auch Möglichkeitssinn geben“ (Mann ohne Eigenschaften), die Becks politisches Denken innerveniert.

Seine Neukonzeption des Politischen heißt „Subpolitik“, eine Form der Re-Politisierung des gesellschaftlichen Lebens, die von den gesellschaftlichen Individuen getragen statt an politische Institutionen delegiert wird.

Worum es ihm im Grunde zu tun ist, das Herunterholen des Himmels des Politischen auf die Erde des Gesellschaftlichen. Anders, im Zeichen der Risikogesellschaft (Ökologie, Krieg, Neo-Nationalismen) und der Unfähigkeit der politischen Systeme, mit Risiken umzugehen, votiert Beck für eine „Rückkehr der Individuen“ ins Politische als Resorption des Politischen durch die Gesellschaft. Eine Entstaatlichung, die einhergeht mit Repolitisierung der von den traditionellen politischen Systemen entpolitisierten Individuen. Denn Beck weiß durchaus um die Riskanz der Entstaatlichungsoption, wenn sie als schiere Privatisierung der Risiken in der Risikogesellschaft daherkommt. Und er ist klug genug einzubekennen, daß „eine Sicht..., die mit dem Handlungsbegriff Ernst macht, ihm gestaltende, verändernde Politikqualitäten zuerkennt, kaum in Sicht (ist)“ (S. 90).

Genau dies aber bezeichnet den neuralgischen Punkt der Beckschen Option für die „Erfindung des Politischen“ nach dem Zusammenbruch bzw. Scheitern traditioneller Politiken in Ost und West: Seine Konzeption der „Subpolitik“, Politisierung des Individuellen ist immer dort, wo seine Diagnosen und Möglichkeitsoptionen auf Konstellationen realer *Macht*verhältnisse stoßen eigenartig, konturenschwach und blaß. An diesen Punkten wechselt seine Sprache ins „würde“, „wäre“ und „könnte“.

Desungeachtet, wer um eine Neubestimmung des Politischen heute sich müht, wird schwerlich an Becks Publikation „Die Erfindung des Politischen“ vorbeigehen können. Mag man seine Gesellschaftsdiagnosen nicht durchläufig teilen, mag man seine Konzeption der „Subpolitik“, der Repolitisierung der gesellschaftlichen Individuen in Gestalt von „Unterstützungsnetzwerken“ (S. 234) nicht für der politischen Weisheit letzten Schluß halten, weil auch „bürgergesellschaftliche Netzwerke“ allzu glatt in politisches Klüngelwerk traditionellen Zuschnitts sich verwandeln, Beck präsentiert gleichwohl einen ganzen Sack von Analysen und Denkanstößen, die für eine unbefangene Rekonstruktion des Politischen verwertbar sind.

„Der Realismus eines *Machiavelli*“, notiert er gegen Schluß des Buches, „des Krieges aller gegen alle bei *Hobbes*, des Politischen, das sich bei *Carl Schmitt* auf die Entscheidung über den Ausnahmezustand und die Gegenüberstellung von Freund und Feind stützt – alle diese vom Sündenfall der Macht ausgehenden Theorien der Politik setzen das Moral- und Wahrheitszeitalter voraus“ (S. 261). Gewiß, die Moral- und Heilsgewißheiten haben tödliche Spuren, haben die Nacht- bzw. barbarische Seite der Moderne mit heraufbeschworen, was schon in Horkheimers und Adornos „Dialektik der Aufklärung“ thematisch geworden ist. Noch aber ist keine Idee des Politischen in Sicht, die das Dilemma des Politischen (namentlich in der Form des Staatlichen als Machtkonzentrat): Verkörperung menschlicher Entfremdung (Marx) und zugleich Medium der Emanzipation (Marx) praktikabel aufhöbe. Der von Beck in Anknüpfung an einen von ihm leitmotivisch zitierten Aufsatz von Wassily Kandinsky mit dem bezeichnenden Titel „und“ (S. 9) gedanklich angesteuerte Abschied vom „Zeitalter des entweder-oder“ (z. B. Freund oder Feind) und Einstieg ins „Zeitalter des und“, was einzig den Umschlag der Risikogesellschaft ins unwiderruflich Katastrophische verhindere, haben gewiß die Schönheit der Utopie für sich. Allein sein Plädoyer fürs Subpolitische wirkt allemal hilflos im Angesicht des kristallenen Machtcharakters des Politischen. Während die liberalen Sympathien der Beckschen Re-Humanisierung des Politischen gelten, feiert Carl Schmitts Politik-Formel des Freund-Feind-Schemas eine Renaissance. Weiter, das schöne „und“, der Skeptizismus, der Zweifel und die Toleranz, entkräften mitnichten Max Webers Diktum, wonach Politik Kampf sei. Beck führt nicht über Weber hinaus, wohl aber führen seine Untersuchungen eindringlich vor Augen, wo die Schwierigkeiten liegen, bei der „Erfindung des Politischen“ jenseits von Machiavelli, Hobbes, Weber und Schmitt sich zu plazieren. Das betrifft auch diejenigen, die die „Kritik der *politischen* Ökonomie“ für alles andere denn von gestern halten. Walter Benjamins Reflexionen übers Politische, die in jenem Dilemma von Entfremdung und Emanzipation stöbern, haben an Aktualität nichts eingebüßt, auch wenn mancher Zeitgeist-Denker meint, ihn zum Müll rechnen zu müssen.

Friedhelm Kröll

Marxismus und Christentum

Fr.-M. Balzer (Hg.), Ärgernis und Zeichen. Erwin Eckert – Sozialistischer Revolutionär aus christlichem Glauben, Pahl-Rugenstein-Verlag, Bonn 1993, 389 Seiten, 320 Schilling.

In unseren Tagen, in denen wir neuen Nationalismus, Faschismus und Antisemitismus erleben, ist es gut, anhand dieses Buches den evangelischen Pfarrer und Politiker Erwin Eckert kennenzulernen, der gegen alle diese Strömungen aufgestanden ist. Eckert war 1926 Mitbegründer des „Bundes der religiösen Sozialisten Deutschlands“, einer Gruppe, die sich für sozial-praktische Folgerungen des christlichen Glaubens einsetzte. Nun klingt gerade diese letzte Formulierung wieder blaß und theoretisch. Erfährt man aber, daß Eckert zwischen 1931 und 1933 in vielen Städten des Ruhrgebietes in Massenversammlungen über das Thema „Wer Hitler wählt, wählt den Krieg!“ redete, und daß er 1933 und 1936 verhaftet und zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt wurde, dann erkennt man, welche peinlich-praktischen Seiten Eckerts Engagement gehabt hat. Einige Informationen zur Person: Eckert wurde 1893 im Badischen als Sohn einer Lehrerfamilie geboren. Er studierte in Heidelberg, Göttingen und Basel evangelische Theologie und trat 1911 der SPD bei. 1914 meldete er sich freiwillig zum Militär. 1919 wurde er Vikar. Von 1922 bis 1931 war er Pfarrer in Meersburg und Mannheim. Während dieser Zeit agitierte er gegen die Aufrüstung. Weil er im Mittelpunkt blutiger Auseinandersetzungen mit den Nationalsozialisten stand, suspendierte ihn die Kirche vom Pfarramt. Er trat aus der Kirche aus. Weil er mit der KPD zusammenarbeiten wollte, schloß ihn die SPD 1931 aus. Er trat in die KPD ein. Nach der Abbüßung seiner Zuchthausstrafe entging Eckert 1940 nur knapp der Einweisung ins KZ. Von 1946 bis 1956 wirkte er als Politiker in Baden (in der provisorischen Regierung und als Mitglied des ersten Kabinetts). Sein Kampf gegen die Wiederaufrüstung der BRD brachte ihm 1960 in Düsseldorf eine Verurteilung ein. Er starb 1972 in Mannheim.
Der vorliegende Band bringt mehrere Texte Eckerts: Vernehmung zur Person (S. 14-28), Impressionen aus dem Ersten Weltkrieg (S. 29-80), Briefe aus dem Gefängnis (S. 213-266), drei politische Reden (S. 175-179 und S. 267-281), das Schlußwort im Düsseldorfer Prozeß, 1960 (S. 332-336) und eine Liste seiner Veröffentlichungen von 1922 bis 1932 (S. 378-385). Man gewinnt aus dieser Lektüre ein höchst lebendiges Bild der Person Ekkerts, auch seiner Naivitäten, wenn er etwa 1933 ein Zusammengehen von Nationalsozialisten und Kommunisten erwartet (S. 232). Schade, daß nicht der eine oder andere theologische Text (etwa Predigten) aufgenommen wurden! Den Theologen Ekkert hat der Herausgeber nämlich in anderen Bänden dokumentiert. Dafür kommen unter den weiteren Beiträgen vier Theologen und eine Theologin zu Wort.
Hanfried Müller untersucht das kirchliche Disziplinarverfahren 1929 gegen Eckert (S. 153-160). Hier ist der entscheidende Punkt, daß der Angeklagte von der (badischen Landes-)Kirche verlangt hatte, und im Prozeß weiterhin verlangte, für ihre sozialpolitische Haltung Buße zu tun und auf die Seite der verarmten Arbeiter zu treten.
Gert Wendelborn berichtet von einigen Predigten Ekkerts (S. 161-174). Sie beschäftigen sich zumeist mit einer aktuellen Deutung dessen, was Reich Gottes heißen könne: „Er wollte eine Kirche im Dienst an der Heraufführung des Reiches Gottes, eine Kirche im Dienst an Gerechtigkeit, Sozialität, Friedenbereitschaft und -fähigkeit, im Dienst überhaupt an der vollen Menschwerdung des Menschen“ (S. 166).
Marie Veit zeigt Eckert als einen der wenigen Protestanten, die vor 1945 den Antisemitismus öffentlich bekämpften (S. 207-212). 1931 zum Beispiel sprach er in Mannheim unter dem Titel „Christuskreuz – nicht Hakenkreuz!“ und forderte die Nationalsozialisten zur Diskussion auf. Keiner meldete sich!
Von Emil Fuchs, einem religiösen Sozialisten und Mitstreiter Eckerts, der ab 1949 in Leipzig Professor für christliche Ehtik und Religionsphilosophie war, finden wir vier Briefe aus den Jahren 1928 bis 1968 (S. 353-356).
Hans-Werner Bartsch schrieb 1973 den einzigen Nachruf auf Eckert (S. 357-358). Er sieht dessen Leben und Wirken als Zeichen einer „prophetischen Solidarität mit den ausgebeuteten Massen“ (S. 358). Angesichts „des Endes des sozialistischen Weltsystems“ (G. Wendelborn, S. 162) wirkt der Ausrufer einer solchen Solidarität heute wie der biblische Rufer in der Wüste.
Aus den übrigen Beiträgen seien die philosophischen Überlegungen von Hans Heinz Holz „Achtung für eine Aporie“ (S. 359-362) erwähnt: Holz macht sich an das Problem der Vereinbarkeit von Christentum und Kommunismus und findet die Asymmetrie, daß zwar das Christentum den Kommunismus rechtfertigen könne, nicht aber umgekehrt: „Daß es eine allgemeine Auflösung dieses Prinzipienkonflikts gibt, kann ich nicht sehen“ (S. 360). Eckert sei deshalb trotz seines Kirchenaustritts „wohl ein guter Kommunist, aber im Grunde mehr noch ein besserer Christ gewesen“ (S. 362).

Max J. Suda

Tod der Sprache – Krise der Politik

Erhard Eppler, Kavelleriepferde beim Hornsignal. Die Krise der Politik im Spiegel der Sprache. Suhrkamp-Verlag, Frankfurt 1992, 251 Seiten, 141 Schilling.

In zehn, gelegentlich vergnüglich zu lesenden Kapiteln wird in dieser nützlichen Publikation der politischen Sprache als Barometer für „politischen Leerlauf" (S. 247) nachgegangen. Bei dem Autor handelt es sich um den seltenen Fall eines sprachsensiblen, zugleich wissenschaftlich versierten Politiker. Dies verbürgt die Politik-, Wirklichkeitsnähe seiner gründlichen Analysen über das Elend der politischen Sprache, namentlich während der letzten vier Jahrzehnte. Erhard Eppler, eine Weile „Entwicklungsminister" unter der Kanzlerschaft Willy Brandts, hatte auf seiten der SPD die Federführung bei jenem inzwischen legendären SED-SPD-Grundsatzpapier-Dialog inne, der heute als Dokument vorbereitender Wendehälsigkeit in den oberen Etagen der SED-Pominenz gelesen werden kann. Kurz, Eppler weiß wovon er schreibt.
Läßt man das verschiedentlich aufquellende sozialdemokratische Eigenlob beiseite, dann hält das Buch, was es verspricht: „Die Krise der Politik im Spiegel der Sprache" transparent werden zu lassen. Das zentrale Denkbild ist einer Kritik des politischen Jargons in England entnommen, die George Orwell 1940 publiziert hat. Darin wird der Jargon der politischen Klasse mit Kavalleriepferden verglichen, die beim entsprechendem Hornsignal sich automatisch in stereotyper Formation aufreihen. Eppler ist klug genug, diesen Vorgang nicht nur an den Hornsignalen der SED zu demonstrieren. Daß sich hier der politische Jargon, der sterile Baukasten der politischen „LEGO"-Wörter, schließlich vollständig gegen die gesellschaftliche Wirklichkeit verselbständigt hatte, ist hinlänglich bekannt. Interessant freilich ist Epplers These, daß die Institutionalisierung einer Welt stereotyper Plastikwörter und Wortketten einen erheblichen Anteil daran hat, Politik, Erkennen, Bewerten, Entscheiden, von Grund auf zu blockieren. Mit bekannten Folgen.
Der überwiegende Teil des Buches ist jedoch dem Jargon der politischen Klasse des Westens, exemplarisch vorgeführt an der BRD, gewidmet. Hier diagnostiziert der Autor einen tiefgreifenden Verfallsprozeß des Politischen, der sich in der Schematisierung und Verarmung der öffentlichen politischen Sprache manifestiere. Während bis in die siebziger Jahre hinein die politische Sprache zur „Sprache des verwalteten Fortschritts" verkümmert sei und zwar in Gestalt des stereotypen Wachstumskomparativs (breiter, höher, schneller), sei dieser Jargon danach abgelöst worden von einer „Sprache der verwalteten Risiken". Zwar hätten sich die gesellschaftlichen Problemlagen radikal verändert, die politische Sprache aber habe darauf höchstens mit einem Austausch des Vokabulars reagiert: Risiko- statt Wachstumsdiskurs. Entsprechend habe sich auch der stereotype Betriebscharakter der Politik nicht verändert. Der Verwaltung der Probleme respondiere die Verkürzung des politischen Handelns auf Gestaltung dessen, was ohnehin geschieht.
„Ich gehe davon aus, daß die Entwicklung der Lage die Lösung der Probleme erleichtert, aber auch eine Herausforderung darstellt, denn die unverzichtbare (unabdingbare) Voraussetzung für die Akzeptanz unserer Politik ist es, daß wir den Bürgern nicht in die Tasche greifen, sondern uns durch gezielte Maßnahmen als Partei des Aufschwungs profilieren" (S. 179). Entlang dieses hübschen Satzes aus dem Sprachrepertoire der politischen Klasse rekonstruiert Eppler die Fäulnis des politischen Jargons, der seiner Ansicht nach ganz wesentlich mit dafür verantwortlich ist, daß das Publikum längst nicht mehr zuhört. („Politikverdrossenheit"), und – für ihn nicht weniger alarmierend – daß die politische Klasse zusehends unfähig wird, politisch zu handeln, das heißt zu entscheiden. Epplers vehemente Kritik der politischen „LEGO"-Sprache, Reflex einer „Politik der organisierten Unverantwortlichkeit" (S. 236), zielt im Kern auf einer Kritik der „politischen Klasse" und ihres „sterilen Politikbetriebs", so wie er sich dem resignierenden oder gelegentlich rebellierenden Publikum darbietet. Es geht ihm um eine Regeneration, um eine Wiederherstellung der „Selbständigkeit des Politischen" (S. 248), weshalb auch die Kritik am systemtheoretischen Denken und Vokabular eines (längst nicht mehr nur in Deutschland hofierten) Niklas Luhmann, worin Politik in den blinden Gang der Dinge sich auflöst bzw. zur bloß „symbolischen Politik" verkümmert, so harsch ausfällt.
Eppler zitiert gegen Schluß Dennis Meadows, 1972 prominent geworden mit dem Kassandra-Ruf „Die Grenzen des Wachstums", der nun zwanzig Jahre später „einen riesigen Bedarf an politischer Führung" konstatiert (S. 237). Womit die politische Sprachkritik ins Zentrum der herrschenden Politik vorstößt: der wachsenden Unfähigkeit der „politischen Klasse", die sich in deren politischem Jargon spiegelt.
Mit der stereotypen Anrufung des Neuen, den neuen Hornsignalen für alte Kavalleriepferde: „neues Denken", „neue Sprache", „neue Politik" usf., inzwischen längst notorische Plastik-Wörter ohne Erkenntnis-, Orientierungs- und Handlungswert, ist es auch im Umfeld der marxistischen Diskussion nicht getan. Daß der „Tod der Sprache" im Klischee das „Ende der Politik" im Versagen begünstigt, diesen Vorgang anschaulich nachgezeichnet zu haben, macht die vorliegende Publikation nicht nur für die, die „Politik als Beruf" betreiben, lesenswert.

Friedhelm Kröll

Ausländergesetze

»Erziehung heute« 1/1994, Themenschwerpunkt: Ausländergesetze, 55 Seiten, Einzelpreis 60 Schilling, Jahresabo (4 Hefte) 165 Schilling, herausgegeben von der Tiroler Bildungspolitischen Arbeitsgemeinschaft, Salurnerstraße 2/IV, 6020 Innsbruck.

Vor dem Hintergrund selten laut geäußertem Widerspruchs gegen die Ausländergesetze sind die durchgehend kritischen Aussagen in

diesem Heft ein wohltuender Hoffnungsschimmer. Unter anderem erläutern MitarbeiterInnen verschiedener Einrichtungen (Verein „Zebra", Wiener Integrationsfonds, Ausländerberatungsstelle Innsbruck) die Problematik aus ihrer Erfahrung und aus ihrer Sicht, ergänzt um Kommentare zum zweiten Wanderungsbericht des Innenministers, zum Lichtermeer/Lichterkette und zur allgemein politischen Beurteilung der Gesetze.
In Zeiten wie diesen eine seltene Ausnahme: In der Sozial- und Betreuungsarbeit Tätige mit kritisch-politischem Bewußtsein: „Sozialarbeit und therapeutische Betreuung müssen jedoch immer die gesetzliche und gesellschaftspolitische Situation in Österreich miteinbeziehen." (Edith Glanzer, S. 27)
Besonders eindrucksvoll ist der Abdruck der – auf eindringliches Ersuchen des Vorstandes *nicht* gehaltenen – kritischen Eröffnungsrede des Leiters der Ausländerberatungsstelle Innsbruck, Gerhard Hetfleisch, anläßlich des Bezugs der neuen Büroräume.

Fehleinschätzung Carl Schmitts

Gary L. Ulmen, Politischer Mehrwert. Eine Studie über Max Weber und Carl Schmitt, Weinheim 1991, VCH – Acta humaniora, 467 Seiten, Leinen geb., 764 Schilling.

An den Anfang der Einleitung, worin Ulmen eine Begründung für die Wahl des Titels geben möchte, stellt er eine überraschende Behauptung auf: Die Kritik der Politischen Ökonomie nennt er „die geistige Provinz der Antworten auf das Heraufkommen des Kapitalismus“ und als deren bedeutendste Exponenten nach Karl Marx führt er Max Weber und Carl Schmitt an. Max Webers Studien als „Kritik der Politischen Ökonomie“ vorgestellt zu bekommen, ruft schon einige Verwunderung hervor. Einen Carl Schmitt dieser Denktradition zuzurechnen, ist aber noch niemandem in den Sinn gekommen. Den Gebrauch des Wortes „Mehrwert“ durch Schmitt qualifiziert Ulmen als metaphorisch. Richtig wurde der Gebrauch aber nicht als bildlich bezeichnet, denn Schmitt geht damit ebenso um wie mit Begriffen der christlichen Theologie: Er redet von „politischem Mehrwert“ in simpler Analogie zum Marxschen Mehrwert-Begriff.

Erstmals findet sich der „politische Mehrwert“ in seiner Schrift „Legalität und Legitimität“ aus dem Jahr 1932. Darin greift Schmitt fundamental die „normativistische Fiktion eines geschlossenen Legalitätssystems“ an, das heute „in einen auffälligen und unabweisbaren Gegensatz zu der Legitimität eines wirklich vorhandenen, rechtmäßigen Willens“ treten würde. Als Ersatz für die „Legitimität (des Monarchen wie des plebiszitären Volkswillens)“ hätte sich der „parlamentarische Gesetzgebungsstaat“ auf die „Weihe der Legalität“ gestützt, „die er durch seine generellen, vorher bestimmten Normierungen schafft“. Funktion und Norm, also von der konkreten Situation, bestimmten Personen, von jedem Inhalt absehende Regelungen und Vollzüge würden herrschen.

Nun käme es entscheidend darauf an, daß jeder Richtung die gleiche Chance eingeräumt würde, die parlamentarische Mehrheit zu erreichen, weil andernfalls die demokratische Identität von Regierenden und Regierten aufhören würde. An dieser Stelle setzt nun Schmitts Angriff ein, indem er aufweist, daß, „über jede Normativität hinaus, der bloße Besitz der staatlichen Macht einen zur bloß normativistisch-legalen Macht hinzutretenden zusätzlichen politischen Mehrwert, eine überlegale Prämie auf den legalen Besitz der legalen Macht und auf die Gewinnung der Mehrheit“ hinzufügen würde. „Diese politische Prämie ist in ruhigen und normalen Zeiten relativ berechenbar, in abnormer Situation ganz unberechenbar und unabsehbar.“ Nach der Beschreibung dieses „politischen Mehrwerts“ (der Ausdruck ist bei ihm nie mehr als ein Synonym für „politische Prämie“), kommt Schmitt zu der für seine politische Theorie entscheidenden Frage, an der sich der Nutzen der Theorie zu erweisen und die Politik sich praktisch zu bewähren hätte: „Die dreifache, auf Ermessenshandhabung, Legalitätsvermutung und sofortige Vollziehbarkeit begründete, große Prämie auf den legalen Machtbesitz entfaltet ihre ganze, jeden Gedanken an gleiche Chancen beseitigende Hauptwirkung bei der Handhabung der außerordentlichen Befugnisse des Ausnahmezustandes.“ Im „Ernstfall“ würde die unaufhebbare „Freund-Feind-Gruppierung“ zutage treten, die „aus dem Nichts geborene Entscheidung“ triumphieren über jedes Regelwerk.

In seinem letzten veröffentlichten Aufsatz „Die legale Weltrevolution: Politischer Mehrwert als Prämie auf juristische Legalität und Superlegalität“ verwendet Schmitt den Ausdruck in keinem anderen Sinn als in seiner Arbeit von 1932. Davon unbeeindruckt resümiert Ulmen am Ende seines Buches: „Aufgabe der vorliegenden Arbeit ist es gewesen, zu zeigen, daß die Kritik der Politischen Ökonomie … ihren Abschluß in der politischen Sphäre findet und am Ende dieses Jahrhunderts die Kritik des Politischen Mehrwerts geworden ist“ (S. 458). Was sich kritisch gibt, entpuppt sich bei näherer Betrachtung als die Apologie auf die von Schmitt ein langes Leben lang propagierte Konterrevolution gegen 1789 und die Folgen. „Die Neubegründung, die Husserl und Schmitt für die Philosophie beziehungsweise die Jurisprudenz anstreben, hat zum Ziel, die europäische Identität jenseits ihrer Aufklärungskrankheiten zu definieren und auf diese Weise die westliche Kultur als ein universales Projekt wiederzubeleben“ (S. 457). Jenseits der Aufklärung aber liegt die Finsternis des Mythischen, von dem Schmitt sich nie zu lösen (ver-)mochte. Seine mißlungenen Versuche der Begründung einer „politischen Christologie“ haben ihn weit hinter den Katholizismus zurück zu den Anfängen des Mythos geführt, in dem die Menschen noch nicht von der mütterlichen Erde getrennt waren, weil sie sich von ihre nicht erheben konnten. Schmitts Sprachspiel mit dem neuen Nomos, auf dem eine neue Weltordnung zu gründen sein sollte, weist die Richtung. Gegen die gebräuchliche Übersetzung von nomos mit Gesetz besteht Schmitt auf der Deutung als Name – Nahme – Weiden. Daran schließt er die Assoziation von Nutzung, Inbesitznahme und Benennung von Land. Die wahrhaft landverbundenen seien, im Gegensatz zu den seefahrenden protestantischen, die katholischen Völker. Hinter solchen Erwägungen dunkler Bedeutungen verbirgt sich das Unvermögen, sich in gesellschaftlichen Verhältnissen zurechtzufinden, die nicht mehr als personelle Bindungen zu begreifen sind. Ulmen hat wohl die reaktionäre Wendung nicht einmal bemerkt, wenn er Schmitts Räsonieren über die fehlende Eigentumsgarantie resümiert: „Alles Eigentum wurde dem Schicksal des Geldes unterworfen … Die Auflösung des Eigentums- in ein allgemeines Vermögensrecht hat nicht nur das Grundeigentum und die grundlegenden Eigentumsrechte zerstört, sondern mit ihm die Idee eines räumlichen Zusammenhangs zwischen Haus, Wohnung und Familie, das heißt die Verbindung von Eigentum und Erbe…“ (S. 428).

Es dürfte sich erübrigen, ausführlich darzulegen, daß Ulmen Schmitts Nazitum als belanglosen Fehltritt hinstellt. Es bleibt noch die Begründung nachzuliefern, warum das Buch eines Autors, der völlig in den Bann des Plettenbergers gezogen ist, besprochen wird. Erstens wird die Rezension dem Buch nicht gerecht, weil sich Carl Schmitts Theorie des Politischen nicht in wenigen Sätzen wiedergeben läßt. Hier wurde der Akzent auf die dunklen Abgründe jenes messerscharfen und hochgebildeten Denkens gelegt, weil diese Seite bei der Lektüre unter dem Eindruck der an Schmitt angelehnten Kritik einer rationalistisch verkürzten Aufklärung und der fortgeschrittenen Naturzerstörung zu wenig deutlich werden könnte. Für das Buch spricht, worauf hier aus Platzgründen nicht eingegangen werden kann: In dieser als gesamt zweifelhaften Arbeit finden sich doch auch die Früchte ausgedehnter geistesgeschichtlicher Studien. Vor allem aus europäischer Philosophie und Jurisprudenz wird eine große Zahl an Arbeiten und Autoren sowie Schulen vorgestellt, die für das politische Denken relevant geworden sind.

Die durch den Titel erzeugte Erwartung einer systematischen Auseinandersetzung mit dem politischen Denker Max Weber wird von Ulmen enttäuscht. Er hat sich mit dem Lehrer Carl Schmitts unter dessen ihn überwältigenden Eindruck beschäftigt.

Leopold Fischer

Nation nur noch Relikt?

Leserbrief zu »Weg und Ziel« 6/1993: „Nation, Nationalismus und Demokratie" von Walter Baier

Beim Lesen dieses Artikels befällt mich ein böser Verdacht. Der Verdacht nämlich, daß wir von 1937 bis 1945 einen schweren politischen Fehler dadurch begangen haben, daß wir uns bewußt von der deutschen Nation abgegrenzt haben, ja in manchem sogar unsere Überlegenheit (auf bestimmten Gebieten) über diese bekundet und verkündet haben. Dazu haben wir offensichtlich auch den noch größeren Fehler begangen, den (vordergründigen) Klassenkampf zeitweilig zurückzustellen, weil wir meinten, ihn in der Situation des fast schon triumphierenden Hitlerfaschismus auf eine höhere Ebene zu bringen. Pfui, ihr nationalen Wurzelseppen!
In Zeiten höchster Not muß man da und dort vereinfachen, weil es sowohl für die Nation als auch für die Arbeiterklasse Prioritäten gibt. Wenn die (vorerst) entscheidende Schlacht geschlagen ist, kann und soll man modifizieren und da muß man manches dann wohl auch genauer sagen. Die Formel ist ungemein wichtig, aber man muß mit ihr arbeiten können. Die österreichische Nation ist heute wieder in großer Gefahr, unterzugehen in einem großdeutsch-europäischen Brei voll giftiger Blasen. Wie dieser Gefahr begegnen? Durch die Besinnung auf die eigene Nation und nicht nur für weise linke Edelknaben, sondern für jene, (man denke nur an die vor der Tür stehende Volksabstimmung über den EU-Beitritt), hunderttausende Österreicher, die sich ihrer „Identität" nur gefühlsmäßig bewußt sind. Sie entscheiden diesen neuen „Anschluß" und nicht ideologisches Beckmessertum.
Daß der französische Nation-Begriff aus einem anderen Boden kommt als der deutsche, soll nicht bestritten werden. Aber davon läßt sich beileibe nicht ableiten, daß französisches Nationalbewußtsein jemals auf Emotionen und gefühlsmäßige Artikulierung verzeichtet hätte, schon gar nicht in Zeiten großer nationaler Not.
Wie mir vorkommt, kompliziert Baier das Problem derart, daß die Argumentation kaum noch handhabbar ist. Andererseits gibt es in dem Artikel auch unstatthafte Vereinfachungen. Ich habe, halten zu Gnaden, die Tradition eines politisch Verfolgten, in geradezu „klassischem" Sinn: Zuchthaus, Ehrverlust und Strafbrigade. Ich weiß also, wovon ich rede, wenn es um faschistische Relikte, auch in der Sprache, geht. Aber es ist ganz einfach falsch, das Wort „Vergasung" mit dem unbewußten Gebrauch von schrecklichem Nazijargon gleichzusetzen. Das Wort „vergasen" ist wesentlich älter als der Faschismus, die Wanzenvertilger kennen den Vorgang seit hundert Jahren. Wenn in der Volksschule ein bohnengesättigter Knabe einen besonders stinkenden „Schaß" ließ, hat es geheißen, er werde die ganze Klasse „vergasen".
Die wirklichen faschistischen Relikte muß man scharf bekämpfen, aber man muß auch überlegen, ob wirklich alles von vornherein faschistisch ist, was sich die Faschisten angeeignet haben.
Zum Schluß eine persönliche Reminiszenz: in der frühen Ulbrichtzeit erlebte ich eine Maidemonstration auf dem Berliner Marx-Engels-Platz und wunderte mich über manche Parolen, die da in großer Lautstärke verkündet wurden. Eine davon lautete: „Genossenschaftsbauern, vorwärts auf der Grundlage des Statuts!" Dem Buchstaben nach wohl richtig, aber ich wage zu bezweifeln, ob eine solche Formulierung recht begeisternd gewirkt hat. Wenn ich aus Baiers Beitrag ungefähr die Losung herauslesen darf: „Verteidigt euch gegen großdeutsch-europäisches Anschlußkomplott durch Bewahrung und Verbesserung der Koalitionsfreiheit", dann erinnert das bedenklich an den vorwärtsreißenden Appell an das Statut der Genossenschaftsbauern der DDR von ehedem.

Franz Kain, Linz

Neue Positionierung der Linken

Leserbrief zu »Weg und Ziel« 5/1993: „Gefordert ist eine neue Positionierung der Linken" von Walter Baier

Walter Baier übt Kritik an der westlichen Menschenrechtspolitik, insbesondere am Konferenzpapier der Bundesregierung, aber auch an der traditionellen Haltung der kommunistischen Bewegung und des ehemaligen sogenannten realen Sozialismus zu den „individuellen" Menschenrechten. Weil aber die Katze immer auf die Füße fällt, gelangt der KPÖ-Sekretär rasch zum „Grundsätzlichen" der nachrealsozialistischen Lage (was auch verständlich und geboten ist).
Baier meint, „daß wir unsere Positionen in der politischen Auseinandersetzung neu bestimmen müssen, daß die Fähigkeit einer sozialpolitischen Alternative zum Kapitalismus sogar noch notwendiger ist als in der Vergangenheit ..."
Schließlich eröffnet er mit erstaunlichem Optimismus eine Perspektive der „gemeinsamen Aktionen in europäischem und darüber hinaus in globalem Maßstab".
Als Beitrag dazu fordert er „Meinungsaustausch".
„Neue Positionierung" klingt vielversprechend. Neubestimmung, Selbstfindung wäre das, was verlangt ist – nicht nur in der Menschenrechtsdebatte. Das gesamte linke, einschließlich des marxistischen „Gedankengutes" (in diesem Zusammenhang ist „Gedankengut" angebracht, stellt keinen Mißbrauch dar, wie in der gängigen Floskel „nationalsozialistisches Gedankengut") braucht Erneuerung, obwohl gerade dieses Vorhaben von vielen Kommunisten in Frage gestellt wird.
Nach Baiers Meinung war das Scheitern des sozialistischen „Versuchs" „auch eine Niederlage auf dem Gebiet der Theorie und Philosophie". War es nicht vielmehr so, daß der ökonomische, politische und gesellschaftliche Zusammenbruch das theoretisch-philosophische Defizit erst als eigentlichen Krankheitsherd sichtbar machte? Die untergegangenen Gesellschaften haben sich als die Umsetzung einer wissenschaftlichen Theorie verstanden. Der Marxismus, genauer der „Marxismus-Leninismus" war das Gesetz, nach dem die Revolution angetreten war, um die sozialistische Gesellschaft zu errichten und in der Folge zum Kommunismus überzuleiten. Die Theorie war oberste Instanz. Staatsaufbau, politische, ökonomische Entscheidungen, Regeln des Zusammenlebens, Aufbau der Gesellschaft, Staatliches und Ziviles, nicht zu vergessen die Kunst fanden in ihr die letzte Begründung und die Wegweiserin. Daß das Konzept nicht hielt, daß die vermeintliche Wahrheit täuschte, die Wissenschaft steckenblieb und ihre Wissenschaftlichkeit verloren hatte, kann nicht wegsdiskutiert werden.
„Eine neue Positionierung der Linken" könnte einfach meinen: „Strategie und Taktik" auf der bewährten ideologischen Grundlage der Partei neu auszurichten. Diesen Trampelpfad und dessen trügerische Sicherheit verschmäht Baier, um eigene Überlegungen anzustellen, wenn auch Widersprüche bleiben. Was bedeutet die Aussage: „Eine der wichtigsten Schlußfolgerungen aus dem Zusammenbruch des realsozialistischen Systems müßte darin bestehen, Sozialismus und Demokratie, Sozialismus und Menschenrechte zu einer Synthese zu bringen. Schließlich geht es um die Bestimmung der gesellschaftspolitischen Vision, für die wir Linken und Kommunsiten stehen", wenn man sie gegen den Satz hält: „Die Erneuerung der sozialistischen Gesellschaft in Osteuropa ist nicht gelungen. Der Sozialismus besteht aber als Idee und damit als

gesellschaftspolitische Alternative weiter"?
Auf den ersten Blick: Da wäre also die gesellschaftspolitische Alternative schon gefunden, die erst zu suchen ist? Zum zweiten: Der Sozialismus wird zu einer „Vision" (nachdem er sich laut Friedrich Engels von einer Utopie zur Wissenschaft entwickelt hat)? Und drittens: Wenn man genau hinschaut, dann ist die Alternative doch nicht „Sozialismus", sondern eine „Synthese" aus Sozialismus und „Demokratie" und „Menschenrechten". War nicht in unserem „marxistischen" Verständnis „Sozialismus" unlöslich mit Demokratie und Menschenrechten verbunden? Das sollte nicht bedeuten, mit der Durchsetzung bis nach der Revolution und dem vollendeten Aufbau des Sozialismus zuzuwarten. Kampf für Sozialismus und Kampf für Demokratie und Menschenrechte sollten einander bedingen bis zu ihrer vollen Durchsetzung in der neuen sozialistischen Gesellschaft. Dies unbeschadet der Bezeichnung „Diktatur des Proletariats" (Lenin aus dem Gedächtnis zitiert: „tausendmal demokratischer als der freieste bürgerliche Staat"). Der Wunsch, „den" Sozialismus durch zusätzliche Inhalte – „Menschenrecht", „Demokratie" – verbessern zu wollen, heißt, das Projekt „Sozialismus" aufzugeben. Damit wird nämlich unterstellt, daß „Sozialismus" ohne Demokratie und Menschenrechte möglich ist. Vom Sozialismus bleibt nichts übrig als der Name, der in diesem Zusammenhang für einen nocht nicht gefundenen Inhalt steht. Vielleicht für eine Neuauflage des „Sozialismus mit menschlichem Antlitz"? Für ein definitiv gescheitertes Projekt? Unabhängig wie man „1968" beurteilt, als Versuch, den Sozialismus zu retten oder ihn abzuschaffen, es war ein Fehlschlag. Nach zwei Dekaden des Weiterwurstelns kam das Ende – infolge Entkräftung. Doch unbeirrt kursiert die Meinung unter den „Hinterbliebenen": Der „reale" Sozialismus wäre noch kein Sozialismus oder „zu wenig" Sozialismus gewesen. Man setzt stillschweigend voraus, daß es verschiedene Sozialismen gibt, daß das richtige „Modell" noch nicht gefunden ist. Das Verständnis von Sozialismus erweitert sich zu einer verschwommenen Beliebigkeit, die geradewegs zum Guten, Wahren und Schönen führt, das außerhalb, unter oder über der wirklichen Welt angesiedelt ist, aber in der politischen Wirklichkeit keinen Platz findet.
Läßt man das Argument der „Verbesserung" gelten, dann kann die kapitalistische Ordnung dasselbe behaupten. Diese wäre ebensowenig vollkommen. Es wären bessere, „menschlichere" Modelle, ein Kapitalismus mit „menschlichem Antlitz" denkbar. Die Welt hätte es mit zwei unvollkommenen Gesellschaftssystemen zu tun, von denen sich aber nur eines als lebensfähig erwiesen hat. Mit den gängigen Rückzug- und Erstrecht-Argumenten ist die Schlacht um die Köpfe von vornherein verloren.
Eine „sozialpolitische Alternative" zum Kapitalismus als Weltsystem ist nicht einmal in Ansätzen sichtbar.
Die Entwicklung einer sozialpolitischen Alternative zu „unserem" System, das in Österreich „real" besteht, ist dagegen sehr aktuell und dringend, eine Lebensfrage für die Linke und für die vorhandenen, ohnehin unterentwickelten demokratischen Strukturen. Zwar ist die Krise der parlamentarischen Demokratie, die nicht nur in Italien zu studieren ist, hierzulande erst in Ansätzen vorhanden. Doch wird die Umgestaltung des politischen Kraftfeldes nicht vor Österreich haltmachen. Wie weit sie von der politischen Bühne in die Gesellschaft eindringt, wird sich zeigen. „Wer kann die sozialpolitische Krise aufhalten?" scheint eine berechtigte Frage zu sein.
Wird „Sozialismus" der Ausweg sein? Die Gewißheit oder Hoffnung, die dieser große Zauber bewirkte, ist verflogen. Nicht nur die „reale", auch die sozialdemokratische Variante hat jeden „Sozialismus" unglaubwürdig gemacht. Und das gerade bei jenen, auf welche es ankommt. Bei den Arbeitern im weitesten Sinne, bei den „Ansprechpartnern", welche die Theorie in die Praxis überführen sollten.
Eine Alternative, die vorgibt, Sozialismus anzustreben, wäre edel, aber rückwärtsgewandt, nostalgisch und von vornherein aussichtslos. Doch „Seitenblikke" vom Globalen zum Heimischen enthüllen eine sozialpolitische Alternative von ganz anderer, von besonderer Art. Dem Promotor der „dritten Republik" ist gelungen, eine gesellschaftliche Änderung als Ziel in den politischen Diskurs einzubringen. Änderung der Gesellschaft als Werbegag – eine epochale Leistung, denn jahrzehntelang galten gesellschaftsverändernde Zielsetzungen als absolutes Tabu, das für den Übertreter mit dem (politischen) Tod endete. Der geistige „Judenstern", der jedem vermeintlichen Wunsch nach „Gesellschaftsveränderung" – die allemal zu links war – angeheftet wurde, war effektiv und trug nicht wenig zur Schwäche und Ausgrenzung der Linken, sowie zur allgemeinen „Rechts"anfälligkeit bei.
Bemerkenswert ist die Hilflosigkeit des dem „Haiderismus" sicher überlegenen politisch-gesellschaftlichen Potentials, nennen wir es „demokratisch", der Mangel an Sensibilität, an „Bewußtsein". Die Abwehr beißt sich an der Person Haiders fest, ohne zu bedenken, daß der Slogan zwar von Haider mit Elan vorgetragen wird, doch auf tatsächliche Stimmungen über tatsächliche Ursachen zurückgreift.
Was ist denn die Gegenposition der politischen Klasse zum Haiderismus? Die Erhaltung des Bestehenden ohne eigene Ideen der Änderung, womit sie dem Haiderismus immer neue „Argumente" liefern. Nicht Haider hat die Probleme verursacht, er beutet sie aus. Die Verwalter der Demokratie verhelfen ihm in ihrer Selbstgerechtigkeit zum billigen Eigenlob des „Erneuerers".
Eine erste Annäherung zur Beschreibung unseres österreichischen Problems wäre möglicherweise in eigenen Denkmodellen zu finden. In dem, in den Voraussetzungen wahrscheinlich schon bei der Entstehung überholten Programm „Sozialismus in Österreichs Farben" findet sich der sozusagen unfertige Ansatz einer sozialpolitischen Alternative, die als „antimonopolistische Demokratie" bezeichnet wurde.
Es ging um Weiterentwicklung und Änderung der Realverfassung, gedacht als Etappe auf dem langen Marsch zum Sozialismus. Im Rückblick so etwas wie eine Verlegenheitslösung mangels „Ausbleiben" revolutionärer Entwicklung. Weil aber das ursprüngliche Ziel in unnahbare Fernen entrückt ist, könnte der Gedanke, der sich hinter dem Wortungetüm verbirgt, einen Denkansatz bieten, das linke „Tun", das nicht gestorben, sondern nur arg geschwächt ist, in den richtigen Zusammenhang zu stellen. Zu Ende gedachte Demokratie kann sich mit dem Bestehenden nicht abfinden. Ausbeutung ist mit den Menschenrechten nicht vereinbar. Daher „Demokratische Erneuerung" gegen die „dritte Republik" und gegen die „privatisierte Demokratie".
Müssen sich nicht alle Linken an die Brust klopfen, daß sie, die, wenn auch unter verschiedenen Zielsetzungen im einzelnen, für Inhalte eintraten, die unter „Erneuerung" zu fassen sind, dem rechtsgerichteten Scheindemokraten das Feld überlassen haben? War nicht ein „neues Österreich" der Auftrag, den die Opfer und Überlebenden des Widerstandes vor Augen hatten? Was hat dazu geführt, daß der vergessene Auftrag entwendet und als vergiftete Waffe mißbraucht wurde? Die Demokratie ist in den Händen der Mächtigen verkümmert, auf ein Werkzeug der politischen Macht reduziert. Die Demokratie hat ihren revolutionären Inhalt verloren. Sie kann ihn wiedergewinnen.

Willi Goldenberg

Die Welt hat sich verändert,
es kommt darauf an,
sie neu zu interpretieren.

Volksstimme

Die linke Zeitung zur rechten Zeit.
Wöchentlich am Donnerstag.

Ausschneiden und an folgende Adresse schicken: **VOLKSSTIMME, Kaiserstraße 67/1/DG, 1070 Wien.**

Ich bestelle:

☐ **Abonnement** mit jährlicher Zahlung 960,– ☐ **Abonnement** mit halbjährlicher Zahlung 480,– ☐ **4 Nummern gratis** zum Kennenlernen 0,–
(Mit Ausnahme der 4 Gratisnummern verlängert sich jedes Abo automatisch um ein weiteres Jahr, wenn nicht einen Monat vor Ablauf gekündigt wird.)

.....
Familienname, Vorname

.....
Adresse

.....
PLZ und Ort

.....
Telefon Datum/Unterschrift

60 JAHRE FEBRUAR 1934

Ein Ersuchen des Verlags an den Briefträger:
Falls Sie diese Zeitschrift nicht zustellen können, teilen Sie uns bitte hier den Grund und gegebenenfalls die neue oder richtige Adresse mit.

_____

_____

Straße/Gasse Hausnummer/Stiege/Stock/Tür

_____

Postleitzahl Ort

Besten Dank

P.b.b. Erscheinungsort Wien, Verlagspostamt 1020 Wien